This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

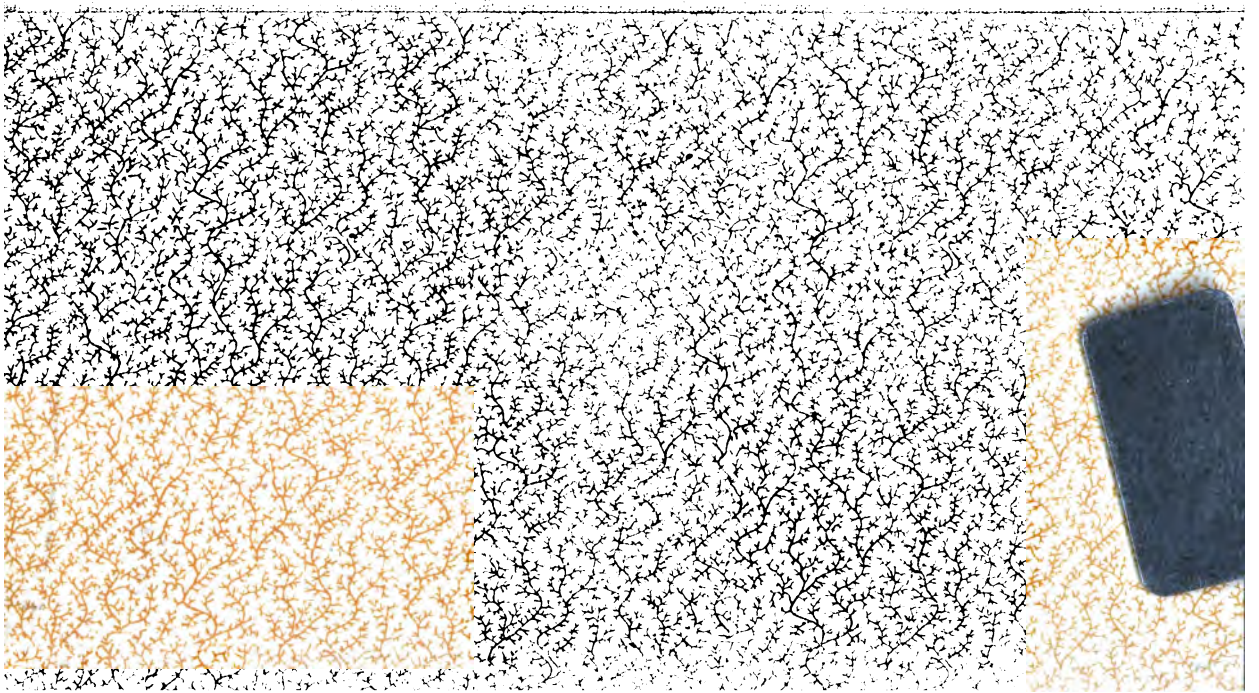
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

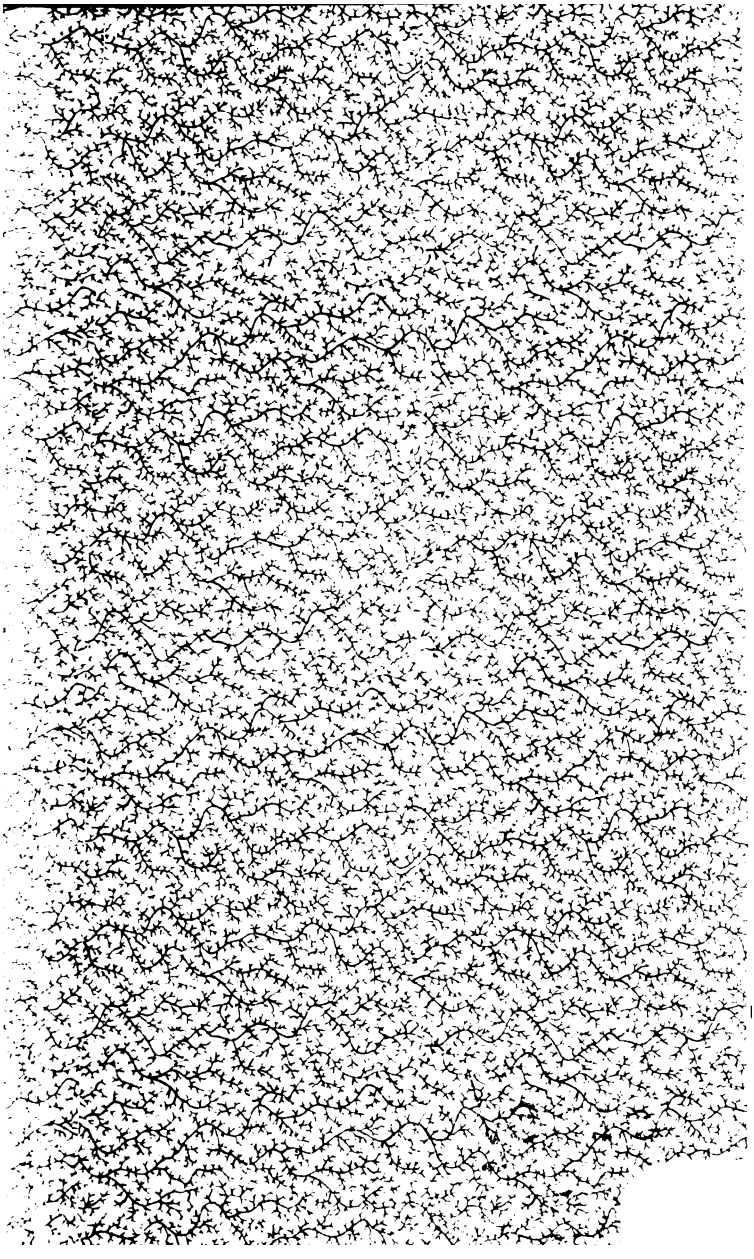
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06665364 7





NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Geſchichte

der

deutſchen Höfe

ſeit der

Reformation

von

Dr. Eduard Vehſe.

28r Band.

Fünfte Abtheilung:

Sachſen.

Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1854.

Geſchichte

der

Höfe

des

Hauſes Sachſen

von

Dr. Eduard Vehſe.

Erſter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1854.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt.

I. Geſchichte der Höfe der erneſtiniſchen Branche.

Seite.

Vorwort und Einleitung . . . . . 3—10

Die herzoglich ſächſiſchen Höfe bis zur Theilung von Weimar und Gotha . . . 11

Der Hof zu Weimar.

Herzog Wilhelm, geſtorben 1662 29

Johann Ernſt, 1662—1683 33

Wilhelm Ernſt mit ſeinem Bruder Johann Ernſt und ſeinem Neffen Ernſt Auguſt, 1683—1728 35

Ernſt Auguſt, 1728—1748.

Perſonalien dieſes wunderlichen Herrn. Weimariſcher Hofbericht von Baron Pöllnitz von 1730. Durch

Seite.

die Furcht vor einem Duell abgenöthigte zweite Heirath mit Charlotte von Baireuth. Verordnungen gegen das Raisonniren der Unterthanen bei Zuchthausstrafe, gegen die Frauenzimmerseuche bei Hofe und gegen die Hochmuthsseuche der Räthe. Reſcript über die Teller mit Feuerpfeilen, zu Löſchung der Feuersbrünſte zu brauchen. Correſpondenz über das wahre Philoſophenlicht der Natur und die wahren Ruthengänger zu Aufhülfe des Ilmenauer Bergbaus. Cavallerie- und Artillerieexercitien im zweiten Stock der Wilhelmsburg. Der Falkenorden. Belvedere und Dornburg. Ausländer an der Spitze von Hof und Staat 38

Ernſt Auguſt Conſtantin, 1748—1758 . . . 54

Der Hof der Vormünderin Regentin Amalie 1758—1775 und Carl Auguſt's, 1775—1828.

1. Hofbericht von 1770. Graf Görtz. Die weimariſche Genieperiode. Knebel, Göthe, Einſiedel, Wedel, Charlotte von Stein. Die Herzogin Luiſe 59
2. Der Hof Amaliens zu Ettersburg und Tiefurt: Die Göchhauſen, Bode, Bertuch 115
3. Die Fremden in Weimar. Charlotte von Kalb und ihr Verhältniß zu Schiller und Jean Paul. Caroline von Wolzogen und Schiller's projectirte Ehe nach dem Beiſpiel des Grafen von Gleichen. Weimariſche Hofzuſtände nach den Briefen Schiller's an Körner und Jean Paul's an Otto. Die zeitreichen und die ſchönen Damen Weimars. Gräfin Henckel. Beſuch der Madame de Staël. Die Gore's. Das weimariſche Hoftheater ſeit 1791: Wolf 126
4. Perſönlichkeit des Herzogs Carl Auguſt. Die Herzogin Luiſe. Die Gräfin Werthern 210
5. Die Revolutionszeit. Umſchlag in den Herzensverhältniſſen. Demoiſelle Bürgius und Demoiſelle Jagemann. Carl Auguſt's bibliotheca erotica. Tragikomiſcher Vorfall in der königlichen Loge zu Berlin. Einweihung des neuen Schloſſes. Die ruſſiſche Heirath. Die Cataſtrophe von Jena. Napoleon in Erfurt. Tod der Herzogin Amalie, der Fräulein Göchhauſen und Wieland's. Der Großherzog auf dem Wiener Congreß 255

Seite.

6. Die letzten Tage Carl August's und sein Tod nach dem Bericht Humboldt's. Schlußurtheil Göthe's über ihn. Tod Göthe's und der Herzogin Luise. Die Familie des Großherzogs 295

7. Hof-, Civil- und Militairetat und diplomatisches Corps in Weimar unter der Vormünderin Amalie, der Herzogin-Mutter, im Jahre 1767 und später unter Carl August. 308

Der Hof Carl Friedrich's, 1828 — 1853 . 317

Der Hof Carl Alexander's seit 1853. . . . 337

I.

Geſchichte der Höfe der ernestiniſchen Branche.

Vorwort und Einleitung.

Nächst dem Berliner Hofe giebt es keinen Hof in Deutschland, dessen wir Deutsche uns dem Ausland gegenüber mit gerechterem Selbstgefühl berühmen könnten, als den Hof von Weimar: diese beiden, jetzt auch verwandtschaftlich so eng verbundenen Höfe haben in neuern Zeiten eigentlich den deutschen Namen erst wieder zu Ehren gebracht. Wie wir der Dynastie der Hohenzollern den unvergeßlichen Dienst des starken Schutzes des Protestantismus und mit dem Protestantismus der Toleranz und der Aufklärung verdanken, verdanken wir den Wettinern in Weimar den sanften und stillen Schutz der unter dem Panier der Aufklärung wieder erwachten Nationalliteratur. Von Norddeutschland, von Berlin und Weimar aus hat, was immer heut zu Tage von Bildung im Großen und Ganzen unter uns lebt, seinen Ausgang genommen.

Diese hervorragende Stellung des Hofes von Weimar veranlaßt mich, in der Darstellung der Höfe des Hauses Sachsen diesem Hofe die Oberstelle einzuräumen: er ist weithin der interessanteste unter allen

ſächſiſchen Höfen. Die Erſcheinung, die wir bei den beiden Häuſern der Hohenzollern und Welfen antreffen, daß in ihnen gerade die Cadets es waren, die ſich nicht nur zu größerer Macht, ſondern auch zu größeren Ehren heraufarbeiteten, dieſe Erſcheinung finden wir in dem Hauſe der Wettiner nicht: die Cadets erlangten hier zwar nach dem Mühlberger Glück die Kur und nach dem Unglück von Jena ſogar die königliche Krone, aber die größere und tüchtigere Lebenskraft verblieb hier der älteren Branche und ſie bewährte dieſe Kraft und erlangte dadurch größere Ehren: ſie enthielt ſich nicht nur des traurigen Recidivs in den Katholicismus, das die jüngere Branche von Land und Leuten iſolirt hat, ſondern ſie bewahrte ſich auch den Muth, recht frühzeitig in weltlichen Angelegenheiten die blinde Auctorität und den Schlendrian zu verlaſſen. Die berühmte Erklärung des neunzehnjährigen Carl Auguſt's von Weimar: „Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigſtes Collegium ſetze, ohne daß er zuvor Amtmann, Profeſſor, Kammerrath und Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen. Ich aber ſorge und arbeite, wie jeder Andere, nicht um des Ruhmes, um des Beifalls der Welt willen, ſondern um mich vor Gott und meinem eignen Gewiſſen rechtfertigen zu können," — dieſe berühmte Erklärung bekundet hinreichend die tüchtigere Kraft und den größeren Muth. Die öffentliche Meinung Europa's iſt auch ſeit lange her ſehr ſicher dafür entſchieden, die größeren Ehren dem Hauſe von Weimar

zuzugeſtehen, trotz dem, daß der Hof von Dresden noch einen Theil der auf Koſten der ältern Branche erworbenen Macht hat. Wäre die öffentliche Meinung dieſem letztern Hofe ſo mächtig zur Seite geſtanden, ſo würde er noch die ganze Macht beſitzen.

Der preußiſche Hof und der weimariſche Hof ſind die vorzugsweiſe gebildeten Höfe Deutſchlands: dieſem Umſtande iſt zuzuſchreiben, daß über ſie, was die neuere und neueſte Zeit betrifft, das größte Licht ausgebreitet iſt und ſie haben wahrlich dieſes Licht nicht zu ſcheuen. Im Gegenſatz zu anderen Höfen, die ängſtlich das Licht, das ihre früheren Zuſtände nothdürftig erhellt, verdecken, können ſolche Höfe wie der preußiſche Hof und der weimariſche Hof auch das ſtärkſte Licht, das ſie den Augen der Welt darſtellt, vertragen, ohnerachtet, der Natur der Sache gemäß, mit dieſem ſtarken Licht ſtarke Schatten vergeſellſchaftet ſind. Wie man Menſchen nur dann recht lieben kann, wenn man ſie recht genau kennt, mit allen ihren Vorzügen und Gebrechen, ſo werden auch Höfe und Dynaſtien nur dann recht geliebt werden können, wenn man eine möglichſt vollſtändige Kenntniß davon hat, wie und auf welche Weiſe Licht und Schatten ſich bei ihnen miſchen.

Eben dadurch bewährt ſich die rechte Liebe, daß man trotz der Mängel liebt und nur die Liebe iſt die rechte und die verläßlich ſichre, die nicht blind iſt.

Der weimariſche Hof hatte ſchon in Carl Auguſt's Großvater, Ernſt Auguſt, welcher die Schlöſſer Belvedere und Dornburg gebaut hat, ein ſehr merk-

ſächſiſchen Höfen. Die Erſcheinung, die wir bei den beiden Häuſern der Hohenzollern und Welfen antreffen, daß in ihnen gerade die Cadets es waren, die ſich nicht nur zu größerer Macht, ſondern auch zu größeren Ehren heraufarbeiteten, dieſe Erſcheinung finden wir in dem Hauſe der Wettiner nicht: die Cadets erlangten hier zwar nach dem Mühlberger Glück die Kur und nach dem Unglück von Jena ſogar die königliche Krone, aber die größere und tüchtigere Lebenskraft verblieb hier der älteren Branche und ſie bewährte dieſe Kraft und erlangte dadurch größere Ehren: ſie enthielt ſich nicht nur des traurigen Recidivs in den Katholicismus, das die jüngere Branche von Land und Leuten iſolirt hat, ſondern ſie bewahrte ſich auch den Muth, recht frühzeitig in weltlichen Angelegenheiten die blinde Auctorität und den Schlendrian zu verlaſſen. Die berühmte Erklärung des neunzehnjährigen Carl Auguſt's von Weimar: „Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigſtes Collegium ſetze, ohne daß er zuvor Amtmann, Profeſſor, Kammerrath und Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen. Ich aber ſorge und arbeite, wie jeder Andere, nicht um des Ruhmes, um des Beifalls der Welt willen, ſondern um mich vor Gott und meinem eignen Gewiſſen rechtfertigen zu können," — dieſe berühmte Erklärung bekundet hinreichend die tüchtigere Kraft und den größeren Muth. Die öffentliche Meinung Europa's iſt auch ſeit lange her ſehr ſicher dafür entſchieden, die größeren Ehren dem Hofe von Weimar

zuzugeſtehen, trotz dem, daß der Hof von Dresden noch einen Theil der auf Koſten der ältern Branche erworbenen Macht hat. Wäre die öffentliche Meinung dieſem letztern Hofe ſo mächtig zur Seite geſtanden, ſo würde er noch die ganze Macht beſitzen.

Der preußiſche Hof und der weimariſche Hof ſind die vorzugsweiſe gebildeten Höfe Deutſchlands: dieſem Umſtande iſt zuzuſchreiben, daß über ſie, was die neuere und neueſte Zeit betrifft, das größte Licht ausgebreitet iſt und ſie haben wahrlich dieſes Licht nicht zu ſcheuen. Im Gegenſatz zu anderen Höfen, die ängſtlich das Licht, das ihre früheren Zuſtände nothdürftig erhellt, verdecken, können ſolche Höfe wie der preußiſche Hof und der weimariſche Hof auch das ſtärkſte Licht, das ſie den Augen der Welt darſtellt, vertragen, ohnerachtet, der Natur der Sache gemäß, mit dieſem ſtarken Licht ſtarke Schatten vergeſellſchaftet ſind. Wie man Menſchen nur dann recht lieben kann, wenn man ſie recht genau kennt, mit allen ihren Vorzügen und Gebrechen, ſo werden auch Höfe und Dynaſtien nur dann recht geliebt werden können, wenn man eine möglichſt vollſtändige Kenntniß davon hat, wie und auf welche Weiſe Licht und Schatten ſich bei ihnen miſchen.

Eben dadurch bewährt ſich die rechte Liebe, daß man trotz der Mängel liebt und nur die Liebe iſt die rechte und die verläßlich führe, die nicht blind iſt.

Der weimariſche Hof hatte ſchon in Carl Auguſt's Großvater, Ernſt Auguſt, welcher die Schlöſſer Belvedere und Dornburg gebaut hat, ein ſehr merk-

würdiges Regentenexemplar: ſein Conterfei iſt aus den Memoiren des Barons von Pöllnitz und der Markgräfin von Baireuth, demnächſt aus mehreren ſeiner Reſcripte zu entnehmen, die er in ſein Land ergehen ließ. Den Glanzpunkt der Darſtellung des weimariſchen Hofs bildet die Regierungszeit Amaliens und Carl Auguſt's, die ſchöne Zeit, die mit der Genieperiode anhebt und faſt bis zu Göthe's Tod geht. Ueber Amalie als Vormünderin habe ich zufällig ein recht intereſſantes Genrebildchen entdeckt, das dieſe muntre Dame in ihrer frühſten Zeit auf einem weimariſchen Maskenballe darſtellt. Ueber die Genieperiode, die franzöſiſche Periode und die Altersperiode Carl Auguſt's nach dem Wiener Congreſſe iſt ein faſt überreiches Licht ausgegoſſen worden durch die neuerlich in Maſſe publizirten Correſpondenzen und einige Memoiren. Es ragen unter dieſen hervor: die Briefe Göthe's an Frau von Stein, die Correſpondenz Schiller's mit Körner, Jean Paul's mit Otto, die Briefe Herzog Carl Auguſt's an Merck, die Nachläſſe Knebel's, der Frau von Wolzogen, Böttiger's u. ſ. w., die Erinnerungen des Kanzlers Müller u. ſ. w. Ueber die neueſte Zeit giebt Profeſſor Stahr's ſehr angenehm geſchriebenes Tagebuch aus Weimar manche intereſſante Züge. Ich habe für dieſe neueſte Zeit auch einige mündliche Mittheilungen benutzt, die ich erlangt habe. Ich habe aber die Thatſachen, die mir von wohlunterrichteten Augen- und Ohrenzeugen mitgetheilt wurden, nicht ſofort auf Treu und Glauben angenommen, ſondern ſie mit den

Aussagen anderer wohlunterrichteter Augen- und Ohrenzeugen verglichen und nach dieser Vergleichung hin ich der einzigen Richtschnur gefolgt, die ein Historiker bei sich entgegenlaufenden Berichten befolgen kann, nämlich der inneren Wahrscheinlichkeit der einzelnen Fakten nach der Situation der Umstände und Verhältnisse und ganz besonders nach den Charakteren der handelnden Personen. Da alle geschichtliche Quellen zuletzt nur auf Mittheilungen von Augen- und Ohrenzeugen der Begebenheiten beruhen, so ist es curios, wenn man verlangen will, daß man nur geschriebenen Quellen, am liebsten gar nur geschriebenen Quellen in den Archiven folgen soll: die geschriebenen Quellen sind doch früher einmal ungeschriebene gewesen, ursprünglich nothwendig auch nur sinnlich mit den Ohren und Augen aufgefaßte Thatsachen, und was die Archive betrifft, so kann ich, der ich eine lange Reihe von Jahren im Dresdner Staats-Archive gearbeitet habe, unbeschadet meines Archivareids versichern, daß es unmöglich ist, aus archivalischen Quellen allein und ausschließlich Geschichte zu schreiben: die Dinge ereignen sich in der Welt oft ganz anders, als sie in den offiziellen Schriften dargestellt werden. Alle welterfahrnen Leute wissen das auch nur zu wohl, einzelne dieser welterfahrnen Leute wollen aber andere nicht welterfahrene glauben machen, daß dem nicht so sei.

Welterfahrenen Leuten von der zuletzt angedeuteten Classe liegt es sehr nahe, Ausstellungen bei einem Werke wie die deutsche Hofgeschichte ist zu machen, das allerdings manche Interessen verletzt, aber vorsätz-

licher Weiſe gewiß nur heut zu Tage ganz unberechtigte Standesintereſſen. Man hat mir zuſchreiben wollen, ich liebe den Adel nicht, ich habe aber beſtimmt ausgeſprochen, daß ich den engliſchen Adel liebe, weil er der einzigen wahren Adelsvorſchrift gemäß lebt: „Nobilité oblige.“ Daß es in jedem, aber jedem cultivirten Lande einen Adel geben wird, daß man ihn nicht abſchaffen kann, weiß ich nur zu wohl, denn ich bin ein ganzes Jahr lang in Amerika geweſen und habe mich recht wohl überzeugt, daß in dieſem höchſt reſpektabel republikaniſchen Lande eine nicht immer ſehr reſpektable, aber ſehr ſtarke Geldariſtokratie exiſtirt, die freilich gar keine politiſche Macht, nur eine geſellſchaftliche hat. Ich achte und ehre viele Individuen in dem deutſchen Adelsſtande, wenn ich auch gleich nicht verkennen kann, daß der Stand als ſolcher dem engliſchen nicht gleichkommt. Viele gerade meiner näheren deutſchen Freunde ſind von Adel.

Daß ich bei einem ſo großen Reichthum von Detail mich unterweilen in einzelnen Thatſachen habe irren können, begreift ſich und ich habe, wenn mir Berichtigungen zugingen, gewiß nicht geſäumt, ſie ſofort zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Ich gehöre nicht zu denen, welche ſich aus einer ſehr kleinlichen Eitelkeit ſchämen, einzugeſtehen, daß ſie geirrt haben und ich habe ein zu lebhaftes Wahrheits- und Billigkeitsgefühl, um Perſonen, die irgendwie verletzt ſind, nicht unverzüglich eine Ehrenwiederherſtellung zukommen zu laſſen. Vage Verdächtigungen aber über Glaubwürdigkeit der Dinge, die ich ohne jedesmal eine Buch-

quelle zu nennen anführe, sollten gescheite Leute nach ihrem leicht erkennbaren Werthe wägen. „In generalibus latet error," sagt schon Bacon. Wer Ausstellungen macht, der spezialisire.

Was die Glaubwürdigkeit betrifft, so entschuldige ich mich nicht selbst, weil ich mich nicht anschuldigen will, ich entschuldige mich durch Andere und unter diesen Andern nenne ich Einen, den man hoffentlich für einen Unparteiischen halten wird. Dieser Mann gehört einem andern Lande an und ich lasse von ihm, der mit Personen aus den höchsten Ständen in der Intimität lebt und die Welt, wie sie jenseit des Canals ist, sehr wohl kennt, ein paar Worte über die Glaubwürdigkeit hier folgen. Thomas Carlyle schrieb mir unterm 11. October 1853 aus London: „Since I saw you last year in Dresden, I have been reading a great many of your books; finding in them, as all the world does, abundant entertainement and endless matter of reflexion. It is very surprising to me how you have contrived to amass such a quantity of floating information on things seldom formally recorded; and how correct it all is, at least how correct our British part of it is, which I naturally take as a sample of the whole."

Der Curiosität der Ausdrucksweise wegen, wahrlich nicht aus Ruhmredigkeit, will ich bei dieser Gelegenheit noch ein paar Worte aus noch einem anderen Lande folgen lassen, die ich schon längst hätte abdrucken lassen können, wenn mich dies so stark

tentirt hätte. Heinrich Heine ſchrieb unterm 7. Juni 1852 aus Paris nach Hamburg: „Ich habe die Bände von B. mit der größten Gier durchgeleſen ꝛc. Dies Buch iſt für mich wahrer Caviar. Jetzt fange ich an zu glauben, daß wir Deutſchen einmal eine ordentliche Nationalgeſchichte bekommen werden. B's. Buch iſt der Anfang. Sein Verdienſt iſt ungeheuer und der Gewinn des Verlegers wird es ebenfalls ſein. Nachahmungen werden wie die Pilze hervorſchießen. *) Der Weg iſt gebahnt und die Deutſchen bekommen endlich ihre Fürſten von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen ꝛc. Jeder in ſeiner Art von verſchiedenem Charakter, abgeſchloſſen und vollendet, wahre Meiſterſtücke des lieben Gottes, deſſen dichteriſche Schöpfungskraft, deſſen Autorgröße hier im klarſten Lichte erſcheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Dieſe Fürſten, die macht ihm keiner nach, kein Shakespeare und kein Raupach, da ſehen wir den Finger Gottes!"

*) Dieſe Vermuthung iſt in Erfüllung gegangen. Truſenſtolpe in Stockholm hat in ſeinen „Höfen Europa's" die deutſchen Hofgeſchichten zum Grunde gelegt.

Die herzoglich sächsischen Höfe.

Das kleine Land, das dem unglücklichen großmüthigen Kurfürsten Johann Friedrich nach der Mühlberger Niederlage in der Wittenberger Capitulation 1547 angewiesen wurde, gegen den der jüngeren albertinischen Branche in der Person des Kurfürsten Moritz abgetretenen sehr ansehnlichen Landbesitz, umfaßte die vier thüringischen Aemter Weimar, Gotha, Eisenach und Jena. Hierzu kam noch das fränkische Coburg, das Johann Friedrich's Bruder Johann Ernst besessen hatte, der 1553 ohne Erben mit Tode abging. Im Naumburger Vertrage mit Kurfürst August zu Sachsen erhielt Johann Friedrich noch Altenburg zugelegt. Endlich erhielt das ernestinische Haus noch nach dem Absterben der Grafen von Henneberg 1583 $^{5}/_{12}$ dieser Grafschaft. Wenige Tage nach Abschluß des Naumburger Vertrags starb der großmüthige Johann Friedrich, einundfunfzig Jahre alt, 1554. Er war der Stifter der Universität Jena.

So klein das Land war, so theilten ſich nach der alten grundſchädlichen deutſchen Fürſten- und Adelsſitte Johann Friedrich's Söhne doch wieder. Johann Friedrich der Mittlere erhielt Gotha, Johann Wilhelm Weimar. Johann Friedrich der Mittlere war unglücklicher noch als ſein Vater. Er verlor durch die Grumbach'ſchen Händel 1567 ſein Land, ward gefangen und ſtarb in der Cuſtodie in Oeſtreich 1595. Seine erſte Gemahlin Agnes war die Wittwe des Kurfürſten Moritz von Sachſen, eine heſſiſche Prinzeſſin, die zweite, die das Gefängniß mit ihm theilte, Eliſabeth, Tochter Kurfürſt Friedrich's III. von der Pfalz. Die Schweſter derſelben war mit Johann Friedrich's Bruder Johann Wilhelm vermählt, der 1573 ſtarb.

Es entſtand nun durch Johann Friedrich's Söhne Johann Caſimir und Johann Ernſt eine fränkiſche Linie der Herzoge von Sachſen in Coburg und durch die Söhne Johann Wilhelm's Friedrich Wilhelm und Johann eine thüringiſche in Weimar.

Wie es in dieſen kleinen ſächſiſchen Hofhaltungen mit der Hofwirthſchaft beſchlagen geweſen ſei, ergiebt ſich aus einem ſehr lehrreichen, wie es ſcheint von Spittler auf Grund der Acten verfaßten Aufſatz:

„Schon Johann Friedrich der Mittlere (der in der Cuſtodie ſtarb) befahl am 16. März 1561 ſeinem Hofmarſchall Caſpar von Göttfarth und ſeinem Rath Eberhard von der Tann, daß ſie

ſich zuſammenſetzten und ihr Bedenken zu Papier bringen ſollten, auf was für Maaße die Hofhaltung einzuziehen, was an Pferden, Geſinde, Handwerkern abzuſchaffen, wie die überflüſſigen Ausgaben einzuziehen und alſo hauszuhalten ſei, damit man beim Einkommen bleiben und der Schulden überhoben ſein könne."

„Die redlichen Hofmänner nahmen nun die alte Hofordnung vor ſich, gingen ſie durch und machten ihre Anmerkungen. Sie übereilten ſich dabei nicht und brachten ſieben Monate damit zu, ehe ſie ſolche überreichten. Sie fanden, daß die alte Hofordnung ſehr vernünftig und vorſichtig geſtellt, aber in einigen Stücken nicht gehalten worden, in andern nothdürftig zu ändern ſei. Es fand ſich, daß insgemein und ungefähr über achtzig Tiſche täglich in die 400 Perſonen am Hofe ſpeiſten, dieſe koſteten allein in Küche und Keller zu unterhalten, ohne den Zuſchlag und Gaſtereien, jährlich 46,500 Gulden. Es fand ſich unter andern auch, daß unter dem Herrn Großvater und Vater nicht mehr als ein Hofſchneider gebraucht worden, jetzt ſelten unter dreißig und daß ſie in der Hofſtube drei Tiſche beſetzten. Alle Punkte des Hofweſens wurden genau durchgegangen, erwogen und mit dienlichen Vorſchlägen ſo verſehen, daß ſie zum Fundament der neuen Hof-Reformation gelegt werden konnten."

„Allein die aufgelaufenen fürſtlichen Kammerſchulden verrathen, daß gleichwohl die fürſtlichen Ausgaben größer, als die Einnahmen geweſen. Es muß alſo dieſen Hofordnungen entweder an der gehörigen

Beobachtung oder an zulänglicher Verfassung gefehlt haben. Sie bestärken die traurige Wahrheit, daß die Höfe nicht so geschwind und leicht aus der Verwirrung herauskommen, als sie hineingerathen sind. Die beiden Herren fürstlich coburgischer Linie Johann Casimir und Johann Ernst haben, trotz ihrer erneuerten Hofordnungen von 1574, 1607 und 1636 ihren Herren Vettern 1638 fast $1\frac{1}{2}$ Million Gulden an Schulden zur Vertheilung hinterlassen."

Der eben genannte Herzog Johann Casimir zu Coburg war der Schwiegersohn des Kurfürsten August von Sachsen, der dadurch berühmt geworden ist, daß ihm der galante wälsche Graf Hieronymo Scotto, mit dem er geheime Künste trieb, die junge Gemahlin Anna verführte: die Ehe ward geschieden und Anna starb nach zwanzigjährigem Arreste auf der Veste Coburg 1613. Der Herzog war ein seinem Vetter in Dresden Johann Georg I. ebenbürtiger Liebhaber des edeln Waidwerks. Unterm 30. März 1613 schrieb er ihm einmal ein Dankschreiben, das von seinem Humore Zeugniß giebt:

„E. L. angenehmes eigen Handschreiben habe ich sambt den verehrten Mützen und Handschuhen von Otterhäuten und der biebernen Mütze wohl empfangen, thue mich demnach solches seltsamen und wohl zusammen gerichteten gar angenehmen Winter- und recht jägerischen Habits ganz freundlichen bedanken, welches ich von E. L. wegen zukünftiger Gott helfenden Winterjagd zeitlich führen will. Der dicke Hund hat

den gnädigen Gruß von E. L., auch Stoffel Jäger ein groß Glas mit Wein und der Zwerg Jäcklein darbei eine gute Maulſchellen, der er ſich faſt beſchweren wollen, empfangen, und iſt das Männlein einen Weg wie den andern noch immer unnütz, wie dergleichen kleinen Leuten ihre Art, habe ihn auch vertröſtet, wenn wir mit Gott zuſammenkommen, daß die vorgeſandte Maulſchellen bei E. L. Zins tragen und ihm vollkömmlich wiederfahren ſoll."

Dieſer jagdluſtige Herr zu Coburg ſtarb 1633 und fünf Jahre nach ihm Johann Ernſt zu Eiſenach; mit ihm ging die fränkiſche Linie aus.

„In der thüringiſchen Linie im weimariſchen Hauſe ging es nicht viel beſſer als in der coburgiſchen her, ohngeachtet Herzog Johann Wilhelm ſchon 1570 den Anfang zur Einziehung ſeines Hofes dergeſtalt machte, daß er, anſtatt der bisher am Hof geſpeiſten 376 Perſonen nur 238 und von ſeinen reiſigen Pferden nur 80 behielt. Dieſe neue Hofordnung hielt zwar den Geiſt der alten Unordnung im Zaum, aber unter einem jungen und feurigen Herzog nahm der Glanz des fürſtlichen Hofweſens von neuem zu und die Mittel ihn zu unterhalten, von Tag zu Tage ab. Ehe man ſichs verſah, geſellte ſich die Dürftigkeit wieder zur Hoheit. Dieſes geſchah dem Herzog Friedrich Wilhelm zu Weimar."

„Dieſer berühmte Fürſt, der ſonſt unter dem Namen des Kur-Adminiſtrators in den ſächſiſchen Geſchichten vorzüglich bekannt iſt, trat 1586 (vierundzwanzigjährig) ſeine Regierung in den blühenden

Verbindung oder an gelängt
haben. Sie bestärken die
daß die Höfe nicht so ge
aus der Verwirrung her
sie hineingerathen sind.
fürstlich coburgischer Linie Joh
Johann Ernst haben, trotz ih
ordnungen von 1574, 1607 und
Vettern 1638 fast 1½ Millio
Schulden zur Vertheilung hinterlassen
Der eben genannte Herzog Joh
zu Coburg war der Schwiegersohn
August von Sachsen, der dadurch
worden ist, daß ihm der galante
Hieronymo Scotto, mit dem er g
trieb, die junge Gemahlin Anna verführ
ward geschieden und Anna starb nach zwa
Ärmste auf der Veste Coburg 1613. Der
ein seinem Vetter in Dresden Johann
ebenbürtiger Liebhaber des edeln Waidwerks
30. März 1613 schrieb er ihm einmal e
schreiben, das von seinem Humore Zeugniß g
„E. L. angenehmes eigen Handschreiben
sambt den verehrten Mützen und Handschuh
Otterhäuten und der biebernen Mütze wohl
thue mich demnach solches seltsamen und
sammen gerichteten gar angenehmen
jägerischen Habits ganz freundlich
ich von E. L. wegen zu
Winterjagd zeitlich führen

den gnädigen Gruß von E. L., auch Stoffel Jäger ein groß Glas mit Wein und der Zwärg Jäcklein darbei eine gute Maulschellen, der er sich fast beschweren wollen, empfangen, und ist das Männlein einen Weg wie den andern noch immer unnütz, wie dergleichen kleinen Leuten ihre Art, habe ihn auch vertröstet, wenn wir mit Gott zusammenkommen, daß die vorgesandte Maulschellen bei E. L. Zins tragen und ihm vollkömmlich wiederfahren soll."

Dieser jagdlustige Herr zu Coburg starb 1633 und fünf Jahre nach ihm Johann Ernst zu Eisenach; mit ihm ging die fränkische Linie aus.

„In der thüringischen Linie im weimarischen Hause ging es nicht viel besser als in der coburgischen her, ohngeachtet Herzog Johann Wilhelm schon 1570 den Anfang zur Einziehung seines Hofes dergestalt machte, daß er, anstatt der bisher am Hof gespeisten 376 Personen nur 238 und von seinen reisigen Pferden nur 80 behielt. Diese neue Hofordnung hielt zwar den Geist der alten Unordnung im Zaum, aber unter einem jun[illegible] und feurigen Herzog nahm der Glanz des fürstl[illegible] [illegible]pesens von neuem zu und die Mittel ihn [illegible] [illegible]ten, von Tag zu Tage ab. Ehe m[illegible] [illegible] die Dürftigkeit wieder [illegible] [illegible]em Her[illegible] [illegible]ie=

[illegible] [illegible]nst [illegible] [illegible]a=
[illegible] [illegible] den [illegible] [illegible]Ge=
[illegible] [illegible] tra[illegible] [illegible]und=
[illegible] [illegible]ng [illegible] [illegible]enden

Jahren an, wo die Leidenſchaften ihre größte Stärke und Gewalt äußern und der Ueberlegung gar ſelten Platz laſſen. Er hatte großen Verſtand und das beſte Herz, aber ein ſo leichtſinniges Gemüth, daß er ſich aus ſeinen Einkünften ſo wenig als aus ſeinen Schulden etwas machte, einen prächtigern Hof hielt, als ſein Vermögen verſtattete, nie vor den andern Morgen ſorgte und nur auf den ſinnlichen Genuß ſeiner Hoheit dachte. Er war der redlichſte und ehrlichſte und dabei leutſeligſte und gnädigſte Herr, aber der nachläſſigſte Haushalter über ſeine fürſtlichen Einkünfte. Dieſe reichten kaum zum nöthigen Aufwand, er war aber zu großmüthig, als daß er die überflüſſigen Diener und Rittmeiſter, die ſein Vater Johann Wilhelm bei ſeinen franzöſiſchen Feldzügen gebraucht hatte, verſtoßen ſollte, ob ihm gleich das Geld dazu fehlte, er ſie auch ſonſt nicht zu brauchen wußte; das litt ſein Herz und die Ehre ſeines Hauſes nicht. Das Borgen und Verborgen war ſein tägliches Geſchäft. Er betrog Niemanden, wurde aber wacker betrogen. Es lief bei aller ſeiner natürlichen Neigung Jedermann zu dienen und gefällig zu ſein, auch ſehr viel Eitelkeit mit unter, indem er zuweilen Gelder erborgte, um ſie dem Könige in Frankreich und ſeinen Herren Vettern in Coburg wieder leihen zu können: er dachte ſich dadurch ein Anſehen zu machen, mußte die Gelder ſchwer verzinſen und ſetzte dabei ſeinen Credit und guten Namen aufs Spiel. Sein uneigennütziges Weſen zeigte ſich am beſten bei der Verwaltung des Kurfürſtenthums und machte ihm viel Ehre, er nahm

ſie aber beſſer als die Regierung ſeines Landes in Acht, borgte auch aus der kurfürſtlichen Rentkammer in den zehn Jahren ſeiner Adminiſtration nach und nach mehr nicht, als 10,000 Gulden. Die Vermahnungen ſeiner Räthe und die Klagen ſeiner fürſtlichen Kammer über den Unrath ſeines Hofes, ſeiner Maler und Drechsler hörte er allezeit ſehr gnädig an, leugnete auch nicht, daß es in Vielem anders ſein könnte; er dachte aber an keine Aenderung, ohnerachtet er ſie verſprach. Er wußte, daß dieſe Sprache ſchon am Hofe ſeines Vaters und Großvaters Mode geweſen und daß derſelbe doch beſtanden: daher hoffte er es auch wohl noch auszuhalten, ohne ſeinen Favorit-Neigungen wehe zu thun. Dieſe gingen nun ſonderlich auf das Bauen, Jagen, Reiſen, Gaſtiren, Anſchaffen koſtbarer Pferde, Gemälde, Juwelen und anderer Dinge, woran gemeiniglich die Eitelkeit der Jugend ihre Luſt findet, vornehmlich aber aufs Spielen und Verſchenken. Dabei verthat er mehr, als ſein Land vermochte."

„Seine Räthe verſahen es, daß ſie den Rechnungsbeamten nicht fleißig nachſahen, die Aemter- und Hofrechnungen zuſammenkommen ließen, ihre Abhörung und Berichtigung von einem Jahr zum andern verſparten und hernach nicht mehr wußten, wo ſie zu Haus waren und wo ſie anfangen ſollten."

„Der Schade, worein der Herzog in den erſten drei Jahren ſeiner Regierung gerieth, belief ſich über drei Tonnen Goldes, dabei war er eben ſo gleichgültig, als wenn er eine Partie im Schach verlor. Den

letzten Sommer mußte er noch zu allem Einkommen, Land- und Tranksteuer, auf über 80,000 Gulden borgen."

„Seinen Räthen und sonderlich dem Kanzler war dabei nicht wohl zu Muthe. Dies war Dr. Marcus Gerstenberg *). Ihnen wurde allmälig bange, sie möchten von des Herzogs Bruder Johann darüber zur Rechenschaft gezogen werden, da er das zwanzigste Jahr erreicht und nach dem 1587 gemachten Vergleiche der Schuld halber auf eine Sonderung dringen konnte. Sie hatten es auch wirklich Ursach. Ihre Saumseligkeit bei Abhörung und Durchgehung der Rechnungen war wenigstens Schuld daran, daß sich der herrschaftliche Unrath in einem fort gehäuft, ohne daß sie und der Herzog eigentlich wissen konnten, wo er stecke, wie weit er gekommen und wiefern er noch zu hemmen sei ꝛc. ꝛc."

„Am 21. Juni 1590 ward ein Vergleich zwischen den beiden Brüdern errichtet." Der künstliche Anstrich des neuen Schuld-Gräuels zeigte, daß er von Gerstenberg's geschickter Hand ist. Es hieß da unter andern: „Das Fürstenthum der beiden Herren Brüder sei noch mit etlichen alten Schulden beladen, welche mehrentheils noch von Alters her auf der Rentkammer verschrieben gewesen, einestheils auch bisher

*) Er starb 1623 als Geheimer Rath bei Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, in Weimar und Altenburg sehr reich mit Gütern angesessen — mit seinen Söhnen erlosch 1657 sein Geschlecht wieder.

zu Erkaufung etlicher Güter, Verfertigung der Gebäude, Reisen Herzog Johann's, angewandten Anlehen u. dergl. fürgenommen worden ꝛc. Man habe sich brüderlich verglichen, daß kein Theil ferner Schulden machen wolle ꝛc., man habe sich aller unnöthigen Ausgaben gänzlich entschlagen und darauf die Steuer, so von der Landschaft verwilligt, dergestalt ausgesetzt, daß solche ꝛc. zur Bezahlung der Schulden gebraucht werden sollten ꝛc. ꝛc."

Die coburgische oder fränkische Linie starb 1638 während des dreißigjährigen Krieges aus und ihre, wie erwähnt, mit fast $1\frac{1}{2}$ Million Gulden Schulden beschwerten Besitzungen fielen der thüringischen Linie zu. Diese thüringische Linie theilte sich zuerst in die Linien Altenburg und Weimar, von denen die erstere, deren Stifter der geschilderte Friedrich Wilhelm I. war, 1672 mit Friedrich Wilhelm III. seinem Enkel ausstarb.

Zwischen Friedrich Wilhelm I., dem Stifter der Linie Altenburg und der Kur Sachsen Administrator und Friedrich Wilhelm III., mit dem die Linie Altenburg ausging, liegt ein Friedrich Wilhelm II., der während der Zeiten des dreißigjährigen Kriegs 1639—1669 regierte. Daß das Wohlleben an seinem Hofe nach den Kriegsdrangsalen und mit wiederhergestelltem Frieden wieder in vollem Zuge gewesen sei, bezeugt ein drolliges Document, daß ein Brandenstein ausstellte, darin er sich reversirte, sechs Wochen lang weder zu Altenburg noch anderweit „nicht mehr sich zu betrinken:"

So klein das Land war, so theilten ſich nach der alten grundſchädlichen deutſchen Fürſten- und Adelsſitte Johann Friedrich's Söhne doch wieder. Johann Friedrich der Mittlere erhielt Gotha, Johann Wilhelm Weimar. Johann Friedrich der Mittlere war unglücklicher noch als ſein Vater. Er verlor durch die Grumbach'ſchen Händel 1567 ſein Land, ward gefangen und ſtarb in der Cuſtodie in Oeſtreich 1595. Seine erſte Gemahlin Agnes war die Wittwe des Kurfürſten Moritz von Sachſen, eine heſſiſche Prinzeſſin, die zweite, die das Gefängniß mit ihm theilte, Eliſabeth, Tochter Kurfürſt Friedrich's III. von der Pfalz. Die Schweſter derſelben war mit Johann Friedrich's Bruder Johann Wilhelm vermählt, der 1573 ſtarb.

Es entſtand nun durch Johann Friedrich's Söhne Johann Caſimir und Johann Ernſt eine fränkiſche Linie der Herzoge von Sachſen in Coburg und durch die Söhne Johann Wilhelm's Friedrich Wilhelm und Johann eine thüringiſche in Weimar.

Wie es in dieſen kleinen ſächſiſchen Hofhaltungen mit der Hofwirthſchaft beſchlagen geweſen ſei, ergiebt ſich aus einem ſehr lehrreichen, wie es ſcheint von Spittler auf Grund der Acten verfaßten Aufſatz:

„Schon Johann Friedrich der Mittlere (der in der Cuſtodie ſtarb) befahl am 16. März 1561 ſeinem Hofmarſchall Caſpar von Göttfarth und ſeinem Rath Eberhard von der Tann, daß ſie

ſich zuſammenſetzen und ihr Bedenken zu Papier bringen ſollten, auf was für Maaße die Hofhaltung einzuziehen, was an Pferden, Geſinde, Handwerkern abzuſchaffen, wie die überflüſſigen Ausgaben einzuziehen und alſo hauszuhalten ſei, damit man beim Einkommen bleiben und der Schulden überhoben ſein könne."

„Die redlichen Hofmänner nahmen nun die alte Hofordnung vor ſich, gingen ſie durch und machten ihre Anmerkungen. Sie übereilten ſich dabei nicht und brachten ſieben Monate damit zu, ehe ſie ſolche überreichten. Sie fanden, daß die alte Hofordnung ſehr vernünftig und vorſichtig geſtellt, aber in einigen Stücken nicht gehalten worden, in andern nothdürftig zu ändern ſei. Es fand ſich, daß insgemein und ungefähr über achtzig Tiſche täglich in die 400 Perſonen am Hofe ſpeiſten, dieſe koſteten allein in Küche und Keller zu unterhalten, ohne den Zuſchlag und Gaſtereien, jährlich 46,500 Gulden. Es fand ſich unter andern auch, daß unter dem Herrn Großvater und Vater nicht mehr als ein Hofſchneider gebraucht worden, jetzt ſelten unter dreißig und daß ſie in der Hofſtube drei Tiſche beſetzten. Alle Punkte des Hofweſens wurden genau durchgegangen, erwogen und mit dienlichen Vorſchlägen ſo verſehen, daß ſie zum Fundament der neuen Hof-Reformation gelegt werden konnten."

„Allein die aufgelaufenen fürſtlichen Kammerſchulden verrathen, daß gleichwohl die fürſtlichen Ausgaben größer, als die Einnahmen geweſen. Es muß alſo dieſen Hofordnungen entweder an der gehörigen

Beobachtung oder an zulänglicher Verfassung gefehlt haben. Sie bestärken die traurige Wahrheit, daß die Höfe nicht so geschwind und leicht aus der Verwirrung herauskommen, als sie hineingerathen sind. Die beiden Herren fürstlich coburgischer Linie Johann Casimir und Johann Ernst haben, trotz ihrer erneuerten Hofordnungen von 1574, 1607 und 1636 ihren Herren Vettern 1638 fast $1^1/_2$ Million Gulden an Schulden zur Vertheilung hinterlassen."

Der eben genannte Herzog Johann Casimir zu Coburg war der Schwiegersohn des Kurfürsten August von Sachsen, der dadurch berühmt geworden ist, daß ihm der galante wälsche Graf Hieronymo Scotto, mit dem er geheime Künste trieb, die junge Gemahlin Anna verführte: die Ehe ward geschieden und Anna starb nach zwanzigjährigem Arreste auf der Veste Coburg 1613. Der Herzog war ein seinem Vetter in Dresden Johann Georg I. ebenbürtiger Liebhaber des edeln Waidwerks. Unterm 30. März 1613 schrieb er ihm einmal ein Dankschreiben, das von seinem Humore Zeugniß giebt:

„E. L. angenehmes eigen Handschreiben habe ich sambt den verehrten Mützen und Handschuhen von Otterhäuten und der biebernen Mütze wohl empfangen, thue mich demnach solches seltsamen und wohl zusammen gerichteten gar angenehmen Winter- und recht jägerischen Habits ganz freundlichen bedanken, welches ich von E. L. wegen zukünftiger Gott helfenden Winterjagd zeitlich führen will. Der dicke Hund hat

den gnädigen Gruß von E. L., auch Stoffel Jäger ein groß Glas mit Wein und der Zwärg Jäckle darbei eine gute Maulschellen, der er sich fast beschweren wollen, empfangen, und ist das Männlein einen Weg wie den andern noch immer unnütz, wie dergleichen kleinen Leuten ihre Art, habe ihn auch vertröstet, wenn wir mit Gott zusammenkommen, daß die vorgesandte Maulschellen bei E. L. Zins tragen und ihm vollkömmlich wiederfahren soll."

Dieser jagdlustige Herr zu Coburg starb 1638 und fünf Jahre nach ihm Johann Ernst zu Eisenach; mit ihm ging die fränkische Linie aus.

„In der thüringischen Linie im weimarischen Hause ging es nicht viel besser als in der coburgischen her, ohngeachtet Herzog Johann Wilhelm schon 1570 den Anfang zur Einziehung seines Hofes dergestalt machte, daß er, anstatt der bisher am Hof gespeisten 376 Personen nur 238 und von seinen reisigen Pferden nur 80 behielt. Diese neue Hofordnung hielt zwar den Geist der alten Unordnung im Zaum, aber unter einem jungen und feurigen Herzog nahm der Glanz des fürstlichen Hofwesens von neuem zu und die Mittel ihn zu unterhalten, von Tag zu Tage ab. Ehe man sichs versah, gesellte sich die Dürftigkeit wieder zur Hoheit. Dieses geschah dem Herzog Friedrich Wilhelm zu Weimar."

„Dieser berühmte Fürst, der sonst unter dem Namen des Kur-Administrators in den sächsischen Geschichten vorzüglich bekannt ist, trat 1586 (vierundzwanzigjährig) seine Regierung in den blühenden

Jahren an, wo die Leidenſchaften ihre größte Stärke und Gewalt äußern und der Ueberlegung gar ſelten Platz laſſen. Er hatte großen Verſtand und das beſte Herz, aber ein ſo leichtſinniges Gemüth, daß er ſich aus ſeinen Einkünften ſo wenig als aus ſeinen Schulden etwas machte, einen prächtigern Hof hielt, als ſein Vermögen verſtattete, nie vor den andern Morgen ſorgte und nur auf den ſinnlichen Genuß ſeiner Hoheit dachte. Er war der redlichſte und ehrlichſte und dabei leutſeligſte und gnädigſte Herr, aber der nachläſſigſte Haushalter über ſeine fürſtlichen Einkünfte. Dieſe reichten kaum zum nöthigen Aufwand, er war aber zu großmüthig, als daß er die überflüſſigen Diener und Rittmeiſter, die ſein Vater Johann Wilhelm bei ſeinen franzöſiſchen Feldzügen gebraucht hatte, verſtoßen ſollte, ob ihm gleich das Geld dazu fehlte, er ſie auch ſonſt nicht zu brauchen wußte; das litt ſein Herz und die Ehre ſeines Hauſes nicht. Das Borgen und Verborgen war ſein tägliches Geſchäft. Er betrog Niemanden, wurde aber wacker betrogen. Es lief bei aller ſeiner natürlichen Neigung Jedermann zu dienen und gefällig zu ſein, auch ſehr viel Eitelkeit mit unter, indem er zuweilen Gelder erborgte, um ſie dem Könige in Frankreich und ſeinen Herren Vettern in Coburg wieder leihen zu können: er dachte ſich dadurch ein Anſehen zu machen, mußte die Gelder ſchwer verzinſen und ſetzte dabei ſeinen Credit und guten Namen aufs Spiel. Sein uneigennütziges Weſen zeigte ſich am beſten bei der Verwaltung des Kurfürſtenthums und machte ihm viel Ehre, er nahm

ſie aber beſſer als die Regierung ſeines Landes in Acht, borgte auch aus der kurfürſtlichen Rentkammer in den zehn Jahren ſeiner Adminiſtration nach und nach mehr nicht, als 10,000 Gulden. Die Vermahnungen ſeiner Räthe und die Klagen ſeiner fürſtlichen Kammer über den Unrath ſeines Hofes, ſeiner Maler und Drechsler hörte er allezeit ſehr gnädig an, leugnete auch nicht, daß es in Vielem anders ſein könnte; er dachte aber an keine Aenderung, ohnerachtet er ſie verſprach. Er wußte, daß dieſe Sprache ſchon am Hofe ſeines Vaters und Großvaters Mode geweſen und daß derſelbe doch beſtanden: daher hoffte er es auch wohl noch auszuhalten, ohne ſeinen Favorit-Neigungen wehe zu thun. Dieſe gingen nun ſonderlich auf das Bauen, Jagen, Reiſen, Gaſtiren, Anſchaffen koſtbarer Pferde, Gemälde, Juwelen und anderer Dinge, woran gemeiniglich die Eitelkeit der Jugend ihre Luſt findet, vornehmlich aber aufs Spielen und Verſchenken. Dabei verthat er mehr, als ſein Land vermochte."

„Seine Räthe verſahen es, daß ſie den Rechnungsbeamten nicht fleißig nachſahen, die Aemter- und Hofrechnungen zuſammenkommen ließen, ihre Abhörung und Berichtigung von einem Jahr zum andern verſparten und hernach nicht mehr wußten, wo ſie zu Haus waren und wo ſie anfangen ſollten."

„Der Schade, worein der Herzog in den erſten drei Jahren ſeiner Regierung gerieth, belief ſich über drei Tonnen Goldes, dabei war er eben ſo gleichgültig, als wenn er eine Partie im Schach verlor. Den

letzten Sommer mußte er noch zu allem Einkommen, Land- und Trankſteuer, auf über 80,000 Gulden borgen."

„Seinen Räthen und ſonderlich dem Kanzler war dabei nicht wohl zu Muthe. Dies war Dr. Marcus Gerſtenberg *). Ihnen wurde allmälig bange, ſie möchten von des Herzogs Bruder Johann darüber zur Rechenſchaft gezogen werden, da er das zwanzigſte Jahr erreicht und nach dem 1587 gemachten Vergleiche der Schuld halber auf eine Sonderung dringen konnte. Sie hatten es auch wirklich Urſach. Ihre Saumſeligkeit bei Abhörung und Durchgehung der Rechnungen war wenigſtens Schuld daran, daß ſich der herrſchaftliche Unrath in einem fort gehäuft, ohne daß ſie und der Herzog eigentlich wiſſen konnten, wo er ſtecke, wie weit er gekommen und wiefern er noch zu hemmen ſei ꝛc. ꝛc."

„Am 21. Juni 1590 ward ein Vergleich zwiſchen den beiden Brüdern errichtet." Der künſtliche Anſtrich des neuen Schuld-Gräuels zeigte, daß er von Gerſtenberg's geſchickter Hand iſt. Es hieß da unter andern: „Das Fürſtenthum der beiden Herren Brüder ſei noch mit etlichen alten Schulden beladen, welche mehrentheils noch von Alters her auf der Rentkammer verſchrieben geweſen, einestheils auch bisher

*) Er ſtarb 1623 als Geheimer Rath bei Kurfürſt Johann Georg I. von Sachſen, in Weimar und Altenburg ſehr reich mit Gütern angeſeſſen — mit ſeinen Söhnen erloſch 1657 ſein Geſchlecht wieder.

zu Erkaufung etlicher Güter, Verfertigung der Gebäude, Reisen Herzog Johann's, angewandten Anlehen u. dergl. fürgenommen worden ꝛc. Man habe sich brüderlich verglichen, daß kein Theil ferner Schulden machen wolle ꝛc., man habe sich aller unnöthigen Ausgaben gänzlich entschlagen und darauf die Steuer, so von der Landschaft verwilligt, dergestalt ausgesetzt, daß solche ꝛc. zur Bezahlung der Schulden gebraucht werden sollten ꝛc. ꝛc."

Die coburgische oder fränkische Linie starb 1638 während des dreißigjährigen Krieges aus und ihre, wie erwähnt, mit fast $1^1/_2$ Million Gulden Schulden beschwerten Besitzungen fielen der thüringischen Linie zu. Diese thüringische Linie theilte sich zuerst in die Linien Altenburg und Weimar, von denen die erstere, deren Stifter der geschilderte Friedrich Wilhelm I. war, 1672 mit Friedrich Wilhelm III. seinem Enkel ausstarb.

Zwischen Friedrich Wilhelm I., dem Stifter der Linie Altenburg und der Kur Sachsen Administrator und Friedrich Wilhelm III., mit dem die Linie Altenburg ausging, liegt ein Friedrich Wilhelm II., der während der Zeiten des dreißigjährigen Kriegs 1639—1669 regierte. Daß das Wohlleben an seinem Hofe nach den Kriegsdrangsalen und mit wiederhergestelltem Frieden wieder in vollem Zuge gewesen sei, bezeugt ein drolliges Document, daß ein Brandenstein ausstellte, darin er sich reverfirte, sechs Wochen lang weder zu Altenburg noch anderweit „nicht mehr sich zu betrinken:"

„Demnach ich Endes Verzeichneter wegen gestrigen übertriebenen Trunks, wodurch ich leicht um Leib und Leben, meinem armen Weib und Kind zum höchsten Schaden hätte kommen sollen, mich nunmehr resolvirt habe, zwischen hier und Jacobi (25. Juli) mich mit dergleichen Laster niemals zu überladen, auch zu desto steifer und fester-Haltung derselben, da ich mich etwa binnen dieser Zeit darzu veranlassen dürfte, verpflichte ich mich zu allenmalen ein paar gute Maulschellen von meinem gnädigen Herrn, oder weme es ihre F. G. jemandes von den ihrigen anbefehlen wollte, zu erhalten, oder mich sonsten mit einer ungewöhnlichen Adelichen Strafe belegen zu lassen. Zu mehrerer Bekräftigung habe ich solches eigenhändig unterschrieben. Altenburg, den 9ten Juni 1652.

(L. S.) Wolf Dietrich von Brandenstein."

„Darbey ist zu gedenken, daß, wenn es auch anderweit geschehen sollte, ich mich gleichwohl zu ebenmäßiger Strafe erkenne."

Während die Linie Altenburg ausstarb, blühte Weimar fort und theilte sich mit den Söhnen Herzog Johann's, der 1605 starb, Wilhelm und Ernst dem Frommen in die zwei noch blühenden Häuser: Weimar und Gotha.

Herzog Wilhelm von Weimar und Herzog Ernst der Fromme hatten noch neun Brüder und unter diesen ward ein Prinz mit dem Unglücksnamen Johann Friedrich in ganz besonderer Beziehung tragisch merkwürdig: er ward noch unglücklicher als

sein in der Cuſtodie in Oeſtreich geſtorbener Großoheim und ſein bei Mühlberg gefangener Urgroßoheim. Röſe, der Biograph Herzog Bernhard's, hat auch von ihm eine Biographie geliefert.

Wie Herzog Ernſt ſich durch ſeine Frömmigkeit auszeichnete, wurde Johann Friedrich gerade durch das Gegentheil berüchtigt. Er gehörte zu denen, die, wie der franzöſiſche Marſchall von Luxemburg, ein Pactum mit dem Teufel nach der Volksmeinung abgeſchloſſen hatten und die, wie die ſuperſtitiöſe Sprache jener Zeit es ausdrückte, der Teufel denn auch wirklich holte. Dieſer Johann Friedrich von Weimar war geboren 1600, und widmete, wie ſeine Brüder, im Anfang des dreißigjährigen Kriegs ſeinen Degen der Sache der Proteſtanten. Auf ſeinen Erbgütern Ichtershauſen, Reinhardsbrunn und Tambuchshof ergab er ſich der ſchwarzen Kunſt, mied den Umgang mit ſeinen Brüdern und den öffentlichen Gottesdienſt, ging nie zum Abendmahl, beſtritt die Fortdauer der Seele nach dem Tode und meinte, das Daſein eines Gottes laſſe ſich nicht beweiſen. Er las die Schriften des Paracelſus, Cardanus und anderer Magier, ſuchte ſich alle Zauberbücher und Segensſprüche zu verſchaffen, mittelſt welcher er die Stärke von zwölf Mann gewinnen, ſich ſchußfeſt und unſichtbar machen wollte und gab ſich dieſen und andern geheimnißvollen Praktiken oft bis zwei Uhr Nachts hin. Zuletzt dingte er geradezu den Teufel, vor der Hand wahrſcheinlich nur nach der in Fauſt's Höllenzwang und ähnlichen Büchern ent-

haltenen Anweiſung, wobei die Seele nicht Gefahr laufe, wenn man nur vorſichtig ſei. Im Jahre 1625 trat er in die Dienſte König Chriſtian's IV. von Dänemark, der damals den Oberbefehl der Proteſtanten gegen Kaiſer und Liga führte und in deſſen Heere ſich bereits ſein älterer Bruder Johann Ernſt und der jüngſte, der berühmte Bernhard befanden. Bei einer Aufwartung in den Gemächern des Königs bekam er mit ſeinem Bruder Bernhard und dem Pfalzgrafen von Birkenfeld ärgerliche Händel, ſo daß Johann Ernſt, als däniſcher Generallieutenant, vom Könige angewieſen wurde, ihn zu verhaften. Johann Friedrich, der die verlangte Ablieferung des Degens für eine unauslilgbare Schande anſah, wehrte ſich wie ein Verzweifelter und verſuchte ſogar zuletzt in die Weſer zu ſpringen. In einer ſofort aufgeſetzten ſchriftlichen Eingabe an den König klagte er ſeinen Bruder an mit ihm wie mit einem Hunde, nicht wie mit einem Cavalier umgegangen zu ſein und ſetzte bei, da man ihm ſeine Ehre geraubt, ſolle man ihm lieber vollends den Kopf vor die Füße legen, die Urheber der That aber hätten es zu verantworten, daß es mit ihm auf's Aeußerſte gekommen und er nun des Teufels werden müſſe.

In Folge dieſes Auftritts wurde Herzog Johann Friedrich vom proteſtantiſchen Heere weggeſchickt, wo ohnehin ſchon ſchlimme Gerüchte über ſeinen Umgang mit dem Teufel ihn verrufen gemacht hatten. Er kehrte nun nach Ichtershauſen zurück. Hier verſank er in düſtere Schwermuth und in kör-

perliches Leiden, so daß er sich, einem Briefe an seinen Bruder Herzog Wilhelm zufolge, den Tod wünschte. Er machte einen vereitelten Versuch, zu dem katholischen Heere zu entfliehen, wobei ein Mensch von ihm niedergestoßen wurde. Er schoß mehremale auf die Bauern in Ichtershausen und beging andere von halbem Wahnsinn zeugende Streiche. Endlich gelang es ihm im April 1627 zu den Ligisten zu entfliehen. Aber auch hier gerieth er und zwar gleich im Augenblick seiner Ankunft in Händel und stieß einem Offizier den Degen durch den Leib. Tilly ließ ihn nach der Festung Erichsburg im Fürstenthum Calenberg bringen, was wieder nur unter wüthendster Gegenwehr von seiner Seite vollzogen werden konnte. Der Hof zu Weimar erwirkte hierauf seine Auslieferung von Tilly. Man brachte ihn nach Thüringen und wies ihm vorerst in dem ehemaligen Kloster Oldisleben ein Gefängniß an. Hier stand er einmal vom Bett auf, sah in die Winkel des Zimmers, murmelte in einen jeden derselben unverständliche Worte hinein, sprach leise zum Fenster hinaus und horchte aufmerksam wie in Erwartung einer Antwort. In der darauffolgenden Nacht hörten die Wächter ein starkes Toben unter dem Gefängniß. Der Herzog aber äußerte sich am Morgen lachend gegen die Aufwärter über das Geräusch und schüttelte seine Ketten mit Gewalt. Zur Ruhe ermahnt, sagte er: „Es soll und muß so sein, ich will euch sagen, warum ich solches thue. Man hat mir vergangene Nacht zugerufen, ich solle mich losmachen, sonst würde ich für einen schlech-

von Kerl gehalten." Gegen Abend, als er sich vor der Belauerung sicher glaubte, hüllte er sich in seinen Mantel ein, winkte mit Kopf und Händen nach dem Fenster und gebehrdete sich so, als ob Jemand neben ihm sitzend, mit ihm spräche. Darauf ordnete der Beichtvater eine Betstunde in der Wachtstube an. Wie man die Worte sang: „für dem Teufel uns bewahr," sprang der Herzog wüthend auf und tobte. Später rief er den Bösen oftmals unter dem Namen Hippokras oder Herman und wenn derselbe nach seiner Meinung sich eingefunden hatte, überschüttete er ihn mit Vorwürfen. Der Oberaufseher, ein Herr von Sandersleben, bezeugte, daß er einst einen heftigen Streit zwischen dem Gefangenen und dem Unsichtbaren in französischer Sprache gehört habe, der anhielt, bis der Beichtvater wiederum eine Betstunde anordnete. Beim Gesang: „Gott der Vater wohn' uns bei" sei dann der Herzog wiederum wie rasend gegen die Thüre gerannt.

Von Olvisleben ward Johann Friedrich im Verlaufe einiger Wochen nach Weimar versetzt. Für seinen neuen Kerker wurden neun Bürger vereidigt, ihn bei Todesstrafe zu bewachen, alle seine Reden und Bewegungen zu beobachten und bis zu seiner Todesstunde nichts von dem, was sie vernehmen würden, jemand anders, als ihren Vorgesetzten zu offenbaren. Die Wachtstube ward mit Kanzel und sonstiger Einrichtung für den Gottesdienst versehen und von nun an täglich von den Geistlichen Beschwörungsformeln abgelesen, gepredigt, gebetet und gesungen. Der

Gefangene entwortete auf dieſes Alles bald mit Hohn, bald mit Zorn. Er zerriß mehrermale die ſchweren Ketten, die man ihm angelegt hatte. Endlich im October 1627 legte er das Geſtändniß ab, ſich dem Teufel mit ſeinem Blute verſchrieben zu haben. Am andern Morgen fand man ihn todt, mit dem Geſicht gegen die Erde gekehrt, in gekrümmter Stellung, eine blutende Wunde in der Seite.

Die Wächter des Herzogs wurden ſofort am weimariſchen Hofe in Dienſt aufgenommen, was verſchiedenen Auslegungen über die wirkliche Art ſeines Todes Raum läßt. Das Haus, wo er geſtorben war, blieb bis auf die neueſte Zeit verrufen wegen ſeines umwandelnden Geſpenſts, das das löſchpapierene Geſicht im Volke genannt wurde.

Ich kehre nun zu den Brüdern dieſes unglücklichſten unter den drei Johann Friedrichen zurück, zu denen, von denen die jetzt noch beſtehenden erneſtiniſchen Häuſer Sachſens ihren Urſprung ableiten.

Stifter des Hauſes Weimar war Herzog **Wilhelm**, der bis 1662 regierte. Seine Nachkommen theilten ſich wieder in die drei Linien Weimar, Eiſenach und Jena. Jena ſtarb aus 1690, Eiſenach 1741.

Stifter des Hauſes Gotha war Herzog **Ernſt der Fromme**, der bis 1675 regierte. Seine Nachkommen theilten ſich wieder in ſieben Linien Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eiſenberg, Hildburghauſen und Saalfeld. Von dieſen

sieben Linien starben vier wieder aus: Coburg 1699, worauf Saalfeld den Titel Coburg annahm, Eisenberg 1707, Römhild 1710 und Gotha 1825, worauf Coburg den Titel Coburg-Gotha annahm.

Der Hof zu Weimar.

Sachſen-Weimar.

Herzog Wilhelm,
geſtorben 1662.

Herzog Wilhelm, der Stifter des Hauſes Weimar, geboren 1598, war ein Zwilling, ſein Zwillingsbruder ſtarb bei der Geburt. Seinen Vater Johann verlor er im ſiebenten Jahre, die Mutter Dorothea Marie von Köthen erzog ihn. Er war der fünfte von den elf Brüdern, die, was als größte Merkwürdigkeit auszuzeichnen iſt, nach einander geboren wurden, und unter denen Ernſt der Fromme, der neunte Bruder, der Stifter des Hauſes Gotha und der berühmte Bernhard von Weimar, der jüngſte elfte Bruder, den größten Namen ſich machten, der achte Bruder mit dem Unglücksnamen Johann Friedrich aber durch ſein tragiſches Schickſal merkwürdig geworden iſt. Neun Brüder, alle, außer Ernſt, ſtarben vor Herzog Wilhelm, außer Bernhard noch zwei im dreißigjährigen

Kriege: der älteste Johann Ernst, der sich mit dem Grafen Mansfeld zu Bethlen Gabor gerettet, 1626 in Ungarn, im Begriff einen neuen Feldzug in Schlesien zu machen. Der dritte Bruder Friedrich focht ebenfalls bei Mansfeld und bei Braunschweig, als diese sich nach den Niederlanden warfen: Friedrich fiel auf dem Marsch dahin 1622 bei Fleury. Mit ihm hatte Herzog Wilhelm 1617 eine Reise nach den Niederlanden und 1618 nach Frankreich gemacht.

Auch Herzog Wilhelm wurde ein Hauptheld des dreißigjährigen Kriegs: es leitete ihn, indem er seinen Degen der Sache der Protestanten widmete, die geheime Hoffnung, die Kur wieder erstreiten zu können. Er diente zuerst unter Kurfürst Friedrich von der Pfalz, König von Böhmen und wohnte der unglücklichen Schlacht bei Prag bei, 1620: er focht im Sterne des königlichen Thiergartens mit solchem Heldenmuthe, daß von den 2000 Mann seines Regiments Herzog von Weimar nur 26 Mann übrig blieben. Sodann focht Herzog Wilhelm in Gemeinschaft mit dem Grafen Mansfeld und dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach: mit diesem wohnte er dem Treffen bei Wimpfen bei 1622. Darauf trat er in den Dienst Herzog Christian's von Braunschweig, des bekannten abentheuerlichen Bischofs von Halberstadt. Gefangen bei dessen Niederlage 1623 bei Stadtlo im Stifte Münster durch Tilly, ward er nach Neustadt bei Wien gebracht, 1625 aber nach siebzehn Monaten vom Kaiser durch des Kurfür-

sten von Sachsen Vermittelung nach gethanem Fußfall — worauf er Kaiser Ferdinand II. bei der Tafel das Handtuch gereicht — wieder freigelassen und lebte seitdem ohne Theilnahme am Kriege in Weimar. Erst als 1631 Gustav Adolf nach Deutschland kam, verband er sich mit diesem nach dem Siege bei Breitenfeld zu Halle, eroberte Erfurt und das Eichsfeld und nahm dann an dem Zuge des Schwedenkönigs an den Lech, wo Tilly fiel, an dem Siegeseinzug in München und an dem blutigen Sturme des Lagers Wallenstein's bei Nürnberg Theil. Hier endeten die Kriegsunternehmungen Herzog Wilhelm's, er begab sich seiner geschwächten Gesundheit halber zurück nach Erfurt, das Commando seiner Truppen überließ er seinem Bruder Bernhard. Nach dem Tode Gustav Adolf's in der Lützner Schlacht ward Herzog Bernhard von Oxenstierna zum Herzog von Franken erhoben, Herzog Wilhelm erhielt das Eichsfeld. Aber nach dem Verluste der Nördlinger Schlacht 1634 trat Herzog Wilhelm dem 1635 von Kursachsen mit dem Kaiser geschlossenen Frieden zu Prag bei. Alle Pläne des weimarischen Hauses auf Ausdehnung seiner Macht in Thüringen und Franken vereitelte die Vergiftung des Helden Bernhard im Jahre 1639, eben als er sich ein neues Fürstenthum im Elsaß erkämpft hatte.*) Im westphälischen Frieden

*) Die Geschichte des Herzogs Bernhard von Weimar als im wesentlichen Zusammenhange mit dem dreißigjährigen Kriege stehend, ist in der Darstellung dieses Kriegs bei der Geschichte des östreichischen Hofes aufgenommen Bd. IV. S. 58—68.

erhielt Weimar nichts, das Eichsfeld hatte wieder an das Erzſtift Mainz gegeben werden müſſen, dieſes Erzſtift erwarb auch 1664 den Hauptplatz Thüringens Erfurt.

Die Hauptperſon, durch die die Geſchäfte am weimariſchen Hofe gingen, war der Geheime Rath Samuel Göchhauſen, der 1658 ſtarb, von der Familie, der die bekannte Hofdame unter Carl Auguſt und Göthe angehörte.

Vier Jahre nachher 1662 ſtarb Herzog Wilhelm vierundſechzig Jahre alt, nachdem er ſeit 1651 an die Stelle des 1618 durch Verwahrloſung eines Alchemiſten abgebrannten Schloſſes zu Weimar, die Wilhelmsburg gebaut hatte, ein ſtattliches Schloß mit Wällen, Außenmauern und Waſſergräben umſchloſſen, das 123 Jahre geſtanden hat und erſt unter Carl Auguſt, ein Jahr ehe Göthe nach Weimar kam, 1774 abbrannte.

Herzog Wilhelm hinterließ von ſeiner Gemahlin Eleonore Dorothea von Deſſau eine Prinzeſſin, die mit dem Herzog Moritz von Sachſen-Zeitz vermählt ward und vier Prinzen, von denen Johann Ernſt in Weimar folgte; Adolf Wilhelm erhielt Eiſenach, ſtarb aber ſchon 1669 und nun fiel Eiſenach an den dritten Bruder Johann Georg; der vierte jüngſte Prinz Bernhard ward der Stifter der Linie Jena, die ſchon mit ſeinem Sohne wieder ausging, worauf Jena 1690 an Eiſenach kam.

Johann Ernſt,
1662—1683.

Herzog Johann Ernſt, geboren 1627, war der älteſte Sohn und Nachfolger des Stifters des Hauſes Weimar, Herzog Wilhelm's. Sein Lehrer war der berühmte Friedrich Hortleder, aus dem Magdeburgiſchen gebürtig, der aus den Urkunden des weimariſchen Archivs die Geſchichte des ſchmalkaldiſchen Kriegs herausgab und als weimariſcher Hofrath 1640 ſtarb. Johann Ernſt machte darauf 1646 mit ſeinem Hofmeiſter, dem nachmaligen Geheimen und Kammerrath Euſtachius von Brink die Reiſe durch die Niederlande, Frankreich und Italien, erkrankte aber zu Caen an den Blattern, und zwar zu derſelben Zeit, als ſeine Geſchwiſter dieſelbe Krankheit zu Weimar überfallen hatte, was dazumal als ein Hauptbeweis von der Macht der Sympathie angeſehen wurde.

Fünfunddreißig Jahre alt 1662 trat Johann Ernſt die Regierung in Weimar an, regierte einundzwanzig Jahre und ſtarb 1683. Eine Hauptfigur an ſeinem Hofe machte ſein Geheimer Rath, der berühmte Rechtsprofeſſor und Ordinarius zu Jena Georg Adam Struve. Er iſt der Ahnherr der in unſern Tagen vielgenannten deutſch-ruſſiſchen Familie Struve. Er ſtammte aus dem Magdeburgiſchen von einem Mühlenvoigt ab und war ein von den deutſchen Fürſten weit und breit, wie ſpäter Pütter in Göttingen, conſultirter Mann, der durch eine ungeheure körperliche ſowohl als geiſtige Fruchtbarkeit ſich einen Namen gemacht hat: er hinterließ aus zwei Ehen

ſechsundzwanzig Kinder und dreißig Enkel, Bücher hat er noch ungleich mehrere hinterlaſſen. Er ſtarb 1692, zwei Jahre nach dem Anfall von Jena an Weimar. Sein Sohn Burkhard Gotthelf Struve war Hofrath und Hiſtoriograph zu Weimar und einer der Begründer der Literarhiſtorie in Deutſchland, der Verfaſſer der Bibliotheca historica, die zum erſtenmal das große hiſtoriſche Material, das ſich in faſt drei Jahrhunderten ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt aufgehäuft hatte, zu einer Ueberſicht brachte, die ſpäter andere Gelehrte, Buder und Meuſel fortgeſetzt haben. Burkhard Gotthelf hatte einen Sohn, der Profeſſor in Kiel war und dieſer wieder einen Sohn, der ruſſiſcher Staatsrath und Reſident zu Regensburg bei dem deutſchen Reichstage war, 1802 zu Greiz ſtarb und zuerſt den von Rußland ertheilten Adel geführt hatte. Sein Sohn war wieder ruſſiſcher Staatsrath und Chargé d'affaires zu Carlsruhe und ſtarb 1828. Deſſen Sohn endlich ward auf ganz andere Weiſe, wie ſeine Vorfahren bekannt: es war der Phrenolog und Führer des badniſchen Aufſtands Guſtav von Struve, früher oldenburgiſcher Legationsſecretair zu Frankfurt, ſpäter Advocat in Mannheim und jetzt nach America emigrirt. Der Bruder des Carlsruher Geſandten war ruſſiſcher Geſandter in Hamburg, in welchem Poſten ihm ſein Sohn, der gegenwärtige ruſſiſche Geſandte folgte: deſſen Schweſter war die bekannte Schriftſtellerin Thereſe von Bacheracht, die eine kleine Zeit die Geliebte Gutzkow's war und

1852 als Frau von Lützow auf der Insel Java gestorben ist.

Vermählt war Herzog Johann Ernst seit dem Jahre 1656 mit Christina Elisabeth von Holstein-Sonderburg: er hinterließ von ihr zwei Prinzen Wilhelm Ernst und Johann Ernst und drei Prinzessinnen, von denen eine als Aebtissin von Quedlinburg starb, die andere an den Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und die dritte an Herzog Philipp von Sachsen-Merseburg vermählt ward.

Wilhelm Ernst mit seinem Bruder Johann Ernst und seinem Neffen Ernst August.

1693—1728.

Auch die Prinzen Wilhelm Ernst, geboren 1662 und Johann Ernst, geb. 1664, machten, wie ihr Vater in den Jahren 1679 bis 1680 die große europäische Tour. Wilhelm Ernst regierte, da noch kein Erstgeburtsrecht eingeführt war, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Johann Ernst und als dieser 1707 starb, mit dessen Sohne Ernst August.

Wegen dieser Mitregentschaft entstanden eine Menge Streitigkeiten, da Wilhelm Ernst ein zwar eifrig theologischer, gestreng lutherischer, aber über sein fürstliches Ansehn sehr eifersüchtig wachender Herr war. Sein Neffe Ernst August, mit dem es freilich nicht ganz richtig im Kopfe stand, stand völlig unter seiner Leitung. Ein halbes Jahr nach seinem Regierungsantritt hatte Wilhelm Ernst sich mit seiner Cousine

Charlotte Marie, der einzigen Tochter ſeines Oheims Herzog Bernhard von Jena vermählt, die Ehe war ohne Kinder und ward nach ſieben Jahren 1699 durch Scheidung getrennt. Darauf führte der Neffe Ernſt Auguſt, der ſeit 1716 vermählt war und Kinder hatte, im Jahre 1724, vier Jahre vor dem Tode ſeines geſtrengen Oheims, mit Zuſtimmung deſſelben das Primogeniturrecht im Hauſe Weimar ein.

Der Hof zu Weimar war unter Wilhelm Ernſt ſo eifrig lutheriſch, wie ſein Herr war. Der Herzog hielt alltäglich regelmäßige Betſtunden, es mußten alle Diener, die die Aufwartung bei ihm hatten, in ſeinem Gemach laut die Bibel leſen und die Gebete nach der Ordnung verrichten, der Herr pflegte ſie auch aus den angehörten Predigten genau zu examiniren. Der Hof war ſo ſtill, daß regelmäßig im Sommer neun, im Winter acht Uhr Abends Küche und Keller geſchloſſen und ſämmtliche Dienerſchaft entlaſſen wurde. Der Herzog überwachte alle ſeine Leute ſtreng, hielt auf pünktlichſte Ordnung und war ſo aufmerkſam, daß er jeden ſeiner Diener im Vorgemach an Gang und Auftritt von ſeinem Zimmer aus unterſcheiden konnte. Eine ſeiner größten Herzensfreuden war, einen großen Predigercötus in ihrem ſchwarzen Predigerſchmucke verſammelt um ſich zu ſehen. Sein Oberhofprediger und Geheimer Ober-Kirchen- und Conſiſtorialrath war auch ein Reichsbaron, einer von dem Erbkammerthürhütergeſchlecht des h. Römiſchen Reichs, der Baron und Dr. der Theologie Hans Friedrich von Wer-

thern auf Wiehe in der goldnen Aue, der ihn um ein Jahr überlebte. Demnächst war der fromme Herr ein großer Liebhaber der Muſik, er hielt ſich eine Kapelle von ſechzehn Muſikern in Heyducken-Habit. 1696 ward das erſte Opernhaus in der Wilhelmsburg erbaut und an ſeinem achtunddreißigſten Geburtstage 19. Oct. 1696 eingeweiht mit der ratenden Oper: „Von der denen laſterhaften Begierden entgegengeſetzten tugendlichen Liebe.“ Endlich war der fromme Herr auch noch ein großer Blumenliebhaber: den Schloßzwinger, wo ſonſt wilde Beſtien gehalten worden waren, ließ er in einen anmuthigen Luſtgarten umſchaffen, er hielt darauf, Jahr aus, Jahr ein, alle Tage, einen friſchen Blumenſtrauß und ſchöne Früchte zu haben. Im Jahre 1706 ward das ſpäter durch die Feſte in der Göthe-Periode ſo berühmt gewordene Luſtſchloß Ettersburg erbaut.

Noch erwarb ſich Wilhelm Ernſt den Ruhm, die Bibliothek zu Weimar anſehnlich vermehrt und den Grund zu dem berühmten ſächſiſchen Münzcabinet in Weimar gelegt zu haben. Die Vermehrung der Bibliothek erfolgte beſonders durch den Ankauf der Bücher des Profeſſors Schurzfleiſch in Wittenberg und der des Dichters Logau in Schleſien. Das Münzcabinet ordnete der Polyhiſtor Lentzel, der Hiſtoriograph des Hofs, der Verfaſſer der Saxonia numismatica, der 1707 unverheirathet und in drückender Armuth ſtarb, obgleich er den Hofrathstitel geführt hatte. Sein Nachfolger als herzoglicher Hiſtoriograph und Hofrath war der Sohn des Ahnherrn

der deutsch-russischen Familie Struve, der oben schon genannte Literarhistoriker Burkhard Gotthelf Struve. Ich erwähne noch, daß der Archivar Müller unter der Regierung Herzog Wilhelm Ernsts die bekannten „Annalen des Hauses Sachsen" herausgab; sein Sohn, ebenfalls Archivar, war der Lehrer Ernst August's.

Herzog Wilhelm Ernst starb im J. 1728, sechsundsechzig Jahre alt.

Ernst August,
1728—1748.

Personalien dieses wunderlichen Herrn. Weimarischer Hofbericht von Baron Pöllnitz von 1730. Durch die Furcht vor einem Duell abgenöthigte zweite Heirath mit Charlotte von Baireuth. Verordnungen gegen das Raisonniren der Unterthanen bei Zuchthausstrafe, gegen die Frauenzimmerseuche bei Hofe und gegen die Hochmuthsseuche der Räthe. Reskript über die Teller mit Feuerpfeilen, zu Löschung der Feuersbrünste zu brauchen. Correspondenz über das wahre Philosophenlicht der Natur und die wahren Ruthengänger zu Aufhülfe des Ilmenauer Bergbaus. Cavallerie- und Artillerieexercitien im zweiten Stock der Wilhelmsburg. Der Falkenorden. Belvedere und Dornburg. Ausländer an der Spitze von Hof und Staat.

Herzog Ernst August war einer der originellsten kleinen deutschen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts. Er war bereits vierzig Jahre alt, als er die Allein-Regierung antrat, die Einschränkung, in der ihn sein Oheim bei der gemeinschaftlichen Regierung gehalten hatte, hatte die Sonderbarkeit seines Charakters ausgebildet. Er war auf eine ganz eigenthümliche Weise ausgezeichnet durch seine ungemeine Hagerkeit und durch eine Reizbarkeit, Wunderlichkeit,

Heftigkeit und Empfindlichkeit, von der die seltsamsten Dicta und Facta ausgeboren wurden. Gleich im ersten Regierungsjahre lud er Zinzendorf zu sich und zog ihn sogar über Regierungssachen zu Rathe, aber auf die Anmuthung des Grafen: „dem Herrn auf den Knieen nachzukriechen" antwortete er: „man müsse nur den Kopf nicht hängen." Später verfolgte er seine eigenen Wege, um zum „Lichte der Natur" vorzudringen. Baron Pöllnitz sah ihn kurz nach seinem Regierungsantritt und beschreibt ihn in seinen Memoiren folgendergestalt:

„Der Herzog wohnt wenig in seiner Hauptstadt, seine gewöhnliche-Residenz ist ein Lustschloß in der Nähe von Weimar. Er hat es Belvedere genannt*) wegen der verschiedenen schönen Gegenstände, die in den Zimmern des ersten Geschosses zu sehn sind. Das Schloß ist klein, seine Hauptschönheit ist seine reizende Lage. Die Gärten, die nach sehr guten Zeichnungen ausgelegt sind, werden schön werden, eben so die Fasanerie und Menagerie, wo man alle Arten indianische Vögel sieht."

„Der Herzog ist Wittwer von einer Prinzessin von Anhalt-Cöthen **), die eine Frau von ausgezeichnetem Verdienst gewesen sein soll. Sie hat ihm einen Sohn und drei Töchter hinterlassen. Der junge Erbprinz ***) ist zehn Jahre alt. Er hört und spricht nur mit Mühe und ist dabei von einer sehr delikaten

*) Erbaut im J. 1730.

**) Gestorben 1726.

***) Johann Wilhelm, geb. 1719, gest. 1732.

Gesundheit. Die Aerzte sagen, daß das nichts zu bedeuten habe und daß ihm mit der Zeit die Leichtigkeit im Sprechen kommen werde. Ich zweifle daran und glaube vielmehr, daß ihn die Schüler Aesculaps zur andern Welt befördern werden. Auf diesem Kinde beruht die ganze männliche Nachkommenschaft des Hauses Weimar. Der Herzog von Sachsen-Eisenach, der nächste Verwandte, hat keine Kinder, dergestalt, daß beide Länder Weimar und Eisenach auf dem Punkte sind, an das Haus Sachsen-Gotha zu fallen. Die Unterthanen des Herzogs von Weimar liegen ihm sehr an, sich wieder zu verheirathen, aber es scheint nicht, als ob der Herzog daran denke, ihnen zu Willen zu sein. Ich habe öfters von ihm sagen hören, daß wenn man seine Feindschaft haben wolle, man ihm nur von Heirath sprechen müsse."

„Kein Mensch wird es wagen, nach Belvedere zu gehen, ohne dahin gerufen worden zu sein. Nur alle Montage ist es den Leuten aus den niedern Ständen erlaubt, ihre Bittschriften dem dienstthuenden Secretair zu übergeben, der sie sodann dem Herzog zustellt. Die Personen von Stande, fremde sowohl als einheimische, lassen sich durch den Hofmarschall anmelden und es wird ihnen nur selten die Vorstellung abgeschlagen."

„Für gewöhnlich hat der Herzog in Belvedere keine andere Gesellschaft als zwei Fräulein von Stande, die er „seine Ehrenfräulein" nennt und drei bürgerliche Mädchen, die er seine Kammerfrauen nennt, einen Major von seinen Soldaten und den Gardeoffizier, der ein Lieutenant oder ein Fähndrich ist. Mit diesen

Verſonen bringt der Herzog ſeine Zeit zu. Er iſt frühzeitig wach, ſteht aber ſehr ſpät auf: er nimmt ſeinen Thee im Bett und ſpielt darin bisweilen Violine, manchmal läßt er ſeine Architekten und Gärtner kommen, mit denen er ſich beſchäftigt zu zeichnen. Auch kommen ſeine Miniſter, um mit ihm über die Geſchäfte zu ſprechen. Um Mittag ſteht er auf. Sobald er angekleidet iſt, ſieht er die Wachtparade aufziehen, die aus dreiundzreißig Mann beſteht und die ein Lieutenant oder ein Fähndrich commandirt. Er läßt die Soldaten exerciren und corrigirt ſie ſelbſt, wenn ſie einen Fehler machen. Darauf macht er einen Spaziergang und um zwei oder drei Uhr ſetzt er ſich zur Tafel. Die beiden Ehrenfräulein, der Stallmeiſter, der Major der Garbeoffizier und die Fremden, wenn deren da ſind, werden zur Tafel gezogen. Das Diner dauert lange, manchmal drei, vier und fünf Stunden. Man trinkt dabei ſehr ſtark und der Herzog ſpricht viel, aber die Unterhaltung erſtreckt ſich gewöhnlich über wenig angenehme Gegenſtände. Nach dem Diner wird der Kaffee genommen, der Herzog zieht ſich auf einige Augenblicke zurück, dann ſpielt er mit den beiden Ehrenfräulein und dem Major Quadrille; manchmal raucht er auch blos und öfters zieht er ſich in ſein Zimmer zurück, wo er ſich bis zum Schlafengehen mit Zeichnen und Violinſpielen unterhält."

„Wenige Wochen vergehen, wo der Herzog nicht wenigſtens ein oder zweimal die Standesperſonen ſeines Hofes und alle Offiziere ſeiner Armee einladen

läßt. Es werden da zwei große Tafeln gehalten. Man dinirt, ſpielt, ſoupirt und zuletzt tanzt man bis zum Morgen."

Die Markgräfin von Baireuth entwirft von dieſem hagern, ſonderbaren Herrn in ihren Memoiren eine Schilderung bei der Gelegenheit der zweiten Vermählung deſſelben mit ihrer Schwägerin, der Prinzeſſin Charlotte von Baireuth, die, nachdem der Erbprinz 1732, dreizehnjährig geſtorben war, 1734 geſchloſſen wurde.

„Die Prinzeſſin Charlotte, erzählt die Markgräfin, war bis zum Einſperren verrückt. Zuweilen hatte ſie ſo ſchwarze Launen, daß ſie von Zeit zu Zeit wüthend ward. Der Markgraf, ihr Vater, mußte ſie damals ſchlagen, ſonſt kam kein Menſch mit ihr aus. Die Aerzte behaupteten, dieſe Tollheit hätte ihren Grund in einem zu verliebten Temperamente und das einzige Heilungsmittel für ſie ſei die Ehe. Sie urtheilten ganz richtig, wie ſich aus mehreren Umſtänden, die ich hier nicht auseinanderſetzen kann, erwies: früh und Abends erſchien ſie öffentlich und die übrige Zeit ließ man ſie nicht aus den Augen. Wenn ſie einen Mann ſah, lachte ſie und machte ihm Zeichen, man ſuchte dem Dinge immer eine ſchickliche Wendung zu geben und veranſtaltete es immer ſo, daß ſich Damen ihr gegenüber befanden, ſo daß ſie ſich nicht zu vergeſſen in Gefahr kam."

„Der Herzog von Weimar hatte ſeit langer Zeit Abſichten auf ſie. Er galt immer dafür in ſeiner Art eben ſo närriſch zu ſein, wie die Prinzeſſin in

der ihrigen, so daß sie vollkommen zu einander paßten."

„Der Herzog kam nach Baireuth, wie Nicodemus in der Nacht; denn er ließ seine Ankunft nur wenige Stunden vorher melden. Er ist klein und mager, wie ein Klepper, er stellte sich mir sehr artig vor, und den ersten Tag fand ich nichts Lächerliches an ihm. Den andern Tag zeigte er sich ein wenig mehr. Er unterhielt mich zwei Stunden lang mit so groben Lügen, daß er sie unmöglich wo anders, als in der Schule des Teufels so keck hatte vorbringen lernen. Zu Mittag rief ich alles zusammen, was ich von toller Musik auftreiben konnte, Trompeten, Pauken, Pfeifen und Dudelsäcke, Hörner, Jagdhörner, was weiß ich Alles? Des Herzogs Narrheit kam nun bald zum Vorschein, er legte sie in vollem Glanze vor Augen, so daß man ihn hätte für besessen halten sollen. Er stand vom Tische auf, spielte selbst die Pauken, strich die Geige, tanzte, sprang und beging alle mögliche Thorheiten. Nach Tische führte ich ihn mit dem Prinzen von Coburg, der zugegen war, der Prinzessin Charlotte und meinen Damen in mein Cabinet."

Es ist nun höchst ergötzlich weiter bei der Markgräfin zu lesen, wie der Herzog von Weimar dazu gebracht wurde, die Prinzessin Charlotte zu heirathen. Der Herzog prahlte damit, daß der Markgräfin Vater, der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, sie selbst ihm zur Gemahlin angetragen, er aber, da er sie nicht gekannt, sie ausge-

ſchlagen habe. Darauf trug ihm die Markgräfin, um ihm für den Schimpf dieſer Ausſchlagung Satisfaction zu geben, ihre Schwägerin an. Der Herzog wollte ſie umarmen, ſie ſtieß ihn aber zurück. „Schwerenoth, die iſt ſtolz, rief er, aber ſie gefällt mir und ich bin es zufrieden.“ Man nahm ihm darauf ſein Verſprechen ab. Sogleich wurden die Kanonen gelöſt und die Glückwünſche unverzüglich angenommen. Aber ſchon am folgenden Morgen hatte der Herzog ſich wieder anders beſonnen, er wollte die Sache nur als einen Scherz betrachten, er blieb am Hochzeitabend aus. Der Erbprinz von Baireuth, der Gemahl der Markgräfin, ſah ſich genöthigt, dem Herzog Angſt einzujagen, er drohte ihm, ſich mit ihm zu ſchlagen. Da endlich begab ſich der Herzog in das hochzeitliche Gemach.

Der höchſt wunderliche Charakter dieſer weimariſchen Durchlaucht läßt ſich ſchon aus dieſer von der Markgräfin von Baireuth erzählten Heirathsgeſchichte erſehen. Völliger erkennt man ihn aus den höchſt ſeltſamen Faſſungen der Verordnungen, die er erließ. Eine Verordnung von Sr. Durchlaucht, aus Belvedere vom 3. Nov. 1736 lautete alſo: „Das vielfältige Raiſonniren der Unterthanen wird hiermit bei halbjähriger Zuchthausſtrafe verboten und haben die Beamten ſolches anzuzeigen, maaßen das Regiment von Uns und nicht von denen Bauern dependirt und wir keine Raiſonneurs zu Unterthanen haben wollen. Und obgleich die Beamten mit denen Unterthanen nicht allzuhart verfahren

sollen, so wollen Wir doch Unsere gnädigsten Befehle jedesmal mit der äußersten Accuratezza beobachtet wissen."

Eine zweite Verordnung Sr. Durchlaucht vom Jahre 1738 verbot der Landschaft aus den Landeskassen Geschenke oder Besoldungen an die Präsidenten, Kanzler und andere Beamten zu geben: „Da Uns als Landesfürsten die Disposition der Landeseinkünfte zustehet und wir Uns von keinem Minister, Rath oder Dames maitrisiren lassen, und obwohl die Frau Oberhofmeisterin, welche in Ansehung ihrer und andrer dieserhalb einige Propositionen thuen lassen, eine kluge wolerfahrne Dame ist, so hegt sie doch principia imperiantia und mischt sich in Alles, welches Wir aber bei Unserm Leben nicht dulden werden; auch, daß die Frauenzimmer-Seuche nach Unserm Tode einwurzle, allermaaßen bekannt ist, daß die meisten Höfe durch die Reifröcke die größten und geheimsten Affairen, dem Fürsten zum Schaden und zum Verderb Land und Leute zu dirigiren gesuchet."

Im Jahre 1741 trat die Erledigung des Eisenach'schen Landesantheils ein, zu dem seit 1690 auch Jena gehörte und Weimar erbte denselben dergestalt, daß nun wieder das gesammte ursprüngliche Besitzthum von Weimar, wie es Herzog Wilhelm, der Stifter des Hauses, besessen hatte, in Einer Person vereiniget war. Die ausgestorbene Linie Eisenach besaß aber zugleich durch Heirath die Grafschaft Sayn-Alten-

kirchen im westphälischen Kreise als Allod und dieses fiel wieder vermöge Heirathstitels an Brandenburg-Anspach. In dieser Erbschaftsangelegenheit erließ der wunderliche und empfindliche Herzog Ernst August ein drittes besonders merkwürdig formulirtes Rescript dd. Weimar am 26. December 1741 an die Regierung in Eisenach:

„Veste, Hochgelahrte Räthe, Liebe Getreue., Euch ist zweifelsohne erinnerlich, wie Wir in einen und andern Unserer dortigen von hier aus deputirten Commission aufgetragenen Sachen, e. g. die Landschafts-Forderung an dem Fürstlichen allodio betreffend und deren merern, auch ebenmäßig zu Obtinirung Unseres gefaßten Entzwecks possibilice eurer Seits, nach Pflicht und Gewissen zu contribuiren anbefohlen. Wenn Wir aber einige Zeit hero wahrnehmen müssen, wie ihr diejenigen Rescripte, so wir euch auf obige Maase zugeschicket, erwähnter Unserer Commission schlechterdings zugestellet, mithin der euch hierunter obliegenden Schuldigkeit, euren eignen Fleiß und Geschicklichkeit mit sehen zu lassen, zur Ungebühr entzogen und lieber Monat weiß in euren Taschen herum getragen, ohne denen andern zu communiciren, Wir wissen nicht ob es aus passion oder praepotence geschehen; als verweisen Wir euch dergleichen Beginnen und Anmaaßen als wäret ihr große Herren und könntet, was euch nicht gefällt, lediglich nach Gutdünken an die von Uns allezeit dependirende Commission verweisen, hiermit von jetzo und in Zukunft und begehren hiermit gnädigst: ihr wollet dergleichen

fernerhin euch um desto weniger ermächtigen, als zu Unserm größten Tort und Nachtheil dergleichen sonst denen Berliner Abgeordneten statt Unserer Commission, wie bei der Landschafts-Forderung geschehen, in die Hände gerathen können, einfolglich, was Wir euch als Unsern Dienern gnädigst befehlen, ohne weiteres Bedenken eurer Schuldigkeit nach zur Vollziehung bringen, damit Wir nicht zu glauben bewogen werden, als wenn ihr verdächtig handeltet und andern auf dem Seil liefet, da euch Gott in Gnaden dafür behüte! Indem Wir keine praepotence und keinen Dominat verstatten, mithin die Subordination es sei Geistlich oder Weltlich oder geringer Nothstand, aufrecht zu erhalten, Uns jederzeit bestreben werden, gestalten Wir die unter der großen a Longue peruquen und großen theologischen pharisäischen Narren-Krausen steckende Eisenachische Hochmuths-Seuche, daran auch sogar die dii minorum gentium laboriren, schon zu curiren suchen werden, und daß ihr meinet, daß Wir nach eurer caprice Uns richten werden, dürfte wohl fehlschlagen, indem Wir selbsten wohl wissen, was Justiz sei und ein großer Herr in Seinen Landen thun könne, von denen Dienern aber liegt mehr als zu klar am Tage, wie gewissenhaft sie vor des Fürstlichen Hauses Wohl und Interesse portirt gewesen, da man wohl gerne gesehen, wenn das ganze Fürstenthum in einem Testament an Fremde vererbet werden können. Wir sind gewohnt, daß in Unseren Landen nicht die Uhrmachergesellen, sondern der Meister

die Uhr stelle; danach geschichet Unsere Meinung und Wir sind Euch mit Gnaden gewogen.

Datum Weimar, den 28. Dec. 1741.

Dieses befehlen Wir euch auf Pflicht und Gewissen ad Acta zu heften, damit es heut oder morgen wieder zu finden sei."

Ernst August H. z. S.

Die allerseltsamste Verordnung, welche diese wunderliche Durchlaucht von Weimar an ihre guten Unterthanen ausgehen ließ, ist die vierte vom Jahre 1743: in protestantischen Landen ist es gewiß eine in ihrer Art einzige zu nennen und überflüssig ist daraus zu vermerken, daß es bei dieser Durchlaucht gar nicht hell im Kopf war. Als „untrügliches Mittel zum Löschen der Feuerbrände" wurde nämlich anbefohlen:

„in allen Städten und Dörfern hölzerne Teller mit einem Feuerpfeile, nach beigesetzter Zeichnung versehen, anzuschaffen und diese Teller Freitags bei abnehmendem Monde zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Dinte und neuer Feder mit den Worten beschrieben: „An Gottes Allmacht liegt's. Consummatum est *)" bei jeder vorfallenden Feuersbrunst im Namen Gottes ins Feuer zu werfen."

Dieselbe grobe Superstition, die Herzog Ernst August bei dem Anbefohlen dieses untrüglichen Mittels

*) Es ist vollbracht.

zum Löschen bei Feuersbrünsten bewies, bewies er überhaupt bei seinen geheimen Naturstudien, denen er höchst eifrig nachging; er aber scheint in dem ganz ernsthaften Glauben gestanden zu haben, „das wahre Philosophenlicht der Natur" erkannt zu haben. Auf die barockste Weise trieb er namentlich Chemie und Bergbaukunst. Er erbaute sich ein großes Laboratorium und suchte besonders dem Ilmenauer Bergbau durch „wahre Ruthengänger, die ohntrüglich alles, was in der Erde vergraben ist, anzeigen und finden", aufzuhelfen. In dieser Ilmenauer Bergbauangelegenheit wandte er sich in den vierziger Jahren an den kursächsischen Bergrath Henkel in Freiberg und Bernoulli hat in seinem Archiv für Geschichte einige der höchst wunderlichen Briefe mitgetheilt, die er damals stellte. Einer dieser Briefe ist aus Nürnberg, seit Leibnitz' Zeiten dem Eldorado der Adepten, vom 8. Mai 1740. „En honnet homme, schreibt der Herzog, liebe ich Sie, als ein Fürst, der — — der Natur Gott zu Ehren und dann meinem Nächsten zum Besten das wahre Philosophenlicht der Natur kennet, über und unter sich. Gott habt mich wunderbahrlich anhero getrieben nacher Nürnberg, alwo mich befinde und bleibe es auch unter uns verschwiegen ꝛc. Die Zeit ist edel, das Leben kurz und leider mehrern laitigen, als Glücksstunden unterworfen. Alles dependiret von Gott, dem Herrn, dem ich alles gewiehmet habe, mein Leben und Endzweck ꝛc. P. S. Mein Titel an Mons. de Prevmé Lieutenant Colonel —

à Nuremberg bei H. Kaufmann Ohmann.“ Unterm 29. Januar 1742 ſchreibt der Herzog weiter: „Ich habe bereits wohl mehr als 100 Ruthengänger gehabt, es ſind aber lauter Betrüger und Windmacher geweſen.“ Und endlich unterm 9. April 1742 ſchreibt er: „Ich habe ſelbſt hierinne ziemliche Wiſſenſchaft und brauche weder metallne, noch hölzerne, ſondern ganz andere Ruthen, welche unter gewiſſen Conſtellationen, worauf es hierbei lediglich ankommt, präparirt werden müſſen. Es beſtehet aber das rechte Kennzeichen eines wahren Ruthengängers darinnen, daß er ohntrüglich alles, was in der Erde vergraben iſt, anzeigen, finden, auch gewiß ſagen könne, was es ſei und worinnen es eigentlich beſtehe.“

Außer dem „wahren Philoſophenlichte der Natur“ liebte dieſe kleine hagre curioſe, durch und durch wunderliche Durchlaucht aber auch alle jene menus plaisirs, welche an den damaligen großen und kleinen Höfen nach dem herrſchenden franzöſiſchen Geſchmacke zur Mode gehörten, als Feſte und Luſtbarkeiten, Jagd, Muſik, Bauten, gute Tafel, jene Ehrenfräulein und bürgerlichen Kammermädchen, die er nach Pöllnitz' Bericht ſich in Belvedere hielt u. ſ. w. Auch die Hauptpaſſion ſeiner Zeit, die Soldatenliebhaberei und die Soldatenverkäuferei, machte er mit. Er ahmte den geſtrengen Friedrich Wilhelm I. von Preußen in dem kleinen Fürſtenthum nach. Er errichtete ſogleich nach ſeinem Regierungsantritt 1728 ein Bataillon Infanterie von 700 Mann und eine Reiterſchwadron von 180 Mann, die in polniſch-ſächſiſchen

Sold gegeben wurden; dazu eine Compagnie Nobelgarde junger Edelleute zu Pferd und eine Schwadron Husaren. Im Jahre 1732 schloß er mit Kaiser Carl VI. einen Vertrag ab, nach dem er ihm in dem damaligen polnischen Successionskriege gegen Frankreich zwei starke Regimenter stellte, die theils am Rheine, theils in Italien verwendet wurden: zur Belohnung ernannte ihn der Kaiser 1733 zum commandirenden General der Cavalerie. Ein Tourist, der Weimar zwei Jahre nach dem Tode des Herzogs sah, 1750, und dessen Bericht in Bernoulli's Archiv steht, berichtet wieder eine gehörige Wunderlichkeit dieses durchaus barocken Selbstherrschers von Weimar: er merkt nämlich an, daß er den großen Saal im zweiten Stock der Wilhelmsburg zu Weimar gesehen habe, darauf der Herzog „seine Pferde gemustert und Kanonen herauf bringen lassen, davon er zu sinken angefangen, für die Pferde habe er eine eigne Treppe von Pflastersteinen bauen lassen."

Um den Glanz seines kleinen Hofs zu erhöhen, stiftete Ernst August im Jahre 1732, demselben Jahre, wo er den Soldatenverkauf mit dem Kaiser abschloß, auch einen Ritterorden, dem er den Namen von dem edeln Vogel stiftete, welcher der Gefährte des Adlers ist: den noch heut zu Tage bestehenden weißen Falkenorden oder Orden der Wachsamkeit, dessen Motto lautete: „Vigilantia ascendimus."

Die Hauptdenkmale, welche heut zu Tage noch in Weimar an die Regierung Ernst August's erin-

nern, sind seine Bauten: die Lustschlösser Belvedere und Dornburg. Beide sind im leichten luftigen Style italienischer Sommervillen aufgeführt: das Belvedere, eine halbe Stunde von der Stadt Weimar und durch eine Kastanienallee mit ihr verbunden, ist schon in dem obenangeführten Hofberichte von Pöllnitz gedacht und über Dornburg schreibt einmal Göthe im Jahre 1779 an Frau von Stein: „Auf meinem Schlößchen ist mir's sehr wohl, ich habe recht dem alten Ernst August gedankt, daß durch seine Veranstaltung an dem schönsten Platz auf dem besten Felsen eine warme Stätte zubereitet ist." Durch Göthe und Carl August ist dieses Schloß zu Dornburg — unter dreien das mittlere, das s. g. „neue Schloß" — durch die anmuthigsten Gartenanlagen von schattigen Spaziergängen, Weinpflanzungen und Blumenterassen zu einem in seiner Art einzigen Sommeraufenthalt gemacht worden.

An der Spitze des Hofstaats Ernst August's fand der Tourist Pöllnitz Fremde: der Baron Franz Rudolf Schmiedel aus einem böhmischen Geschlechte war Hofmarschall und hatte zugleich die Kriegscasse unter sich, und zwei Herren aus schlesischen Geschlechtern, ein Baron Reinhaben und ein Baron Studnitz führten die Geschäfte, jener als Director der ersten Landesbehörde, des Geheimen Conßiliums und Regierungspräsident, dieser als Kammerpräsident.

Georg Wilhelm Baron von Reinhaben stammte aus dem Fürstenthume Oels und wird als ein redlicher, gelehrter und auch practisch gewandter Mi-

nisser gerühmt, er war ein genauer Freund Zinzendorf's und des damals auf der Wilhelmsburg zu Weimar in großem Ansehen stehenden kaiserlichen Generals Baron Gottfried Ernst von Wurmbrand, der ebenfalls aus Oels stammte und einer der entschiedensten Anhänger Spener's und Franke's war. Reinbaben hatte zuerst als Hofmarschall und Geheimer Rath in Weimar fungirt und als solcher war er im Jahre 1707 beim Einfalle Carl's XII. von Schweden in Sachsen als Gesandter Weimars zu diesem martialischen König ins Altranstädter Lager gegangen, später hatte er sich an den frommen Hof zu Saalfeld als Geheimer Rath und Kammerpräsident begeben. Von Saalfeld berief ihn Ernst August in der Eigenschaft als Geheimen-Raths-Director und Regierungspräsident zurück. Reinbaben war mit einer Baronin Frankenberg vermählt, ebenfalls aus einer schlesischen Familie, die Gotha einen berühmten Minister gegeben hat, er wurde 1736 von Kaiser Carl VI. baronisirt und starb 1739, neun Jahre vor seinem wunderlichen Herzog.

Hans Georg Baron von Studnitz stammte ebenfalls aus Oels, war erst Kammerjunker bei der Erbstatthalterin in Holland, dann Oberstallmeister beim Herzog von Sachsen-Weißenfels-Barby und dann Geheimer Rath und Kammerpräsident in Weimar. Er blieb aber nicht bei diesem Kammerdirectionsposten seines wunderlichen Herrn, sondern ging als Kammerdirector nach Hildburghausen und ist endlich als Bergrath in Dresden gestorben.

Der Favorit des wunderlichen Herrn war eben

falls ein Herr, der ſpäter als Oberſtallmeiſter am Dresdner Hofe fungirt hat: der Bruder des berüchtigten Premiers in Sachſen, Adolf von Brühl, welcher als Stallmeiſter fungirte und nebſt dem Major, dem Gardeoffizier und den Ehrenfräulein zu der ſtehenden Tiſchgeſellſchaft im Belvedere gehörte.

Ernſt Auguſt brachte ſein wunderliches Leben auf ſechzig Jahre: er ſtarb zu Eiſenach 1748.

Außer ſeinem Nachfolger Ernſt Auguſt Conſtantin hinterließ er nur drei Töchter, welche an den Herzog Ernſt Friedrich III. von Hildburghauſen, einen Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt und einen Grafen von Lippe-Schaumburg ſich vermählten. Acht Kinder waren vor Ernſt Auguſt geſtorben.

Ernſt Auguſt Conſtantin.

1748—1758.

Des wunderlichen Ernſt Auguſt Nachfolger, Ernſt Auguſt Conſtantin, war zum Glück erſt elf Jahre alt. Der Herzog Friedrich III. von Gotha übernahm die Vormundſchaft und der junge weimariſche Herzog wurde nun an dem hochgebildeten Hofe von Gotha, wo damals Herzog Friedrich's Gemahlin Luiſe Dorothee von Meiningen, die Freundin Friedrich's des Großen und Voltaire's ihren ſchönen Kreis hatte, erzogen. 1755 trat er die Regierung in Weimar an und ernannte den berühmten Grafen Heinrich von Bünau, den Geſchichtsſchreiber der Deutſchen, der ſchon zeither

Statthalter in Eisenach gewesen war, zu seinem ersten Minister. 1756 vermählte sich Ernst August Constantin mit der berühmten Amalie, der Tochter Herzog Carl's und der Schwester Carl Wilhelm Ferdinand's von Braunschweig, der bei Auerstädt auf den Tod verwundet ward, starb aber schon 1758, noch nicht einundzwanzig Jahre alt, an der Auszehrung. Er hinterließ einen erst neun Monate alten Erbprinzen, den nachher so berühmt gewordenen Carl August und seine Gemahlin in gesegneten Umständen, die nach drei Monaten den zweiten Prinzen Constantin gebar, der 1793 als General in kursächsischen Diensten gestorben ist.

Der geniale Knebel, auf den ich zurückkomme, war Hofmeister dieses Posthumus, Prinzen Constantin, der sehr von seinem rührigen und verständigen Bruder verschieden war. Carl August schreibt über ihn an Knebel am 8. Febr. 1782: „Seine Art zu genießen, inspirirt mir nicht den mindesten Antheil. Die unendliche Ruhe, mit der er die Dinge, die andere Leute außer sich bringen, zu genießen sich rühmt, thut mir den Effekt, als sagte mir Einer „gute Nacht, wie will ich nicht schlafen.“ Nachdem er schon in Weimar eine unglückliche Liebschaft mit Fräulein Caroline von Ilten gehabt hatte, ging Prinz Constantin mit Hofrath Albrecht, dem Stiefsohn Jerusalem's, 1781 auf Reisen, nach Italien. „Dieser, schreibt Knebel, hatte schon ehemals die Reise nach England gemacht, war ein unterrichteter und gebildeter Mann, doch, wie es sich für einen Mathematiker ziemt, etwas ernster Natur. Man konnte dem Prin-

zum Glück wünschen, wenn er ihn zu gebrauchen gewußt hätte. Doch die Sache schlug um. Der Prinz suchte schon in Paris mit Hülfe einer Kokette — Mad. Darsaincourt — seiner los zu werden, gab ihm einen aparten Reisewagen und ging mit seiner Schönen nach London, wohin er ihm zu folgen die Ehre hatte." 1783 schickte sie der Prinz nach Weimar voraus, wo sie ihn erwarten sollte. Der Hof sandte sie nach Tannrode, um in dem Hause eines Oberförsters ihr Schicksal zu erwarten. Göthe vermittelte ihre Zurückbringung nach Frankreich. Carl August schrieb am 15. Jan. 1784 wieder an Knebel: „Die jüngste Catastrophe, welche C. betraf, hat ihm, wenigstens im Aeußerlichen, Nutzen geschafft. Die hiesige Gesellschaft suchte mir ihre Treue zu beweisen, da sie öffentlich seine Aufführung tadelte, ihn verließ und ihn der genauesten Einsamkeit überließ. Dieser bestimmte Tadel der Zuschauer fiel ihm sehr auf die Nerven und machte ihn fühlen; wie sehr er eines äußerlichen guten Anstrichs bedürfe, um in Gesellschaften gut gelitten zu werden und wie wenig ihn sein Stand vor Mißachtung schütze. Dieses bewirkte, daß er zwar Anfangs lächerliche Mittel gebrauchte (denn er machte zahllose Visiten ohne Auswahl), doch aber sich eine äußerlich anständige Form gab, exacter in der Beobachtung der gemeinen gesellschaftlichen Pflichten wurde und nun seine Rolle so spielt, daß er überall als ein wohlerzogener Mensch nicht mißfallen wird. Ich arbeite daran, ihm im sächsischen Dienst einen Platz zu verschaffen."

Der Hof

der Vormünderin-Regentin

Amalie und Carl August's.

1758—1828.

Amalie, Vormünderin-Regentin 1758 — 1775 und Carl August 1775 — 1828.

1. Hofbericht von 1770. Graf Görtz. Die weimarische Genieperiode. Knebel, Göthe, Einsiedel, Wedel, Charlotte von Stein. Die Herzogin Luise.

Die siebzehnjährige Vormundschaft der jungen selbst noch minderjährigen Herzogin Mutter Amalie von Braunschweig wird für Weimar eine ewig denkwürdige bleiben, weil in ihr der Anfang mit dem guten Glücke und mit dem guten Geschicke gemacht wurde, durch welche es gelang, den kleinen Hof zum Asyl für die damals auftauchenden deutschen Kraftgenies, zum Sammelplatz der Koryphäen der durch sie begründeten neuen deutschen Nationalliteratur zu erheben. Dadurch bekam der Hof von Weimar einen obwohl stillen, aber doch sehr wirksamen Glanz, wie er von keinem andern deutschen Hofe jemals ausgegangen war und bis jetzt ausgegangen ist. Die Namen Wieland, Herder, Göthe und Schiller machten Weimar einen unsterblichen Namen in der Partie der Unsterblichkeit, welche den Deutschen vorzugsweise eignet.

Die Herzogin Mutter Amalie von Braunſchweig war, als ſie ihre Regentſchaft antrat, eine junge Dame von achtzehn Jahren. Fünf Jahre des ſiebenjährigen Kriegs fielen noch in den Anfang ihrer Regierung. Die Männer, die ſie im Hof- und Civilſtaat vorfand, waren alle von der alten Schule, ausgezeichnet war, mit Ausnahme etwa des Grafen Görtz, den ſie ſelbſt 1762 aus Hannover berief, keiner unter ihnen. Deſto exceptioneller war ihre Individualität und mit dieſer gelang es ihr, daß man ſie ihren eignen Weg gehen ließ. Die Erziehung, die ſie ihrem Sohne, dem künftigen Herzog, gab, macht Epoche in der deutſchen Prinzenerziehung: ſie wagte es ihn ſelbſt in voller Freiheit eines Kraftgenies ſich entwickeln zu laſſen, ja ſie gab ihm ſogar einen Poeten zum Erzieher, ſie berief dazu im Jahre 1772, als Carl Auguſt funfzehn Jahre alt war, den heitern, faſt frivolen Wieland, der damals Profeſſor der Philoſophie in Erfurt war und eben den „goldnen Spiegel" — einen Fürſtenſpiegel — geſchrieben hatte, der zunächſt auf den jungen hoffnungsvollen Kaiſer Joſeph II. berechnet war.

Ein ungenannter Touriſt des vorigen Jahrhunderts, ein Hofcavalier, deſſen Tagebuch Bernoulli in ſeinem Reiſebeſchreibungsarchiv mitgetheilt hat, ſah die junge Herzogin Regentin am 23. Februar 1770: ſie hatte damals ihr dreißigſtes Jahr zurückgelegt. „Es war, ſchreibt er, heute Geheimer-Raths-Tag, daher dauerte es — ich war auf ½ zwei Uhr beſtellt worden — etwas lange, bis die Herzogin erſchien; end-

lich kam ſie und ich wurde ihr ſogleich vorgeſtellt. Sie iſt klein von Statur, ſieht wohl aus, hat eine ſpiritnelle Phyſiognomie, eine braunſchweigiſche Naſe, ſchöne Hände und Füße, einen leichten und doch majeſtätiſchen Gang, ſpricht ſehr ſchön, aber geſchwind und hat in ihrem ganzen Weſen viel Angenehmes und Einnehmendes. Sie ſprach mich auf franzöſiſch an und nach einer kurzen Unterredung gingen wir zur Tafel. Hier iſt gar keine Marſchalls-Tafel, außer an Gallatagen und überhaupt iſt dieſer Hof zwar nicht ſo groß und brillant als der zu Gotha, jedoch eben ſo angenehm für Fremde, denen man unendlich viel Aufmerkſamkeit bezeigt. Die Herzogin ſitzt bei Tafel in der Mitte, auf beiden Seiten die Hofdamen *) und der Fräulein von Quernheim zur Rechten ſaß ich; mit dieſer klugen und artigen Dame hatte ich Gelegenheit mich ſehr angenehm zu unterhalten. Die jungen Prinzen ſpeiſen oben auf ihrem Zimmer, des Abends aber unten bei ihrer Mutter, als die ſie in die Mitte nehmen." Dieſen ſelben Abend war Redoute auf dem Rathhauſe, das Billet zu einem Gulden. Der Hof fuhr acht Uhr hin. „Die Herzogin war prächtig en domino und brillirte auch ſonſt mit ihrem Schmuck von Juwelen. Die Herzogin tanzt ſchön, leicht und mit vielem Anſtand, die jungen Prinzen, die en Zéphir und Amour masquirt waren, tanzten auch ſehr gut. Die ganze Masquerade war ſehr voll, animirt

*) Auch dieſe verloren 1789 die Hoffpeiſung. Siehe unten den Brief Herder's an Knebel.

und eine Menge artige Masken, wohl 2—300. Es war auch ein Pharotisch da; der geringste Point war ½ Gulden. Die Herzogin setzte immer Laubthaler und halbe Louisd'or, spielte sehr generös und verlor einige Louisd'or. Da sie aber sehr gern tanzte, so spielte sie auch nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die sie aufnahm und blieb bis früh um drei, da fast alles aus war." Den Tag darauf war Concert bei Hofe, „da sang Mlle. Benda, Kammerjungfer der Herzogin, die selbst auf dem Clavier sehr gut spielt und eine große Musikverständige ist. Den folgenden Tag, Sonntag (war ich) Mittags und Abends bei Hofe, wo Cour-Tag war und die Damen aus der Stadt Abends beim Essen blieben Den 26. Febr. Montag Abends mit dem Hof in die Comödie: es spielte die berühmte Kochische Bande, die sich jetzt in Weimar aufhält, zur Meßzeit aber nach Leipzig geht. Madame Koch kam während des Ballets in die herzogliche Loge und wurde von der Herzogin sehr gelobt: sie spielte im Kaufmann von London das verführende Mädchen. Den 27. Febr. als an Fastnacht fuhr ich nach dem Abendessen wieder mit dem Hof auf die Redoute. Die Herzogin war en Reine Grecque, eine sehr prächtige Maske, die ihr, wie alles sehr gut ließ. Es war heute ungemein voll, brillant und belebt auf der Redoute, die bis um fünf Uhr dauerte; und waren auch einige Studenten da von Jena. 2. März Abends letzte Redoute: die Herzogin schickte eine ihr eigene Savoyarde masque moire doré mit couleur de rose Band eingefaßt, en Jésuite ge-

macht, ich wurde bei der Gräfin von G. (Görtz) angezogen, von ihrer Kammerjungfer als Dame frisirt und erschien nebst dem jungen Graf G., der auch so gekleidet war, bei Hofe, aß so bei der Tafel und fuhr mit dem Hofe auf die Redoute: sie dauerte bis sechs Uhr."

Gouverneur der Prinzen Carl August und Constantin war schon seit 1762, wo ersterer in sein fünftes Jahr trat, der Graf Johann Eustach von Schlitz-Görtz, gebürtig aus Hannover, wo sein Vater Schloßhauptmann und sein Großvater Premierminister gewesen war. Graf Görtz, als er von Amalie aus Hannover berufen, sein Amt am weimarischen Hofe antrat, fünfundzwanzig Jahre alt, war ein ernster, gravitätischer und formenstrenger Herr, der mit Nachdruck auf die Etikette hielt, aber im vertrauten Zirkel allerlei Kurzweil zuließ. So führte er beim Erbprinzen, wie Böttigern von Wieland erzählt wurde, das Spiel Plumpsack und Schmitzchen mit den Fingern zu schlagen ein und ließ es zu, daß der Herzog, der lange, während er geschont wurde, gewaltig zuschlug, zuletzt, um ihn milder zu stimmen, auch nicht mehr geschont wurde. Auch sonst wurden die Prinzen nicht behindert, der Nachsicht sich zu gebrauchen, die ihnen die Mutter in reichem Maaße zukommen ließ. Görtz ward später Oberhofmeister Luisens, der Gemahlin Carl August's und nachdem Friedrich der Große vor Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs ihn als Diplomat in München gebraucht hatte, trat er 1778 als Grand Maitre de la garderobe in

preußischen Hofdienst über und fungirte als Gesandter Friedrich's in Petersburg. Lord Malmesbury, der hier mit ihm zusammentraf, prädizirt ihn „als einen Mann von Talenten und Kenntnissen, der aber, da er nur gewohnt sei, sich in den kleinen Zirkeln von Weimar und Zweibrücken zu bewegen, in der weiten und eigenthümlichen Sphäre am Petersburger Hofe nicht recht an seinem Platze sei.“ Görtz stand zuletzt als Gesandter beim Reichstag zu Regensburg „als altmodisches Petrefact,“ wie Hormayr sich ausdrückt. Hier sah er das deutsche Reich begraben und starb auch hier selbst im Ruhestand, erst 1821, vierundachtzig Jahre alt. Seine Frau, die Carl August in einem Briefe an Merck vom 31. Jan. 1780 „die langnäsichte Oberhofmeisterin“ nennt, war allen den schönen Geistern am Hofe tödtlich zuwider. Sie war eine Tochter des gothaischen Geheimen Raths von Uechtritz, und ist sechzigjährig 1809 zu Regensburg gestorben.

Daß Görtz ein Mann von Geist war, beweist außer dem Gebrauch, den Friedrich der Große von ihm machte, auch der Umstand, daß er es war, der nebst dem Statthalter von Erfurt, dem berühmten Dalberg, Wieland empfahl. Wieland zog wieder Knebel aus Potsdam nach Weimar, er kam 1774 als Erzieher des jüngeren Prinzen Constantin dahin, damals dreißig Jahre alt. Knebel war es wieder, der Göthe Carl August zuführte, der 1775, siebenundzwanzig Jahr alt, als Legationsrath und Mitglied des Geheimen Conseils nach Weimar kam.

Göthe berief 1776 Herdern als Generalſuperintendent und Herder wieder war es, der beſonders nebſt Frau von Kalb der Magnet für Schiller wurde, daß er 1787, nachdem ihn zwei Jahre zuvor Carl Auguſt nach Anhörung einiger Scenen aus Don Carlos zum Rath ernannt hatte, nach Weimar ſich wandte. Schiller ward vorerſt Profeſſor in Jena, 1799 Theaterdirektor in Weimar und wie ſein Vorgänger Göthe (1782) und Herder (1801) 1802 geadelt. Jean Paul hat nur anderthalb Jahr in Weimar, wohin er, ebenfalls von Frau von Kalb gezogen, 1798 kam, ausgehalten, und daß im Gerede geweſen, man wolle auch Bürgern einbürgern laſſen, ſcheint ein Brief Lichtenberg's an den Antikeninſpector Becker in Dresden zu bezeugen, der aus Göttingen 26. März 1781 ſo ſchreibt: „Heute vor acht Tagen war der Herzog von Weimar incognito hier; er eilte, nachdem er einige Profeſſoren und auch mich beſucht hatte, zum Amtmann Bürger und blieb einige Zeit bei ihm, nöthigte ihn mit nach Heiligenſtadt und brachte da die Nacht mit ihm zu. Seit der Zeit will man ſagen, Bürger ginge auch nach Weimar, um die Zahl der dortigen Heiligen zu vermehren. Ich glaube es aber nicht, wünſchen wollte ich indeſſen dem guten Manne, daß er im Nimbo eines ſchöngeiſterischen Hofes zu ſeiner Ruhe käme; zum Amtmann iſt er nicht geſchaffen.“

Die beiden bedeutendſten Männer für die Entwicklung Carl Auguſt's wurden Knebel und Göthe: ſie waren beide Freunde des Herzogs im wahren

Sinne des Worts und hielten beide auch bei ihm aus bis zu ihrem Tode. „Göthe, schrieb einmal Knebel an Lavater, hat dem Herzog zwei Drittel seiner Existenz gegeben.“

Carl Ludwig von Knebel war ein Franke. Er war geboren 1744 und stammte aus den Fürstenthümern Anspach und Baireuth, wo sein Vater Geheimer Rath und von Friedrich dem Großen 1757 geadelt worden war, weil er als anspachischer Comitialgesandter in Regensburg seine Stimme zu der Reichsachtserklärung des Königs gegen die Instruktionen seines Hofs verweigert hatte. Knebel war Major unter Friedrich dem Großen und stand in Potsdam in Garnison. Schon während seines preußischen Militairdienstes kam er mit den schönen Geistern in Verbindung, kam im Jahre 1773 zu einem Besuche Wieland's nach Weimar, ward am Hofe Amaliens beliebt und kehrte nach kurzer Rückreise nach Potsdam, müde des zehnjährigen Garnisondienstes hier, für immer nach Weimar zurück, um die Erziehung des jüngeren Prinzen zu übernehmen. Noch in demselben Jahre reiste er mit beiden Prinzen und Graf Görtz nach Paris. Knebel war ein stattlicher, feiner weltvertrauter Mann, eine durchaus ehrenwerthe, streng rechtliche und moralische Persönlichkeit, alles falschen Scheins und aller „deutschen Niederträchtigkeit“ entschiedener Feind, Freund der neuen republikanischen Bewegung in Frankreich, höchst interessant durch seine barocke Genialität, aber ein tiefer Hypochonder. Durch eine entschieden krankhafte Empfänglichkeit für

unangenehme äußere Eindrücke war er von ihnen abhängig und durch sie gestört. Schiller fand in ihm viel Verletztes und Sattes. „Der Mensch hat gar zu viel Eitelkeit und ein gar zu gutes Herz" schreibt er einmal an seine spätere Frau. Das leichte Blut der Kraftgenies war in Knebel nicht, er stand dieser Richtung, wie sie Carl August mit Göthe verfolgte, mehr contemplativ, ruhig und bequemlich passiv, ja, aber mit Horazischer Urbanität, satyrisch gegenüber. Wieland war sein Intimus, Lucrez, den er ins Deutsche übersetzte, sein langjähriges Studium. Herder nannte ihn „seinen lieben alten Mönch" und „den menschenfreundlichen Timon." Knebel schrieb im Jahre 1797: „Das Dictum Kant's:" er kenne kein abscheulicher Leben als unter bloßen Gelehrten," haben wir in Weimar fast wahr gemacht und ob uns gleich die Eitelkeit bei Hofe etwas zu gelten, hier und da gefälliger gemacht hat, so konnte doch, da dieser Eitelkeit die Nahrung nach und nach benommen wurde, die Sache nicht mehr bestehen. Nun sind wir krank, ohne Hülfe und Verein, weder von oben, noch neben noch unten. Mein einziger Wunsch und Bitte ist, mich unter diesen Umständen nur nicht in Weimar fortleben zu lassen." Er entzog sich schon 1793 der weimarischen Hofgelehrtenatmosphäre und Kleinstädterei, verheirathete sich 1798 mit einer Berlinerin, der Sängerin Luise von Rudorf und lebte vierzig Jahre lang in der Zurückgezogenheit des Thüringer Waldgebirges in Ilmenau und zuletzt in Jena, hier in einem kleinen reizend gelegenen Besitze in der Nähe des „Paradieses,"

wo er erſt 1834 als ein neunzigjähriger Greis ſtarb, erſt zwei Jahre nach dem vier Jahre jüngeren Göthe. Seine Wittwe lebte noch 1852. Knebel war einer der einſichtsvollſten und liberalſten politiſchen Köpfe in dem kleinen Weimar. Er ſchrieb an Böttiger ſchon 1799: „Ich haſſe das franzöſiſche Directorialweſen mit dem bitterſten Haſſe und wenn ich noch zwanzig Jahr jünger wäre, ſo zöge ich mit den Oeſtreichern gegen ſie zu Felde; dann aber beſorgte ich auch bei der Rückkehr, daß Deutſchland eine übereinſtimmende Verfaſſung erhielte, um ſich ſeiner Größe und Würde gemäß, der ſchändlichen Despotie und Willkühr aller Andern zu widerſetzen. La France disparaîtra de l'Europe. Dieſe Phraſe iſt etwas alt und haben die windigen Emigrirten an unſere Höfe gebracht. Elle ne disparaîtra point, wenn ſie ſich nur in ihrem orbite halten wollte.“ — „Ich ſitze auf meinem Zauberfleck (in Ilmenau) noch immer ruhig fort. Die nahe Welt intereſſirt mich wenig, die erſten Produkte der Natur ausgenommen; deſto mehr das übrige Spiel der Zeit, deſſen heftigerer Rotation ich am liebſten aus meinem ſtillen Flecken zuſehen mag.“ — „Was für ein Publicum, das deutſche! Ils n'ont point d'honneur, ſagen, wie ich höre, ſelbſt in Weimar die Emigranten.“ Später machte er über die Befreiungskriege das launige Diſtichon:

„Rieſe ging mit dem Zwerg hinaus den Drachen zu tödten.
Rieſe ſchlug ihn, doch Zwerg kehrt triumphirend zurück.“

Seinen Sohn hatte Knebel aber den Kampf mitmachen laſſen.

Göthe's Bekanntſchaft machte Carl August durch Knebel 1774 auf der Pariſer Reiſe, derſelben Reiſe, wo er auch Luiſen von Darmſtadt, die Tochter der geiſtvollen Landgräfin Caroline von Darmſtadt, der Freundin Friedrich's des Großen kennen lernte, welche im Jahre 1775, dem Jahre, wo er mit achtzehn Jahren mündig ward und die Regierung antrat, ebenfalls achtzehnjährig ſeine Gemahlin ward. Es war am 11. Febr. 1774, wo Knebel den Verfaſſer des Götz und Werther vorſtellte. Graf Görtz bat Göthen zum Dejeneuner beim Herzog im rothen Hauſe zu Frankfurt; Carl August hatte eben den Götz geleſen und war ſehr begierig den Autor dieſes Kraftwerks von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.

Göthe hatte eben ſeine drei großen Herzenskriſen durchgemacht: er hatte die Seſenheimer Pfarrerstochter Friederike Brion, verherrlicht durch das ſchöne Lied:

„Erwache, Friederike,
Vertreib die Nacht,
Die einer Deiner Blicke
Zum Tage macht.“

„Der Vögel ſanft Geflüſter
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geſchwiſter
Erwachen ſoll.“

„Iſt Dir Dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?“ u. ſ. w.

dieſe Friederike, die, wie er ſelbſt an Frau von Stein ſchrieb, ihn ſchöner liebte als er's verdiente

und mehr als andere, an die er viel Liebe und Treue verwendet habe," hatte er „in einem Augenblicke verlaſſen, wo es ihr faſt das Leben koſtete" — er hatte darauf ſich von der Wetzlarer Amtmannstochter Lotte Käſtner ſchmerzlichſt trennen müſſen, die, obwohl ſie ihn liebte, ſchon mit einem Andern verlobt war — und er war darauf, nachdem er ſich von ſeinem Schmerz durch Werther's Leiden befreit hatte, von der reizenden Lili Schönemann, Tochter des reichen Frankfurter Banquiers Schönemann, obwohl er mit ihr verlobt war, ſelbſt wenn nicht verlaſſen, doch zur herben Demüthigung ſeines Stolzes gewaltig vernachläſſigt worden, weil ſie, gar nicht in ihm ihr Eins und Alles findend, ihn gar nicht ſo vergötterte, wie er von der ganzen Welt vergöttert wurde, wie ſie denn auch kurz nach Göthe's Weggang von Frankfurt ſich mit Baron Türckheim, Banquier in Strasburg vermählte. Er ſelbſt ſchrieb am Abend ſeines Lebens, wo er noch einmal zu dem reizenden Lilibilde zurückkehrte, das wahrlich nicht das Geringſte iſt, was ſeine Phantaſie geſchaffen hat: „Lili war in der That die Erſte, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich ſagen, daß ſie die Letzte geweſen."

Göthe erſchien auf die Einladung des Grafen Görtz im rothen Hauſe zu Frankfurt und erſchien dem jungen lebensluſtigen Herzog in ſeiner kräftigen, jugendlichen Schönheit und in ſeiner liebenswürdigen witzig genialen Gebahrung wie dazu gemacht, der Cumpan und trauteſte Genoſſe zu einem luſtigen Genieleben zu werden, wie es ihm eben dazumal zu führen

zu Sinn ſtand. Der Aplomb, der Göthe'n bei aller Genialität, die die jovial humoriſtiſche, poetiſch begabte Mutter auf ihn gebracht hatte, von dem Vater, einem ceremoniöſen, ſteifen frankfurter Rathsherrn *) angeſchult war, dieſer Aplomb, der Göthe'n Zeit ſeines Lebens zu Gebote geſtanden hat, war ganz geeignet, auch Leute, die darauf viel gaben, wie den Grafen Görtz, für ihn einzunehmen. Göthe gefiel außerordentlich und gefiel allgemein.

Auf Einladung des Herzogs, der weiter nach Mainz reiſte, kam er ihm dahin nach und verweilte mit den Fürſtlichkeiten mehrere Tage im Gaſthofe zu den drei Kronen. Ueber den Abſchied in Mainz ſchreibt er unterm 28. Februar 1774 an Knebel: „Mir war's ſeltſam, als ich ſo unter dem Thore der drei Kronen ſtand, als es anfing zu tagen. Recht, wie vom Vogel Greif in eine fremde Welt unter alle die Sterne und Kreuze geführt und darin ſo mit ganz offnem Herzen herumgewebt, und auf einmal alles verſchwunden!"

1775, als Carl Auguſt zur Vermählung nach Darmſtadt reiſte, ward Göthe förmlich nach Weimar eingeladen, wo der Herzog ſich mit ihm über den

*) Als dieſer Mann ſtarb, ſchrieb der Herzog Carl Auguſt am 30. März 1782 an Merck: „Göthen's Vater iſt ja nun abgeſtrichen und die Mutter kann nun endlich Luft ſchöpfen. Die böſen Zungen geben Ihnen Schuld, daß Sie wohl gar bei dieſem Unglück im Stande wären, zu behaupten, daß dieſer Abmarſch wohl der einzige geſcheite Streich wäre, den der Alte je gemacht hätte."

Zwang „der ſpaniſchen Stiefeln“ des Fürſtenſtands und die Langweiligkeit der Formen der Hofetikette hinweg, in einem andern ungebundenen Leben zu erholen gedachte. Dieſes Leben ſollte dem von üppiger Jugendkraft ſtrotzenden Fürſten den Weltgenuß in der beſten Geſellſchaft eines gleichgeſtimmten jungen Lebemannes gewähren, der ſchon durch poetiſche Kraftwerke die volle Zuverſicht erweckt hatte, daß er um dieſen Genuß des jovialiſch heitern Lebens in Natur, in Wald und Feld, auf verliebten Abentheuern bei allerlei Volk in Stadt und Land den verklärenden Zauber der Poeſie zu legen, und ihn damit deſto genußreicher zu machen verſtehe. Der in Carlsruhe zurückgebliebene Kammerjunker von Kalb, in der Suite des Herzogs, Sohn des alten Kammerpräſidenten und ſpäter ſelbſt Kammerpräſident, erhielt Befehl, Göthen in dem von Straßburg erwarteten Landauer Staatswagen mit nach Weimar zu bringen. Der Wagen blieb lange aus, Göthe's grämlicher, fürſtenfeindlicher Vater hatte ihm ſchon mit dem warnend ſpottenden Zurufe: „Nah bei Hof, nah bei der Höll'“ die Befürchtung in die Seele geworfen, er könne nur der Spielball für einen fürſtlichen Einfall geweſen ſein; Göthe hatte ſchon die Fluchtreiſe nach Italien angetreten, als dieſe glücklich in Heidelberg unterbrochen wurde. Es hing an einem Faden, daß Göthe nicht nach Weimar kam und daß ſonach aus der ganzen Genieperiode nichts wurde: Göthe hat noch in ſeinem ſpäten Alter ſich des wahrhaft Dämoniſchen dieſer Situation erinnert.

„So kam, erzählt Böttiger, Göthe am 7. No-

vember 1775 in Weimar an und Kalb logirte ihn, bis er ſelbſt eine bequemere Wohnung hatte, bei ſeinem Vater, dem alten Kammerpräſidenten ein, erwies ihm, da er bald merkte, daß dies der allvermögende Liebling des achzehnjährigen Herzogs werden würde, alle mögliche Gefälligkeit und Gaſtfreundſchaft und hatte ſelbſt gegen die Liebelei, die der ſchmucke Göthe mit ſeiner damals noch unverheiratheten Schweſter, der ſpäteren Frau von Seckendorf trieb, nichts einzuwenden. Nur der alte Kalb rief ſeiner Tochter ein „Mädchen mit Rath!“ zu und rettete ſie. Göthe vertauſchte bald dieſe Liebe mit der Seladonſchaft bei der damals reizend aufknoſpenden Kotzebue, nachmaligen Stilbemeiſter, der zu Gefallen er damals auch das liebliche kleine Stück: „die Geſchwiſter“ ſchrieb, worin er ſich mit ſeiner Geliebten ſelbſt copirte. Dann kamen die Liebſchaften mit der Frau von Stein, davon der Park ein ſo ſchönes Epigramm zum Denkmal erhielt.“

„Göthe, ſchrieb Wieland unterm 25. März 1776 an Merck, bleibt nun wohl hier, ſo lange Carl Auguſt lebt und möchte das bis zu Neſtor's Alter währen! Er hat ſich ein Haus gemiethet, das wie eine kleine Burg ausſieht und es macht ihm großen Spaß, daß er mit ſeinem Philipp *) ganz allein ſich im Nothfalle etliche Tage gegen ein ganzes Corps darin wehren könnte, inſofern ſie ihm das Neſt nicht

*) Dem Bedienten.

überm Kopfe ganz anzündeten. Er iſt auch im Begriff einen Garten zu kaufen."

Dieſer Garten war Bertuch's, Chatoulliers des Herzogs, Garten am Stern des Parks, den dieſer abtreten mußte. „Bertuch, ich muß Deinen Garten haben!" ſagte eines Tags der Herzog zu ſeinem Vertrauten. „Aber Durchlaucht, wie" — „Kein aber, unterbrach ihn Carl Auguſt, ich kann Dir nicht helfen, denn Göthe will ihn haben und mag hier nicht ohne ihn leben." Wenige Tage darauf hatte Göthe den Garten, er bezog ihn am 10. Mai 1776. Er etablirte hier, ſo erzählte Wieland an Böttiger, ſeine Junggeſellenwirthſchaft, eine ächte Geniewirthſchaft. „Hatte er keine weiße Kannevasweſte und Hoſen (die damals Genietracht waren), ſo ließ er ſich aus der herzoglichen Garderobe ſein Bedürfniß holen. Oft ſchickte er zu Bertuch's Frau und ließ ſich ein Schnupftuch holen. Verſteht ſich, daß nie etwas zurückgegeben wurde. Oft ſchickte er in ein Haus und ließ ſagen, er würde heute Abend da eſſen. So bat er ſich oft bei Wieland den Abends zu Gaſte. Denn der Herzog, mit welchem Göthe alle Mittage aß, ſpeiſte Abends nur ſelten, außer wenn er alle ſeine Umgebungen mit delicaten Bratwürſten tractirte, die „in unendlicher Menge" gemacht werden mußten. Damals war das Wort „unendlich" überall wiederkehrendes Stichwort. Wenn Göthe Abends bei Wieland eſſen wollte, ſo ſchickte er ſeinen Bedienten (der beiläufig in Allem ſeinem Herrn nachahmte, ſo ging, den Kopf ſchüttelte, pra ch ꝛc.) vorher ins Haus und ließ ſich eine unend-

liche Schüſſel unendlicher Borsdorfer Aepfel (gedämpft) ausbitten."

„Alle Welt, erzählte Wieland weiter an Böttiger, mußte damals im Wertherfrack gehen, in welchen ſich auch der Herzog kleidete und wer ſich keinen ſchaffen konnte, dem ließ der Herzog einen machen. Nur Wielanden nahm der Herzog ſelbſt aus, weil er zu alt zu dieſen Mummereien wäre. Görtz hielt es mit der regierenden Herzogin. Sonſt zog die verwittwete Alles an ſich. Göthe's Genieſtreiche und Feuerwerke ſpielten nirgend ungeſcheuter als bei ihr. Göthe's große Kunſt beſtand von jeher darin, die Convenienz mit Füßen zu treten und doch dabei immer klug um ſich zu ſehen, wie weit ers gerade wagen dürfe. Oft hat er ſich in Gegenwart der Herzogin Mutter auf dem Boden im Zimmer herumgewälzt und durch Verdrehung der Hände und Füße ihr Lachen erregt. Oft ſtellte ſich der Herzog mit Göthe ſtundenlang auf den Markt in Weimar und knallte mit ihm um die Wette mit einer abſcheulich großen Parforcekarbatſche. Niemand, ſetzte Wieland hinzu, kann dieſe Periode beſſer beſchreiben, als Bertuch, der dabei abſcheulich myſtificirt und einmal ſo geärgert wurde, daß er bald an einem Gallenfieber geſtorben wäre." Damit ſtimmt eine briefliche Aeußerung Wieland's, die er unterm 24. Juli 1776 an Merck gab: „Göthe hat in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals) freilich oft durch ſeine damalige Art zu ſein ſcandaliſirt und dem Diabolus prise über ſich gegeben.

Aber ſchon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit untadeliger σωφροσυνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt."

„Göthe, ſchreibt Knebel, ging wie ein Stern in Weimar auf, der ſich eine Zeitlang in Wolken und Nebeln verhüllt. Jedermann hing an ihm, ſonderlich die Damen. Er hatte noch die Werther'ſche Montirung an und viele kleideten ſich darnach. Er hatte noch von dem Geiſt und von den Sitten des Romans an ſich und dieſes zog an. Sonderlich den jungen Herzog, der ſich dadurch in Geiſtesverwandtſchaft ſeines jungen Helden zu ſetzen glaubte. Manche Excentricitäten gingen zur ſelbigen Zeit vor, die ich nicht zu beſchreiben Luſt habe, die uns aber auswärts nicht in den beſten Ruf ſetzten. Göthe's Geiſt wußte indeſſen ihnen einen Schimmer von Genie zu geben. Die Herzogin Amalie war immer ſehr nachſichtig auch gegen ihre Söhne."

Das Geſchrei im Auslande über die ſonderbare Lebensweiſe, die Göthe und der Herzog führten, muß recht vernehmlich geweſen ſein, denn Klopſtock that den auffallenden Schritt als Mentor ſich einzumiſchen. Er ſchrieb aus Hamburg den 8. März 1776:

„Hier einen Beweis meiner Freundſchaft, liebſter Göthe. Er wird mir zwar ein wenig ſchwer, aber er muß gegeben werden. Laſſen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würd' ich ſchweigen. Denken Sie auch

nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Laſſen ankommt, drein reden wolle; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in dieſem und jenem andere Grundſätze haben, als ich, ſtreng verurtheile. Aber Grundſätze — Ihre und meine bei Seite, was wird denn der unfehlbare Gang ſein, wenn er fortfährt? Der Herzog wird, wenn er ſich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anſtatt, wie er ſagt, ſeinen Körper dadurch zu ſtärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben ſich wohl ſtarkgeborne Jünglinge, und das iſt denn doch der Herzog gewiß nicht, auf dieſe Weiſe früh hingeopfert.....

„Die Teutſchen haben ſich bisher mit Recht über ihre Fürſten beſchwert, daß dieſe mit ihren Gelehrten Nichts zu ſchaffen haben wollen. Sie nehmen jetzt den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürſten, wenn ſie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben, wenn es nun wird geſchehen ſein, was ich fürchte, daß geſchehen werde? — Die Herzogin wird vielleicht jetzt ihren Schmerz noch niederhalten können, denn ſie denkt ſehr männlich. Aber dieſer Schmerz wird Gram werden. Und läßt ſich der etwa auch niederhalten? Louiſens Gram! Göthe! — Nein, rühmen Sie ſich nur nicht, daß Sie ſie lieben, wie ich.... Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg ſagen. Er kommt aus Freundſchaft zum Herzoge. Er ſoll doch alſo mit ihm leben? Wie aber das? Auf ſeine Weiſe? Nein! Er geht, wenn er ſich nicht ändert

wieder weg. Und was iſt dann ſein Schickſal? Nicht in Copenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolbergen ſchreiben. Was ſoll ich ihm ſchreiben?"

„Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzoge dieſen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts darwider. Im Gegentheil. Denn da iſt er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund ſagt, nicht mehr hören mag. Ihr Klopſtock."

Darauf kam die Antwort von Göthe, die Klopſtock wohl hätte ahnen können:

Weimar, am 21. März 1776.

„Verſchonen Sie nur künftig mit ſolchen Briefen, liebſter Klopſtock. Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böſe Stunden. Sie fühlen ſelbſt, daß ich darauf Nichts zu antworten habe. Entweder ich muß als Schulknabe ein Pater peccavi anſtimmen, oder ſophiſtiſch entſchuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemiſch aus allen Dreien heraus und wozu? Alſo kein Wort mehr zwiſchen uns über dieſe Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Exiſtenz über bliebe, wenn ich auf alle ſolche Briefe, auf alle ſolche Anmahnungen antworten ſollte. Dem Herzog that es einen Augenblick weh, daß es von Klopſtock wäre. Er liebt und ehrt Sie, von mir wiſſen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg ſoll immer kommen. Wir ſind nicht ſchlimmer und will es Gott beſſer, als er uns ſelbſt geſehen hat." G.

Klopſtock endigte dieſen ſonderbaren Notenwechſel mit folgenden Straf-Zeilen:

Hamburg, am 9. Mai 1776.

„Sie haben den Beweis meiner Freundſchaft ſo ſehr verkannt, als er groß war; groß beſonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchſt ungern in das miſche, was Andere thun."

„Und da Sie ſogar unter all ſolche Briefe und all ſolche Anmahnungen (denn ſo ſtark drücken Sie ſich aus) den Brief werfen, welcher dieſen Beweis enthielt, ſo erklär' ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht werth ſind, daß ich ihn gegeben habe."

„Stolberg ſoll nicht kommen, wenn er mich hört oder vielmehr, wenn er ſich ſelbſt hört."

Klopſtock.

Die Hoffnung etwas Näheres über die curioſen Details der ſo viel beſprochenen Genieperiode Weimars aus den Briefen Knebel's an Göthe zu erfahren, iſt, ſeit Riemer neuerlich dieſelben herausgegeben hat, vereitelt: alle Briefe Knebel's von 1775, Göthe's Eintreffen in Weimar an bis 1793, dem Jahre der Ueberſiedelung Knebel's von Weimar nach Ilmenau, fehlen, ſie befanden ſich zum Theil unter denen, welche Göthe vor ſeiner Abreiſe nach Italien und bei anderen Gelegenheiten ſelbſt vernichtet hat. Göthe blickte ſpäter nur höchſt ungern auf die erſten wilden weimariſchen Jahre und mochte kaum die Haupttummelplätze derſelben wiederſehen.

Außer Göthe und Knebel ſtanden beſonders noch zwei Männer dem Herzoge nahe, zwei Kammer-

herren, die als ſolche in der ſteten nächſten Umgebung Carl Auguſt's ſich befanden: Einſiedel und Wedel.

Friedrich Hildebrand von Einſiedel, geboren 1750, war zuerſt Page am Hofe, dann ward er 1776 Kammerherr der Herzogin Mutter Amalie und 1778 nach Graf Görtzen's Abgang Oberhofmeiſter der Herzogin Luiſe und Geheimer Rath. Schon als Page hatte er die muthwilligſten Streiche getrieben, die in der weimariſchen Hofchronik zu ſprichwörtlichen Ueberlieferungen wurden und ſich durch Geiſt und Humor in der Gunſt des damaligen Erbprinzen befeſtigt. Er blieb durch ſeine epicuräiſche Ausgelaſſenheit, durch ſeine joviale, leichtblütige, launige Gemüthlichkeit und durch einen großen Fonds von Herzensgüte — er hieß allgemein: l'ami — ein dem muntern Kreiſe des Herzogs ſtets werther Mann. Ergötzlich waren ſeine Schwächen, wozu beſonders ſeine Faulheit und ſeine Zerſtreutheit gehörten. „Einſiedel hat neulich, ſchreibt der Herzog einmal am 26. Auguſt 1780 an Merck, mit Jemanden (wahrſcheinlich war es der Herzog ſelbſt) ſehr eilig nach Gotha auf eine Maskerade fahren ſollen. Er nahm's mit vielen Freuden an, blieb aber, da ſchon über eine Stunde Alles fertig war, noch immer aus. Man ſuchte ihn und fand endlich, daß er dieſe Zeit erwählt hatte, um auf dem Baſſe zu ſpielen, welchen er mit großer Leidenſchaft treibt." Sogar im Ausdruck ſeiner Sympathien und Antipathien war Einſiedel komiſch, wie er denn z. B. verſicherte, daß er das

Bier so hasse, daß er das Wort weder ausspreche noch es je geschrieben habe. Statt des gemeinen Bieres hielt er sich einen ausbündig wohl fournirten Keller feiner Weine, die die Franzosen bei der Plünderung von Weimar sich wohl schmecken ließen. Er war Virtuos auf dem Violoncell, Componist und Poet und immer bereit mit seinen Talenten zur allgemeinen Ergötzlichkeit beizutragen, er spielte im Orchester, agirte beim Liebhabertheater und übersetzte und dichtete Dramen und Operetten. Im Uebrigen war er ein ächter chevaleresker Hofcavalier und besonders Herder's treuester Freund. Auch Schiller wußte ihn zu schätzen: „Einsiedel, schreibt er unterm 7. November 1803 an Körner, ist ein guter und natürlicher Mensch, nicht ohne einige Talente, den aber die Zerstreuung seines Charakters und seines Berufs zu nichts Ordentlichem haben kommen lassen." Trotz seiner Faulheit in Weimar machte Einsiedel von Zeit zu Zeit große Reisen, 1785 mit zwei Brüdern sogar eine ganz große nach Afrika, wo er aber nicht über Tunis hinauskam. Diese Reise war im höchsten Grade romantisch, er machte sie mit Frau von Werthern, gebornen von Münchhausen. Diese hatte, nachdem sie die Nachricht von ihrem Tode verbreiten lassen, ihr eignes Leichenbegängniß veranstaltet, eine Puppe statt ihrer begraben lassen, um ihrem Geliebten zu folgen. Einsiedel wollte in Afrika Goldbergwerke aufsuchen und bauen. Ohne seine Absicht zu erreichen, kam das Paar zurück und es ward nun eine Scheidung eingeleitet. In den Jahren 1787—90 begleitete

überm Kopfe ganz anzündeten. Er iſt auch im Begriff einen Garten zu kaufen."

Dieſer Garten war Bertuch's, Chatoulliers des Herzogs, Garten am Stern des Parks, den dieſer abtreten mußte. „Bertuch, ich muß Deinen Garten haben!" ſagte eines Tags der Herzog zu ſeinem Vertrauten. „Aber Durchlaucht, wie" — „Kein aber, unterbrach ihn Carl Auguſt, ich kann Dir nicht helfen, denn Göthe will ihn haben und mag hier nicht ohne ihn leben." Wenige Tage darauf hatte Göthe den Garten, er bezog ihn am 10. Mai 1776. Er etablirte hier, ſo erzählte Wieland an Böttiger, ſeine Junggeſellenwirthſchaft, eine ächte Geniewirthſchaft. „Hatte er keine weiße Kannevasweſte und Hoſen (die damals Genietracht waren), ſo ließ er ſich aus der herzoglichen Garderobe ſein Bedürfniß holen. Oft ſchickte er zu Bertuch's Frau und ließ ſich ein Schnupftuch holen. Verſteht ſich, daß nie etwas zurückgegeben wurde. Oft ſchickte er in ein Haus und ließ ſagen, er würde heute Abend da eſſen. So bat er ſich oft bei Wielanden Abends zu Gaſte. Denn der Herzog, mit welchem Göthe alle Mittage aß, ſpeiſte Abends nur ſelten, außer wenn er alle ſeine Umgebungen mit delicaten Bratwürſten tractirte, die „in unendlicher Menge" gemacht werden mußten. Damals war das Wort „unendlich" überall wiederkehrendes Stichwort. Wenn Göthe Abends bei Wieland eſſen wollte, ſo ſchickte er ſeinen Bedienten (der beiläufig in Allem ſeinem Herrn nachahmte, ſo ging, den Kopf ſchüttelte, pra ch ꝛc.) vorher ins Haus und ließ ſich eine unend-

liche Schüſſel unendlicher Borsdorfer Aepfel (gedämpft) ausbitten."

„Alle Welt, erzählte Wieland weiter an Böttiger, mußte damals im Wertherfrack gehen, in welchen ſich auch der Herzog kleidete und wer ſich keinen ſchaffen konnte, dem ließ der Herzog einen machen. Nur Wielanden nahm der Herzog ſelbſt aus, weil er zu alt zu dieſen Mummereien wäre. Görtz hielt es mit der regierenden Herzogin. Sonſt zog die verwittwete Alles an ſich. Göthe's Genieſtreiche und Feuerwerke ſpielten nirgend ungeſcheuter als bei ihr. Göthe's große Kunſt beſtand von jeher darin, die Convenienz mit Füßen zu treten und doch dabei immer klug um ſich zu ſehen, wie weit ers gerade wagen dürfe. Oft hat er ſich in Gegenwart der Herzogin Mutter auf dem Boden im Zimmer herumgewälzt und durch Verdrehung der Hände und Füße ihr Lachen erregt. Oft ſtellte ſich der Herzog mit Göthe ſtundenlang auf den Markt in Weimar und knallte mit ihm um die Wette mit einer abſcheulich großen Parforcekarbatſche. Niemand, ſetzte Wieland hinzu, kann dieſe Periode beſſer beſchreiben, als Bertuch, der dabei abſcheulich myſtificirt und einmal ſo geärgert wurde, daß er bald an einem Gallenfieber geſtorben wäre." Damit ſtimmt eine briefliche Aeußerung Wieland's, die er unterm 24. Juli 1776 an Merck gab: „Göthe hat in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals) freilich oft durch ſeine damalige Art zu ſein ſcandaliſirt und dem Diabolus prise über ſich gegeben.

Aber ſchon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit untadeliger σωφροσυνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt."

„Göthe, ſchreibt Knebel, ging wie ein Stern in Weimar auf, der ſich eine Zeitlang in Wolken und Nebeln verhüllt. Jedermann hing an ihm, ſonderlich die Damen. Er hatte noch die Werther'ſche Montirung an und viele kleideten ſich darnach. Er hatte noch von dem Geiſt und von den Sitten des Romans an ſich und dieſes zog an. Sonderlich den jungen Herzog, der ſich dadurch in Geiſtesverwandtſchaft ſeines jungen Helden zu ſetzen glaubte. Manche Excentricitäten gingen zur ſelbigen Zeit vor, die ich nicht zu beſchreiben Luſt habe, die uns aber auswärts nicht in den beſten Ruf ſetzten. Göthe's Geiſt wußte indeſſen ihnen einen Schimmer von Genie zu geben. Die Herzogin Amalie war immer ſehr nachſichtig auch gegen ihre Söhne."

Das Geſchrei im Auslande über die ſonderbare Lebensweiſe, die Göthe und der Herzog führten, muß recht vernehmlich geweſen ſein, denn Klopſtock that den auffallenden Schritt als Mentor ſich einzumiſchen. Er ſchrieb aus Hamburg den 8. März 1776:

„Hier einen Beweis meiner Freundſchaft, liebſter Göthe. Er wird mir zwar ein wenig ſchwer, aber er muß gegeben werden. Laſſen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würd' ich ſchweigen. Denken Sie auch

nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, drein reden wolle; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem und jenem andere Grundsätze haben, als ich, streng verurtheile. Aber Grundsätze — Ihre und meine bei Seite, was wird denn der unfehlbare Gang sein, wenn er fortfährt? Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Weise früh hingeopfert.....

„Die Teutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten Nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzt den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen sein, was ich fürchte, daß geschehen werde? — Die Herzogin wird vielleicht jetzt ihren Schmerz noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der etwa auch niederhalten? Louisens Gram! Göthe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben, wie ich.... Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzoge. Er soll doch also mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein! Er geht, wenn er sich nicht ändert

wieder weg. Und was iſt dann ſein Schickſal? Nicht in Copenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg en ſchreiben. Was ſoll ich ihm ſchreiben?"

„Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzoge dieſen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts darwider. Im Gegentheil. Denn da iſt er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund ſagt, nicht mehr hören mag. Ihr Klopſtock."

Darauf kam die Antwort von Göthe, die Klopſtock wohl hätte ahnen können:

Weimar, am 21. März 1776.

„Verſchonen Sie nur künftig mit ſolchen Briefen, liebſter Klopſtock. Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böſe Stunden. Sie fühlen ſelbſt, daß ich darauf Nichts zu antworten habe. Entweder ich muß als Schulknabe ein Pater peccavi anſtimmen, oder ſophiſtiſch entſchuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemiſch aus allen Dreien heraus und wozu? Alſo kein Wort mehr zwiſchen uns über dieſe Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Exiſtenz über bliebe, wenn ich auf alle ſolche Briefe, auf alle ſolche Anmahnungen antworten ſollte. Dem Herzog that es einen Augenblick weh, daß es von Klopſtock wäre. Er liebt und ehrt Sie, von mir wiſſen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg ſoll immer kommen. Wir ſind nicht ſchlimmer und will es Gott beſſer, als er uns ſelbſt geſehen hat." G.

Klopſtock endigte dieſen ſonderbaren Notenwechſel mit folgenden Straf-Zeilen:

Hamburg, am 9. Mai 1776.

„Sie haben den Beweis meiner Freundſchaft ſo ſehr verkannt, als er groß war; groß beſonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchſt ungern in das miſche, was Andere thun."

„Und da Sie ſogar unter all ſolche Briefe und all ſolche Anmahnungen (denn ſo ſtark drücken Sie ſich aus) den Brief werfen, welcher dieſen Beweis enthielt, ſo erklär' ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht werth ſind, daß ich ihn gegeben habe."

„Stolberg ſoll nicht kommen, wenn er mich hört oder vielmehr, wenn er ſich ſelbſt hört."

Klopſtock.

Die Hoffnung etwas Näheres über die curioſen Details der ſo viel beſprochenen Genieperiode Weimars aus den Briefen Knebel's an Göthe zu erfahren, iſt, ſeit Riemer neuerlich dieſelben herausgegeben hat, vereitelt: alle Briefe Knebel's von 1775, Göthe's Eintreffen in Weimar an bis 1793, dem Jahre der Ueberſiedelung Knebel's von Weimar nach Ilmenau, fehlen, ſie befanden ſich zum Theil unter denen, welche Göthe vor ſeiner Abreiſe nach Italien und bei anderen Gelegenheiten ſelbſt vernichtet hat. Göthe blickte ſpäter nur höchſt ungern auf die erſten wilden weimariſchen Jahre und mochte kaum die Haupttummelplätze derſelben wiederſehen.

Außer Göthe und Knebel ſtanden beſonders noch zwei Männer dem Herzoge nahe, zwei Kammer-

herren, die als solche in der steten nächsten Umgebung Carl August's sich befanden: Einsiedel und Wedel.

Friedrich Hildebrand von Einsiedel, geboren 1750, war zuerst Page am Hofe, dann ward er 1776 Kammerherr der Herzogin Mutter Amalie und 1778 nach Graf Görtzen's Abgang Oberhofmeister der Herzogin Luise und Geheimer Rath. Schon als Page hatte er die muthwilligsten Streiche getrieben, die in der weimarischen Hofchronik zu sprichwörtlichen Ueberlieferungen wurden und sich durch Geist und Humor in der Gunst des damaligen Erbprinzen befestigt. Er blieb durch seine epicuräische Ausgelassenheit, durch seine joviale, leichtblütige, launige Gemüthlichkeit und durch einen großen Fonds von Herzensgüte — er hieß allgemein: l'ami — ein dem muntern Kreise des Herzogs stets werther Mann. Ergötzlich waren seine Schwächen, wozu besonders seine Faulheit und seine Zerstreutheit gehörten. „Einsiedel hat neulich, schreibt der Herzog einmal am 26. August 1780 an Merck, mit Jemanden (wahrscheinlich war es der Herzog selbst) sehr eilig nach Gotha auf eine Maskerade fahren sollen. Er nahm's mit vielen Freuden an, blieb aber, da schon über eine Stunde Alles fertig war, noch immer aus. Man suchte ihn und fand endlich, daß er diese Zeit erwählt hatte, um auf dem Basse zu spielen, welchen er mit großer Leidenschaft treibt." Sogar im Ausdruck seiner Sympathien und Antipathien war Einsiedel komisch, wie er denn z. B. versicherte, daß er das

Bier ſo haſſe, daß er das Wort weder ausſpreche noch es je geſchrieben habe. Statt des gemeinen Bieres hielt er ſich einen ausbündig wohl fournirten Keller ſeiner Weine, die die Franzoſen bei der Plünderung von Weimar ſich wohl ſchmecken ließen. Er war Virtuos auf dem Violoncell, Componiſt und Poet und immer bereit mit ſeinen Talenten zur allgemeinen Ergötzlichkeit beizutragen, er ſpielte im Orcheſter, agirte beim Liebhabertheater und überſetzte und dichtete Dramen und Operetten. Im Uebrigen war er ein ächter chevaleresker Hofcavalier und beſonders Herder's treueſter Freund. Auch Schiller wußte ihn zu ſchätzen: „Einſiedel, ſchreibt er unterm 7. November 1803 an Körner, iſt ein guter und natürlicher Menſch, nicht ohne einige Talente, den aber die Zerſtreuung ſeines Charakters und ſeines Berufs zu nichts Ordentlichem haben kommen laſſen.“ Trotz ſeiner Faulheit in Weimar machte Einſiedel von Zeit zu Zeit große Reiſen, 1785 mit zwei Brüdern ſogar eine ganz große nach Afrika, wo er aber nicht über Tunis hinauskam. Dieſe Reiſe war im höchſten Grade romantiſch, er machte ſie mit Frau von Werthern, gebornen von Münchhauſen. Dieſe hatte, nachdem ſie die Nachricht von ihrem Tode verbreiten laſſen, ihr eignes Leichenbegängniß veranſtaltet, eine Puppe ſtatt ihrer begraben laſſen, um ihrem Geliebten zu folgen. Einſiedel wollte in Afrika Goldbergwerke aufſuchen und bauen. Ohne ſeine Abſicht zu erreichen, kam das Paar zurück und es ward nun eine Scheidung eingeleitet. In den Jahren 1787—90 begleitete

Einſiedel die Herzogin Mutter Amalie nach Italien.

Einſiedel ſtarb achtundſiebzig Jahre alt erſt im Jahre 1828. Noch in den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigten ihn ſeine Lieblinge, Terenz und Plautus, die er überſetzte. Um ſich mit der Plautiniſchen Ueberſetzung gedruckt zu ſehen, erbot er ſich in einem Briefe an Böttiger am 2. Februar 1821, 250 Thaler dem Verleger zu zahlen; mit dem früheren Terenziſchen hatte derſelbe ſehr unglückliche Geſchäfte gemacht.

Einſiedeln zur Seite ſtand der Kammerherr Siegmund von Seckendorf, der ebenfalls Componiſt und Poet war und eine ſehr ſchöne Frau beſaß, die Tochter des alten Kammerpräſidenten Kalb. Sie war es, die Einſiedeln, ehe er die romantiſche Tour mit Frau von Werthern nach Afrika machte, beſonders ſehr zerſtreut gemacht hatte. Seckendorf ging 1784 als Geſandter Friedrich's des Großen beim fränkiſchen Kreiſe nach Nürnberg und ſtarb ſchon das Jahr darauf, erſt vierzig Jahre alt. Göthe ſchrieb darüber an Knebel am 30. April 1785: „Seckendorf's Tod wird Dich unerwartet getroffen haben, wie uns Alle. Es iſt dieſer Fall reich an nachdenklichem Stoff.“ Frau von Seckendorf hatte nachher als Wittwe eine anderweite Liaiſon mit dem Domherrn Dalberg, der Herder'n aufforderte mit ihm nach Italien zu reiſen. Darüber ſchrieb Schiller an Körner unterm 14. November 1788: „Herder iſt durch Dalberg häßlich circumvenirt worden, ohne

daß man ihn darum gefragt oder präveniert hätte, hat ſich eine Dame, eine Frau von Seckendorf, die Schweſter des Herrn von Kalb, bei der Partie gefunden, die die Reiſe nach Italien mitmachte und mit der Dalberg in Herzensangelegenheiten ſtehen mag. Herder fand erſtaunlich viel Unſchickliches darin, mit einer ſchönen Wittwe und einem Domherrn in der Welt herumzuziehen. In Rom hat er ſich ganz von der Geſellſchaft getrennt; hier in Rom wird er ſehr geſucht und geſchätzt; der Secretair der Propaganda Borgia hat ihn bei einem Souper einigen Cardinälen als den „Erzbiſchof von Sachſen-Weimar," präſentirt."

Der zweite Jugendgeſpiele des Herzogs war der Kammerherr und Oberforſtmeiſter von Wedel, der „ſchöne" Wedel genannt, ein nicht minder durch ſeinen trockenen Witz und ſeine tollen Einfälle ſehr beliebter Mann und ſtattlicher Hofherr. Er war der ſtete Begleiter Carl Auguſt's auf ſeinen Jagden und ſonſtigen Abentheuern in Feld und Wald, in Gebirg und Thal, in Städten und Dörfern, bei Jahrmärkten und Kirmeßen, auf des Herzogs faſt unaufhörlich angeſtellten Durchzügen, Ritten und luſtigen Fahrten durch ſein kleines Land. 1779 begleitete Wedel Carl Auguſt nebſt Göthe in die Schweiz. Er muß vor der Cataſtrophe von 1806 geſtorben ſein: im weimariſchen Hofcalender auf dieſes Jahr ſteht er nicht mehr. In dieſem Jahre findet ſich als Oberhofmeiſterin der Herzogin Luiſe: Marie Henriette, verwittwete von Wedel, geborne Freiin von Wöllwarth.

Ein Lieblingsplatz für die abentheuerlichen Fahrten des Herzogs, wo, wie Göthe hie und da in seinem Tagebuche schreibt „viel tolles Zeug und Allotria getrieben wurden," war Ilmenau, wo das Bergwerk wieder aufgebracht wurde und wo später Knebel einen Theil seiner letzten Lebensjahre zubrachte. Aus dem Volksleben und den alterthümlichen Baulichkeiten dieser jetzt durch einen großen Brand verwüsteten Stadt, entnahm Göthe die Bilder zu seinem „Ilmenau" und das Haus des Apothekers verewigte er nach der Sage in „Hermann und Dorothea." Eine Hauptsache, die man damals trieb, war Mineralogie. „Da gab es eine Zeit, schreibt Böttiger, wo der Mensch gar nichts, der Stein Alles war. Göthe fand in der Organisation des Granits die göttliche Dreieinigkeit, die nur durch ein Mysterium erklärt werden könnte. Alles mineralogisirte: selbst die Damen, wie die Hofdame Fräulein von Göchhausen, fanden in den Steinen einen hohen Sinn und legten sich Cabinette an." Berufen wegen der tollen Streiche, die da vorfielen, war besonders das Dorf Stützerbach bei Ilmenau: über die dortigen Fata ward, wie Knebel, Göthe's mineralogischer Schildknappe, schreibt, ein eignes vertrautes Tagebuch gehalten und zwar gemeinsam, jeder der Theilnehmenden beschrieb abwechselnd davon eine Seite. Auf dem Kickelhahn bei Ilmenau, einer der Thüringer Waldspitzen, dichtete aber auch Göthe in der Waldeinsamkeit das wunderschöne Lied:

„Ueber allen Wipfeln
Iſt Ruh,
In allen Wipfeln
Spüreſt Du
Kaum einen Hauch.
Die Vögel ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt auch Du.“

Man lieſt das Lied noch von Göthe's Hand mit Bleiſtift geſchrieben an der Holzwand zu Seiten eines Fenſters in der halb verfallenen Mooshütte, einem ganz einfachen, nur mit einem hölzernen Riegel verſchloſſenen Hauſe von zwei Geſtocken und einer Treppe, das nur für die übernachtenden Jagdfreunde zuſammengezimmert war. In dieſem Hauſe, wo damals die jetzt hochheraufgeſchoſſenen Tannenbäume noch nicht die Ausſicht nach der fränkiſchen Seite verhinderten, in der allerreinſten Bergluft, mehrere tauſend Fuß hoch über dem Werkeltagstreiben, umgoſſen vom erſten Tageslicht und ſeinem letzten Schimmer, hat Göthe mit Carl Auguſt unvergeßliche Tage und Nächte verlebt: das Datum des Lieds iſt der 7. Sept. 1783.*)

Die joviale Luſt und heitere Ungebundenheit jener Tage der weimariſchen Genieperiode ward ſehr durch einen äußern Umſtand unterſtützt. 1774, ein

*) Es trägt noch die unverkennbaren Züge der feſten klaren Handſchrift Göthe's, und iſt, nach faſt funfzig Jahren, bei einem Beſuche kurz vor ſeinem Tode von ihm ſelbſt, der die verlöſchenden Worte mit dickem Zimmermannsbleiſtifte nachzog, aufgefriſcht worden.

Jahr, ehe Göthe nach Weimar kam, war die alte Wilhelmsburg abgebrannt. Funfzehn Jahre lang gaben die Trümmer einen unheimlichen Anblick, erst 1790 wurde der Wiederaufbau des Schloſſes unter Leitung von Thouret in Stuttgart in Angriff genommen, erſt 1803 das neue Schloß vollendet. Während dieſer ganzen Zeit von neunundzwanzig Jahren wohnte der Hof in den beſchränkten Räumen des ſogenannten „Fürſtenhauſes," dem Schauſpielhauſe gegenüber, das, von der Landſchaft erbaut, ſelbſt kaum vollendet war, als die fürſtliche Familie ſich aus den Flammen der Wilhelmsburg dahin flüchtete. „In Sälen und Gemächern, ſchreibt Hofrath Schöll in ſeinen „Denkwürdigkeiten Weimars," an welchen der urſprünglichen Uebereilung wegen noch lange nachzubeſſern war, unter Decken, die eigentlich den Einſturz drohten, fand die luſtige Unruhe der erſten Regierungsperiode Carl Auguſt's ihren Spielraum. Hierher kam der Liebling Göthe zu Tafel und Concert, Ball oder Komödie, übernachtete beim Herzog vor und nach der Jagd und ging des Morgens eine Treppe höher ins Honſeil." Die Enge und Beſchränktheit der äußeren Umgebung bewirkte gerade, daß man ſich innerlich um ſo näher kam, daß man um ſo traulicher ſich aneinander ſchloß.

Die damalige Stadt Weimar ſelbſt war kaum eine Stadt, kaum eine kleine Stadt zu nennen. Schiller'n ſchien gegen Weimar ſelbſt das kleine Jena eher noch den Eindruck einer Stadt zu machen. „Das Dorf Weimar," ſchreibt er an Körner; „das

wüſte Weimar, dieſes Mittelding zwiſchen Dorf und Hofſtadt," ſchreibt um dieſelbe Zeit, 1786 Herder an Knebel. Der Park, jetzt die Hauptzierde Weimars, ſchöner als der Wörlitziſche, war damals noch nicht geſchaffen: er entſtand langſam unter dem Hämmern Göthe's und Carl Auguſt's: 1778 beim Geburtstag der Herzogin Luiſe überraſchte Göthe ſeine Herrſchaften mit dem „Borkenhäuschen" oder „Kloſter," einem mit Baumrinde bekleideten Holzhauſe, umgeben von einer Galerie, das Carl Auguſt's Lieblingsaufenthalt für den Sommer wurde; erſt etwa zwanzig Jahre ſpäter ward das „römiſche Haus" als eine bequemere Sommerwohnung erbaut. Die Esplanade, jetzt der glänzendſte Stadttheil Weimars, mit drei und vierſtöckigen Häuſern beſetzt, war noch im Jahre 1803 ein Spaziergang, der zu dem außerhalb der Stadtmauern, die ein Stadtgraben umgab, gelegenen Schauſpielhauſe führte. Das jetzt noch zwiſchen den großen neu erbauten Häuſern wie ein Zwerg ſtehende kleine einſtöckige Giebelhäuschen mit der Inſchrift: „Hier wohnte Schiller" ſtand damals einzeln auf der Esplanade, nur das kleine Palais, das der Herzogin Amalie als Wittwenſitz diente, war in der Nähe; Schiller's Hauſe gegenüber war alles voll ſchöner grüner Bäume und die ganze Umgebung völlig ländlich. Wo jetzt die ſtattliche Häuſerreihe des Carlsplatzes ſteht, ſtanden ſtrohgedeckte Scheunen der Ackerbürger Weimars, der Carlsplatz ſelbſt war ein Teich am Fuße des Stadtwalls. Aehnliche Teiche gingen terraſſenförmig hinab bis zum Jacobsthor.

Das Pflaster in den kleinen engen Straßen war von schrecklicher Beschaffenheit, die Straßen ohne alle Beleuchtung. Frau von Staël, die 1803, als das neue Schloß gebaut war, nach Weimar kam, meinte: „Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand chateau.“ Göthe scherzte einmal, als Zelter vom Bau eines Theaters fürs Volk von Weimar sprach: „Wie kann in Weimar viel von Volk die Rede sein, in dieser kleinen Residenz, die 10,000 Poeten und einige Einwohner hat?“

Eine Hauptrolle spielten in der weimarischen Genieperiode die Damen. Erst 1780 am 27. Juli schrieb der Herzog an Knebel, der damals in der Schweiz war: „Verliebt ist hier fast Niemand mehr.“ Er meinte das in dem Sinne, wie es früher fünf Jahre lang getrieben worden war. Er und Göthe hatten damals ausgebraust, er und Göthe hatten damals den „Talisman einer schönen Liebe“ gewonnen, wie Göthe es nennt. Des Herzogs Herzensflamme war die Gräfin Werthern, auf die ich unten zurückkomme, geworden, die Göthe's Frau von Stein.

Charlotte von Stein war geboren 1743 und die Tochter des Hofmarschalls von Schardt. Dieser alte Hofmarschall muß ein ganz origineller Hofherr gewesen sein. Carl August schrieb einmal über ihn an Merck, d. d. Belvedere am 31. Mai 1781: „Der alte Geheime Rath Schard hat sich neulich in seiner confusen Sprache ganz besonders über meine und meiner Mutter Sammlerei ausgelassen, er erzählte, er habe meine Gemälde gesehen.

„Mein Gott, ſagte er, wer hängt dem Herren die Copien nur auf, ſtraf mir Gott, von allen habe ich die Originale; und die Frau Herzogin Mutter kauft Kupfer, ich könnte ſie ihr weit beſſer geben. Aber man glaubt mir nicht. Noch neulich war ich bei der guten Dame, da hab' ich ſie denn alle geſehen, und gewieſen hab ich's ihr und ſtraf mir Gott, in allen war hinein ratefoutirt." Die liebenswürdige Tochter dieſes ſonderbaren Hofmannes war mit dem Oberſtallmeiſter Baron von Stein verheirathet worden, 1764, elf Jahre vorher, ehe Göthe nach Weimar kam, ſie hatte aus dieſer Ehe ſchon ſieben Kinder. Stein war ein Mann, von dem ſein eigner Sohn ſchreibt: „daß ſeine Kinder ihn eigentlich gar nicht zu ſehen bekamen, da er Mittags bei Hofe ſpeiſte und Abends faſt immer in Geſellſchaft war." Er war aber ein ſchöner Mann und beſaß im hohen Grade den Ton der feinen Welt. Schiller, der ſehr vortheilhaft von Frau von Stein urtheilt, erfand an Herrn von Stein „ein leeres Geſchöpf, dabei ſei er ein Kopfhänger und ſein Kopf in täglicher Gefahr." Die Wahrheit dieſes Urtheils bewährte ſich, Stein ſtarb in Gemüthskrankheit ſchon 1793, ſeine Frau überlebte ihn noch vierunddreißig Jahre: ſie war, als ſie 1827 ſtarb, dreiundachtzig Jahre alt. Ob ein Präſident von Schardt, der nach der Reſtauration unter den katholiſchen Convertiten Deutſchlands vorkommt, ein Bruder der Frau von Stein geweſen ſei, kann ich nicht ſagen.

Als Göthe im Jahre 1775, ſiebenundzwanzig-

jährig in Weimar erſchien, war Frau von Stein, die fünf Jahre älter als Göthe war und wie geſagt, ſieben Kinder geboren hatte, nicht mehr jugendlich, ſchön war ſie nie geweſen, aber ſie war noch jugendlich lebendig und geiſtvoll. Sie wurde Göthe's erklärte Herzensflamme: die Vergötterung, welche die reizende, unvergeßliche Lili vorenthalten hatte, gewährte Frau von Stein und dies war es, was Göthe glückſelig machte. „Sie hat, ſchrieb er im Auguſt 1780 an Lavater, meine Mutter, Schweſter und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur ſind." Das höchſt delicate Verhältniß ward durch Charlotten's ſehr feines Gefühl, mit dem ſie es jederzeit auf den Grenzen der in ihrer Lage als Gattin und Mutter möglichen Vertraulichkeit zu halten wußte, für Göthe's Natur Jahre lang eine Art von kleinem irdiſchen Paradies. Er kam täglich zu ihr in ihre Wohnung, welche er ihr ſelbſt in einem der herrſchaftlichen Gebäude hinter dem Fürſtenhauſe am Eingang des Parks, wo, wie erwähnt, der Hof damals wohnte, eingerichtet hatte, es waren nur zwanzig Minuten Wegs von ſeinem Garten. Er tauſchte über Alles und Jedes ſeine Gedanken mit ihr aus, er las mit ihr ſogar den Spinoza*). Er war untröſtlich,

*) Göthe an Knebel, den 11. Nov. 1784: „Ich leſe mit der Frau von Stein die Ethik des Spinoza. Ich fühle mich ihm ſehr nahe, obgleich ſein Geiſt viel tiefer und reiner iſt, als der meinige."

wenn ſie zu lange auf ihrem Gute in Kochberg verweilte. Auch wenn ſie in Weimar war, wechſelte er unausgeſetzt, faſt täglich und manchmal in einem Tage mehrere Billete und Briefe. Dieſen Briefwechſel Göthe's mit Frau von Stein hat Hofrath Schöll in Weimar nach langem Warten endlich im Sturmjahr 1848 herausgegeben und er hat allerdings die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über die intereſſante Entwickelungsgeſchichte des Dichters und ſeines fürſtlichen Freundes geliefert. Der ſo zurückhaltende, bemeſſene Göthe geht hier mit der ganz freien Herzensſprache heraus: wer Göthe vorher nicht geliebt hatte, lernt ihn nach dieſen Briefen an Frau von Stein lieben.

Die Intimität dieſes Briefwechſels geht aber nur bis zu der italieniſchen Reiſe, 1786, dem berühmten Wendepunkte in Göthe's Leben. Unmittelbar vor dieſer Reiſe ſcheint ein Plan im Werke geweſen zu ſein, daß Göthe ſich mit Frau von Stein verbinden wollte. Göthe ſchrieb ihr acht Tage vor ſeiner heimlichen Abreiſe aus Carlsbad, die am 3. September 1786 geſchah: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben; dann wird aber auch alles ſo ſanft endigen und die Frucht reif in den Schooß fallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einſamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen ſind.“

Was die Ausführung dieſes Plans, der auf eine Scheidung und ein Zuſammenleben in Italien gegangen zu ſein ſcheint, verhindert hat, iſt nicht bekannt

geworden: Frau von Stein hat vor ihrem Tode von Göthe ſich ihre eignen an ihn gerichteten Briefe wiedergeben laſſen und ſie ſammt und ſonders vernichtet. Einen Fingerzeig giebt vielleicht, was damals unterm 9. Juli 1786 Göthe über die Negotiation des Afrikaners Einſiedel an Frau von Stein ſchrieb, der mit ſeiner Geliebten, Frau von Werthern, gebornen Münchhauſen, die eine Puppe für ſich hatte begraben laſſen, aus Tunis zurückgekommen war. „Einſiedel war bei der Werthern Bruder und hat freundſchaftlich mit ihm getrunken. Dieſer edle Bruder iſt des Morgens düſter, Nachmittags betrunken und das Reſultat der Unterhandlungen iſt ſehr natürlich und ſehr ſonderbar ausgefallen. Münchhauſen erklärt, daß, wenn ſeine Schweſter ordentlich von ihrem Manne geſchieden, mit ihrem Liebhaber ordentlich getraut ſein werde, er ſie für ſeine Schweſter erkennen und bei der Mutter auswirken wolle, daß ſie auch als Tochter anerkannt und ihr das Erbtheil nicht entwendet werde. Für einen Trunkenen ein ſehr nüchterner Vorſchlag. Nun aber unſre Flüchtlinge! Wie abſcheulich! — Zu ſterben! Nach Afrika zu gehen, den ſonderbarſten Roman zu beginnen und ſich am Ende auf die gemeinſte Weiſe ſcheiden und copuliren zu laſſen! Ich hab es höchſt luſtig gefunden. Es läßt ſich in dieſer Werkeltagswelt nichts Außerordentliches zu Stande bringen.“

Göthe reiſte ganz insgeheim allein von Carlsbad durch Baiern nach Italien ab, Niemand als der

Herzog wußte um die Reiſe. In Italien ſchrieb er noch lange auf die alte Weiſe an Charlotten, kam aber dann auf andere Gedanken, er rettete ſich aus ſeiner idealen Liebe in die Freuden, die er in den römiſchen Elegien beſchreibt. Damals, während Göthe's Abweſenheit, ſchrieb Schiller im Jahre 1787 an Körner über Frau von Stein „nach einem Abendſpaziergang in Weimar in adeliger Geſellſchaft": „Frau von Stein iſt die beſte unter allen, eine wahrhaft eigene intereſſante Perſon, und von der ich begreife, daß Göthe ſich ſo ganz an ſie attachirt hat. Schön kann ſie nie geweſen ſein, aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigene Offenheit. Ein geſunder Verſtand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Weſen. Dieſe Frau beſitzt vielleicht über tauſend Briefe von Göthe und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geſchrieben. Man ſagt, daß ihr Verhältniß ganz rein und untadelhaft ſein ſoll."

Am 5. Octbr. 1775 war des Herzogs Vermählung mit Luiſe von Darmſtadt geweſen, am 7. Nov. darauf war Göthe nach Weimar gekommen. Schon am 26. Jan. 1776 berichtete Wieland an Merck: „Göthe kommt nicht wieder von hier los. Carl Auguſt kann nicht mehr ohne ihn ſchwimmen noch waten." Unterm 27. Januar 1776 ſchrieb Göthe an Frau von Stein nach einer Maskenballnacht: „Liebe Frau, ich war heut Nacht in einem Teufels Humor zu Anfange. Es drückte mich und die Herzogin, daß Sie fehlten. Endlich fing ich an zu

miſeln*) und da ging's beſſer. Die Liebelei iſt doch das probateſte Palliativ in ſolchen Umſtänden. Ich log und trog mich bei allen hübſchen Geſichtern herum und hatte den Vortheil immer im Augenblick zu glauben, was ich ſagte. Die Niedlichkeit der italieniſchen Blumenkränze ſtand der Gräfin G.**) nicht beſſer zu Geſicht und Taille, als die Feſtigkeit und Treue Couch***), ihrem Manne. Die Herzogin M. (Mutter) war lieb und gut, Herzogin Luiſe ein Engel! Aber ich blieb in Faſſung und kramte läppiſches Zeug aus. Sie widerſprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig, doch machte ich ſie nachher lachen." Ein paar Tage darauf ſchreibt Göthe: „Kommen Sie heut zu Hof? Luiſe war geſtern lieb. Großer Gott, ich begreife nur nicht, was ihr Herz ſo zuſammenzieht." Und unterm 1. September 1776 ſchrieb er: „Wenn das ſo fortgeht, beſte Frau, werden wir wahrſcheinlich noch zu lebendigen Schatten. Es iſt mir lieb, daß wir wieder auf eine abentheuerliche Wirthſchaft ausziehen†), denn ich halt's nicht aus. So viel Liebe, ſo viel Theilnahme! ſo viel treffliche Menſchen und ſo viel Herzensdruck!" Endlich am 12. September: „Geſtern war ich in Belvedere. Luiſe iſt aber ein unendlicher

*) Das hieß in der damaligen Kraftgenieſprache ſchön thun, den Damen den Hof machen.

**) Wahrſcheinlich Görtz.

***) Der berühmte Sänger aus der Zeit der Kreuzzüge.

†) Nach Ilmenau, wo der 3. September, der Geburtstag des Herzogs gefeiert wurde.

Engel, ich habe meine Augen bewahren müſſen, nicht über Tiſch nach ihr zu ſehen — Die Götter werden uns allen beiſtehn. — Die Waldnern *) iſt recht lieb, ich war früh bei ihr, wir haben uns herumgeſchäkert. Abends alle Durchlauchten in Tiefurt. Ihr **) Mann war guten Humors, machte poſſirliche Streiche mit der Oberhofmeiſterin. Ich habe die Hofleute bedauert, mich wundert, daß nicht die meiſten gar Kröten und Baſilisken werden."

Ueber ſein Leben ſchrieb Göthe unterm 8. März 1776 an Merck in Darmſtadt: „Wir machen des Teufels Zeug. Es geht mit uns allen gut, denn was ſchlimm geht, laß ich mich nicht anfechten. Den Hof hab ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren und ſo immer fort. Ich ſtreiche was ehrlichs in Thüringen herum und kenne ſchon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land ſo auswendig lernen." Unterm 24. Juli 1776 ſchreibt er an Merck: „Glaub, daß ich mir immer gleich bin, freilich hab ich was auszuſtehn gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog iſt ebenſo, daran denn die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zuſammen und gehen unſern eigenen Weg, ſtoßen ſo freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch hindurchdringen, denn die Götter ſind ſichtbar mit uns." — Und unterm

*) Fräulein Adelaide von Waldner, Hofdame der Herzogin Luiſe, eine Elſaſſerin.

**) Frau von Stein's.

22. Nov. 1776 ſchreibt er an Merck: „Ich bin weder Geſchäftsmann, noch Hofmann, und komm' in Beiden fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zuſammen, ihm wird's immer wohler und iſt eben eine Creatur, wie's keine wieder giebt." Endlich unterm 5. Jan. 1777 heißt es wieder an Merck: „Ich lebe immer in der tollen Welt und bin ſehr in mich zurückgezogen. Es iſt ein wunderbar Ding um's Regiment der Welt; ſo einen politiſch-moraliſchen Grindkopf nur halbweg zu ſäubern und in Ordnung zu halten." Wieland ſchrieb am 27. Mai 1776 an Merck: „Göthe lebt und regiert und wüthet und giebt Regenwetter und Sonnenſchein tour à tour, comme vous savez und macht uns alle glücklich, er mache, was er will." — Und am 21. Oct. 1777 ſchrieb er an Merck: „Göthe leidet zeither immer an Zahnſchmerz comme un damné. Aber er macht's auch darnach mordiable; man muß die alte beſtialiſche Natur brutaliſiren, pflegte der alte mordiable von Waſſenheim zu Mainz zu ſagen. Göthe und der Herzog ſind auch von dieſem Glauben; aber ſie befinden ſich meiſtens ſo übel dabei, daß ich keine Verſuchung kriege, ihr Proſelyt zu werden." Merck endlich ſchrieb im Herbſt 1777 an eine Freundin: „Göthe ſpielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach ſeiner eignen Sitte. Der Herzog iſt, man mag ſagen, was man will, ein trefflicher Menſch und wird's in ſeiner Geſellſchaft noch mehr werden. Alles, was man ausſprengt, ſind Lügen

der Hofschranzen. Sie können sich darauf verlassen, daß es Lügen sind, denn Flachsland, Bruder von der Frau Herder's, der bei mir im Hause wohnt, ist neuerlich von Weimar zurückgekommen und hatte sich neun Monate bei seiner Schwester aufgehalten. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Göthe gilt und dirigirt Alles und Jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und Niemanden schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen?" Unmittelbar auf die von Wieland angedeutete Zahnschmerzperiode kam die berühmte einsame Abentheuerfahrt Göthe's auf den Brocken im Anfang des Decembers 1777, während welcher er das bekannte wunderschöne Gedicht: „Harzreise im Winter" schrieb. Unterm 9. Dec. 1777 berichtete er darüber an Frau von Stein: „Ich habe mich tiefer ins Gebirg gesenkt und will morgen von da in seltsame Gegenden streifen, wenn ich einen Führer durch den Schnee finde. Ich denke des Tags hundertmal an den Herzog und wünsche ihm den Mitgenuß so eines Lebens, aber den rechten leckeren Geschmack davon kann er doch nicht haben, er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu was Abentheuerlichem zu machen, statt daß es einem erst wohl thut, wenn das Abentheuerliche natürlich wird." Am 10. Dec. schrieb Göthe: „Ein Viertel nach Zehn auf dem Brocken. Ein Viertel nach Eins droben. Heitrer herrlicher Tag, rings die ganze Welt in Wolken und

22. Nov. 1776 ſchreibt er an Merck: „Ich bin weder Geſchäftsmann, noch Hofmann, und komm' in Beiden fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zuſammen, ihm wird's immer wohler und iſt eben eine Creatur, wie's keine wieder giebt.“ Endlich unterm 5. Jan. 1777 heißt es wieder an Merck: „Ich lebe immer in der tollen Welt und bin ſehr in mich zurückgezogen. Es iſt ein wunderbar Ding um's Regiment der Welt; ſo einen politiſch-moraliſchen Grindkopf nur halbweg zu ſäubern und in Ordnung zu halten.“ Wieland ſchrieb am 27. Mai 1776 an Merck: „Göthe lebt und regiert und wüthet und giebt Regenwetter und Sonnenſchein tour à tour, comme vous savez und macht uns alle glücklich, er mache, was er will.“ — Und am 21. Oct. 1777 ſchrieb er an Merck: „Göthe leidet zeither immer an Zahnſchmerz comme un damné. Aber er macht's auch darnach mordiable; man muß die alte beſtialiſche Natur brutaliſiren, pflegte der alte mordiable von Waſſenheim zu Mainz zu ſagen. Göthe und der Herzog ſind auch von dieſem Glauben; aber ſie befinden ſich meiſtens ſo übel dabei, daß ich keine Verſuchung kriege, ihr Proſelyt zu werden.“ Merck endlich ſchrieb im Herbſt 1777 an eine Freundin: „Göthe ſpielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach ſeiner eignen Sitte. Der Herzog iſt, man mag ſagen, was man will, ein trefflicher Menſch und wird's in ſeiner Geſellſchaft noch mehr werden. Alles, was man ausſprengt, ſind Lügen

der Hofschranzen. Sie können sich darauf verlassen, daß es Lügen sind, denn Flachsland, Bruder von der Frau Herder's, der bei mir im Hause wohnt, ist neuerlich von Weimar zurückgekommen und hatte sich neun Monate bei seiner Schwester aufgehalten. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Göthe gilt und dirigirt Alles und Jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und Niemanden schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen?" Unmittelbar auf die von Wieland angedeutete Zahnschmerzperiode kam die berühmte einsame Abentheuerfahrt Göthe's auf den Brocken im Anfang des Decembers 1777, während welcher er das bekannte wunderschöne Gedicht: „Harzreise im Winter" schrieb. Unterm 9. Dec. 1777 berichtete er darüber an Frau von Stein: „Ich habe mich tiefer ins Gebirg gesenkt und will morgen von da in seltsame Gegenden streifen, wenn ich einen Führer durch den Schnee finde. Ich denke des Tags hundertmal an den Herzog und wünsche ihm den Mitgenuß so eines Lebens, aber den rechten leckeren Geschmack davon kann er doch nicht haben, er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu was Abentheuerlichem zu machen, statt daß es einem erst wohl thut, wenn das Abentheuerliche natürlich wird." Am 10. Dec. schrieb Göthe: „Ein Viertel nach Zehn auf dem Brocken. Ein Viertel nach Eins droben. Heitrer herrlicher Tag, rings die ganze Welt in Wolken und

Nebel, oben alles heiter." — „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest?" Um Vier wieder zurück."

Nach dieser heitern Brockenfahrt schrieb Göthe 22. Jan. 1778 an Merck: „Ich bin nun ganz in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheilhaft genug und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stände. Ich übereile mich drum nicht und Freiheit und Gnüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung sein, ob ich gleich mehr als jemals am Platze bin, das durchaus Sch...ige (der stärkste Ausdruck) dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen."

Bei Hofe war Göthe nach Kräften beflissen, Abwechselung in die Lustbarkeiten zu bringen. So führte er unter andern das Schlittschuhlaufen ein. Der Kammermusikus Krenz in Weimar berichtet darüber unterm 16. Februar 1778 an Göthe's Mutter: „Neues wüßte ich Ihnen nicht zu schreiben, als daß der Geheime Legationsrath dann und wann mit den Herrschaften Abends Schlitt-Schule läuft und zwar en masque. Die Herzoginnen, gnädige Frauen und Fräuleins lassen sich im Schlitten schieben. Der Teich, welcher nicht klein ist, wird rundum mit Fackeln, Lampen und Pechpfannen erleuchtet. Das Schauspiel wird auf der einen Seite mit Hautboisten- und Janitscharen-Musik, auf der andern mit Feuerrädern, Raketen, Kanonen und Mörsern vervielfältigt. Es dauert oft zwei bis drei Stunden."....

Ueber die Sommerluſtbarkeiten berichtet Wieland an Merck unterm 3. Juni 1778: „Der Herzog und Göthe kamen vorgeſtern Vormittags von ihrer Wanderung nach Leipzig, Deſſau und Berlin zurück. Abends ging ich mit meiner Frau und beiden älteſten Mädchen über den nach Göthen's Plan und Ideen, ſeinem Garten gegenüber neuangelegten Exercierplatz, um von da nach dem ſ. g. Stern zu gehen und meiner Frau die neuen Poëmata zu zeigen, die der Herzog nach Göthen's Invention und Zeichnung dort am Waſſer anlegen laſſen und die eine wunderbar künſtliche, anmuthig wilde, einſiedleriſche, und doch nicht abgeſchiedene Art von Felſen und Grottenwerk vorſtellen, wo Göthe, der Herzog und Wedel oft ſelb drei zu Mittag eſſen oder in Geſellſchaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend paſſiren ꝛc. Wir trafen den Herzog und Göthen in Geſellſchaft der ſchönen Schröterin*) an, die in der unendlich edeln attiſchen Eleganz ihrer ſchönen Geſtalt und in ihrem ganz ſimpeln und doch unendlich raffinirten und inſidioſen Anzug wie die Nymphe dieſer anmuthigen Felſengegend ausſah ꝛc. Du ſollteſt einmal Deinen Braunen zwiſchen die Füße nehmen und kommen und all unſer Weſen ſelbſt beaugenſcheinigen. Denn die Dinge hier wollen durchaus geſehen und ſelbſt gefühlt und beſchnuſſelt ſein. Zum Exempel, ſo wie Du mit Deinen Augen den Herzog, Göthen, die Schröterin und ihre dicke

*) Corona Schröter, Kammerſängerin der verwittweten Herzogin.

Cypassis, die ihr zur Folie dient, in vorbesagter Felsenscene an der Ilm, die dort einen Fall hat, dem Stern (einem Bosquet), Göthen's Garten und einem lieblichen, bis nach Belvedere sich herabziehenden Wiesenthal gegenüber, gesehen haben würdest, NB. so offen unter Gottes Himmel, und in den Augen aller Menschen, die da von Morgen bis in die Nacht ihres Wegs vorübergehen: so würde und müßte Deine Seele Wohlgefallen daran haben und Du würdest einer ganzen Welt, die etwas dagegen hätte, in's Gesicht speyen — und so ist's mit zwanzig andern Dingen."

Die neugeschaffne Ilm-Scenerie ward manchmal noch besonders durch den inventionsreichen Göthe verherrlicht. „Verwichenen Sonnabend, schreibt Wieland an Merck, den 27. August 1778, fuhren wir zu Göthen, der die Herzogin (Amalie) auf den Abend in seinen Garten eingeladen hatte, um sie mit allen den Poëmen, die er in ihrer Abwesenheit an den Ufern der Ilm zu Stande gebracht, zu regaliren. Wir speisten in einer gar holden, kleinen Einsiedelei *), und da fand sich's, daß casu quodam der siebente Stuhl an einer Tafelrunde, wo wir saßen, leer war. Dies brachte in allen einmüthig den Wunsch hervor, daß es der Deinige sein möchte ꝛc. Wir tranken auf Deine Gesundheit eine Flasche Johannisberger Sechziger aus, und wie wir nun aufgestanden waren und die Thüre öffneten, siehe, da stellte sich uns, durch geheime Anstalt des Archi-Magus, ein Anblick dar, der mehr einer

*) Das Borkenhäuschen, das damals eingeweiht wurde.

realiſirten dichteriſchen Viſion als einer Naturſcene ähnlich ſah. Das ganze Ufer der Ilm, ganz in Rembrandt's Geſchmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemiſch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effekt machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt wie wir alle. Als wir die kleine Treppe der Einſiedelei herabſtiegen*) und zwiſchen den Felſenſtücken und Buſchwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die dieſen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Viſion nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandt'ſcher Nachtſtücke, die man ewig hätte vor ſich ſehen mögen und die nun durch die dazwiſchen durchwandelnden Perſonen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetiſche Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Göthen vor Liebe freſſen mögen."

Ueber die Thätigkeit Göthe's bei Hofe, worin er in ſeinem eigenſten Lichte ſtrahlte, über die Thätigkeit als Hofpoet, berichtet ein ſpäterer Brief der Hofdame der Herzogin Amalie, Luiſe von Göchhauſen an Merck vom 11. Febr. 1782: „Von ſo recht eclatantem Jammer und Elend**), ſchreibt ſie, kann ich eigentlich von hier nichts melden; dafür

*) Dieſe kleine Felſentreppe, dicht an der Hinterthüre des Borkenhäuschens, diente zum leichteren Entſchlüpfen bei Ueberraſchungen und es curſiren von der gelegentlichen Benutzung derſelben noch manche Traditionen in Weimar.

**) wie Merck in letzter Zeit gehabt hatte.

ſind wir aber, wie billig, das ganze Jahr nicht ſonderlich à notre aise, und weltkundig iſt es, daß bei uns im Julius noch Carnevalfeuer brennt. Die Zeit des Carnevals hat indeſſen für jetzt zu allerlei Selbſtbetrug Anlaß gegeben und man iſt wenigſtens darauf bedacht geweſen, die maladie contagieuse des Hofennui recht brillant zu machen. Komödien, Bälle, Aufzüge, Redouten ꝛc. das Alles hat ſich gejagt. Auch Freund Göthe hat ſein Goldſtück zu Anderer Scherflein gelegt und auf der Herzogin Luiſe Geburtstag, der den 30. war, eine artige Comédie ballet geliefert, die folgenden Inhalts war:

„Eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen Geiſt beleidigt und ihnen wurde dadurch das Vorrecht, ewig jung zu bleiben, geraubt. Sie wurden alt mit allen andern Feen und Zauberern, die ihnen ergeben waren. Dieſe Strafe ſollten ſie dulden, bis in gewiſſen Bergklüften der große Karfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen allen fehlte. Dieſen Stein zu erhalten, vereinigten nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berggeiſter wurden beſchworen, Feen, Gnomen und Nymphen thaten durch wunderbare Zaubereien ihr Beſtes und das Abentheuer wurde beſtanden, der große Karfunkel herbeigeſchafft und — Amor ſprang heraus. In dieſem Augenblick gingen die großen Verwandlungen vor ſich und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter ſchöne Mädchen und Jünglinge. Dieſe Verwandlungen gingen ſehr gut und Decoration und Muſik war

recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen gemischt und endigte mit einem großen Ballet, wo Amor der Herzogin beiliegende Verse gab, die Göthe nebst vielen Grüßen sendet, sich daran zu erbauen.*)

„Den Freitag darauf war Redoute. Unter andern produzirten sich neun weibliche Tugenden, worunter die Bescheidenheit die Verse Nr. 2**), auch von Göthen, der Herzogin übergab. Wieland ließ sich bei dieser Gelegenheit verlauten, daß noch eine weibliche Tugend mangele, nämlich die Schwerenoth, welche eigentlich die ächte häusliche sei."

„Vergangenen Freitag wurde in einem Aufzug zum zweitenmal der Winter mit allen seinen Lustbarkeiten repräsentirt, welches Alles auf dem gedruckten Zettel zu lesen"***).

Mit Göthe war schon im Jahre 1778, nach der oben erwähnten Brockenfahrt, eine merkliche Verliche Veränderung vor sich gegangen: er schloß sich immer mehr von der Welt ab und in seinen Garten ein. Dieser Garten wurde sein Eldorado: er pflanzte und baute darin mit eben der Inbrunst, mit der er früher Verse gemacht hatte und später Kupferstiche, Bilder, Münzen, Autographen und andere Curiositäten sammelte und Geologie, Metereologie, Knochenlehre, Farbenlehre und dergleichen Naturalia trieb. „Ich war gestern Nachmittag, schreibt einmal Wie-

*) Göthe's Werke. Stuttg. 1816. Band VIII. S. 368.
**) „ „ „ „ „ „ S. 365.
***) „ „ „ „ „ „ S. 259ff.

land an Merck unterm 8. November 1777, bei Göthen auf seinem Altan. Kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes, oder wie die Schwaben sagen, einen mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Erdboden müssen Sie nie gesehen haben. Es ist recht, als ob Göthen's Genius das Alles von Jahrhunderten her so angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit ers einst in Weimar völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte."

Adolf Stahr hat neulich in seinem Tagebuch aus Weimar einen Bericht von der gegenwärtigen Beschaffenheit des berühmten Gartenhäuschens Göthe's am Stern des Parks zu Weimar gegeben: „Etwa zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, hart am Wege nach dem Dörfchen Oberweimar am Fuße des Horn genannten Höhenzuges, erhebt sich aus dem schattigen Grün hochwipfliger Baumpflanzungen ein kleines spitzbedachtes Häuschen, dessen schwarzgraues Schieferdach reichlich die Hälfte seiner ganzen zweistöckigen Höhe ausmacht. Die nach der Fahrstraße gelegene Vorderfronte, hoch hinauf von Rosen und wildem Wein umrankt, blickt westwärts über die Wiesen nach dem Parke hin. Der nördliche Giebel gewährt die Aussicht auf den Stern, der südliche auf die Höhen von Belvedere, während die östliche Seite, im Schatten der umgebenden Bäume, dem Garten zugewendet ist. Zwei Holzgitterthüren mit wenigen Steinstufen in Mitten einer fast gleich hohen lebendigen Hecke bilden die Eingänge zum Garten. Wenige Schritte aufwärts steigend erreicht man das Haus,

dessen niedrige, dem Innern des Gartens zugelegene Thüre zu den beschränktesten Räumen führt. Ein Zimmer, Küche und Flur im untern, ein Frontezimmer und zwei kleine Seitencabinette im obern Stock, alles niedrig, eng und schmal. Nur in einem der oberen Zimmer sahen wir einen Kamin; das Arbeitszimmer, nach Norden blickend, hat nur ein Fenster, das zweite ist vermauert. Hier ward an einem Frühlingsabend 1779 nach einem schweren Protokollen- und Actentage Iphigenie begonnen, während ein Quatuor neben an in der grünen Stube die Seele löste. Aus dem Hause tretend, wo ein zierlich nach Art der Mosaikböden in römischen Villen gepflasterter Vorplatz uns empfängt, gelangten wir den Garten hinansteigend zu einem von hohen Bäumen beschatteten Ruheplatze. Ueber demselben auf einer in die Tuffwand eingelassenen Steintafel liest man die Inschrift, welche in Göthe's Gedichten die Bezeichnung „Erwählter Fels" trägt (eine Huldigung an Frau von Stein) ꝛc. Auf den Blumenbeeten wucherte Unkraut, die Gänge und Wege waren vielfach mit Gras bewachsen" ꝛc. ꝛc. In diesem Häuschen wohnte Göthe sieben Jahre, bis er im Jahre 1782 das Haus am Frauenplan in der Stadt bezog, welches zehn Jahre später Carl August ihm schenkte. Der Garten blieb bis zu seinem Tode sein Lieblingszufluchtsort, er brachte gewöhnlich Sonnabend und Sonntag da zu. Seit Göthe's Tode haben verschiedene Miether das Häuschen bewohnt.

Wieland hätte gern manchmal seinen Liebling

in diesem Elborado besucht, aber der Liebling sperrte sich ab. „Göthen, schreibt er unterm 12. April 1778 an Merck, bekomme ich gar nicht mehr zu sehen; denn er kommt weder an den Concerttagen nach Hof, noch zu mir; und zu ihm zu kommen, wiewohl unsere Domainen eben nicht sehr weit von einander liegen, ist auch keine Möglichkeit, seitdem er beinah alle Zugänge verbarricadirt hat. Denn alle nähere Wege zu seinem Garten gehen über die Ilm und theils durch eine ehemals öffentliche Promenade, den Stern, theils über eine herrschaftliche Wiese. Nun hat er zwar, pour faciliter la communication, im vorigen Jahre drei bis vier Brücken über die Ilm machen lassen; aber Gott weiß warum, sie sind mit Thüren versehen, die ich, so oft ich noch zu ihm gehen wollte, verschlossen angetroffen habe. Da man nun nicht anders zu ihm dringen kann, als mit einem Zug Artillerie, oder wenigstens mit ein Paar Zimmerleuten, die einem die Zugänge mit Aexten öffnen, so ist ein gemeiner Mann wie unser einer gezwungen, das Abentheuer gar aufzugeben und in seinem eigenen zu bleiben. So viel ich höre, ist er heute mit dem Herzog nach Ilmenau, wo sie vermuthlich eine Zeitlang sich mit der Jagd divertiren werden."

Es handelt sich hier um die denkwürdige Metamorphose, welche mit Göthe vorgegangen war, die Metamorphose, wodurch das wertherisirende Genie ein feierlicher Kammerpräsident ward.

Schon unterm 3. Juni 1778 hatte Wieland klagend an Merck geschrieben: „Statt der allbele-

benden Wärme, die sonst von Göthe ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber er theilt sich nicht mehr mit und es ist nichts mit ihm anzufangen."

Göthe's Eintreten in die Staatscarrière war den weimarischen Hof- und Civilspießbürgern ein Dorn im Auge gewesen, ein Kraftgenie im Geheimen Conseil schien ihnen ein Greuel. Das ward viel schlimmer, als 1779 seine Ernennung durch Carl August zum Geheimen Rath kam. Unterm 21. Sept. 1779 schrieb Wieland an Merck: „Seitdem er das heißt, was er schon allezeit vorher war, ist das Publikum unglaublich intriguirt und das odium Vatinianum fast aller weimarischen Menschen gegen ihn, der im Grunde doch keiner Seele Leids gethan hat, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an stille Wuth grenzt." Göthe war gescheid genug das zu bemerken und die letzte Geniefahrt, die er machte, war die Schweizerreise im Herbst 1779 mit dem Herzog und Wedel zu Pferde, incognito, ohne alles ceremonielle Hofgefolge. Sobald er zurückkam, trug er geistliche Westen und Staatskleider und trat im vollen Ministeraplomb auf.

Bei Hofe mußten eigne Künste gespielt werden, um Göthen mit der regierenden Herzogin Luise spielfähig zu machen. Erst ging, erfuhr Böttiger von Kalb, Göthe nach Meiningen, wo er am Hofe öffentlich mit den Herrschaften Whist spielte. Nach dieser Einleitung wurde die Sache in Weimar so eingerichtet, daß der Stallmeister von Stein mit der Herzogin spielte, plötzlich abgerufen wurde und nun

Göthe, der ſchon darauf wartete, ſich indeß für ihn einſetzte. Nun war das Eis gebrochen und von nun an ging die Sache ohne Schwierigkeit. Die Herzogin Luiſe hielt ſtreng aufs Ceremoniel. Die Frau des engliſchen Conſuls in Hamburg, Madame Meliſh, eine geborne Fräulein von Stein, ſpäter Schwiegermutter des Grafen Marſchall, Oberforſtmeiſters zu Moritzburg bei Dresden, durfte nicht eher bei Hofe diniren, nur ſoupiren, bis ihr Mann auf des Herzogs Rath preußiſcher Kammerherr geworden war. Legationsrath Gerning durfte als Nichtadeliger nicht zum adeligen Hofball eingeladen werden. Sogar der Dichter des Wallenſtein war zwei Jahre in Weimar, ehe man ihn zu Hofe einlud. Endlich erfolgte eine Einladung und Schiller lehnte ſie ein für allemal ab. „Da ich nun zwei Jahre hier wohne, ſchrieb er 2. Januar 1802 an Frau von Stein, ohne nach Hofe eingeladen zu ſein — ſo wünſchte ich auch für's Künftige, wegen meiner Kränklichkeit davon ausgeſchloſſen zu bleiben. Für mich ſelbſt bin ich, wie Sie mich kennen, nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht perſönlich iſt" u. ſ. w. Hierauf ward Schiller geadelt „wegen ſeiner Verdienſte um die deutſche Sprache." Schiller ſchrieb damals an Humboldt: „Sie werden wohl gelacht haben, da Sie von unſerer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unſerm Herzog und da es geſchehen iſt, kann ich es mir um der Lolo und der Kinder willen gefallen laſſen." Lolo ſchrieb dem jungen Stein: „Aus dem Diplom kann Jeder ſehen, daß Schiller ganz un-

ſchuldig daran iſt und dies iſt es, was mich beruhigt.“ *) Die Nobilitirung Göthe's war nach der Meinung der Welt geſchehen, um ſeine Verheirathung mit Frau von Stein möglich zu machen, ſo ſchrieb noch 1787 Schiller an Körner. Aber aus einem Billet Göthe's an Frau von Stein vom 17. Nov. 1781 erfahren wir ganz Andres. „Die Herzogin Mutter, ſchreibt er, hat mir geſtern eine weitläufige Demonſtration gehalten, daß mich der Herzog müſſe und wolle adeln laſſen. Ich habe ſehr einfach meine Meinung geſagt und einiges dabei nicht verhehlt, was ich Dir auch noch erzählen will.“ Im Juni 1782 erfolgte das kaiſerliche Adelsdiplom, das Göthe an Frau von Stein mit den dürren Worten ſchickte: „Ich bin ſo wunderlich gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann.“

Der Herzog ſeinerſeits verwandelte ſich ebenfalls nach der oben erwähnten Schweizerreiſe 1779 ſichtbar, aber in andrer Weiſe, wie Göthe: er ließ ſich die

---

*) Freiherr von Maltitz ſchrieb in's Schilleralbum:

„Deutſcher Dichter, frei und groß,
Seltſam fiel Dein Lebensloos:
Wardſt verketzert und verwieſen,
Wardſt gefeiert und geprieſen,
Angeſtaunt in Deinem Streben
Und der Armuth preisgegeben;
Dumm gelobt und dumm getadelt,
Und zuletzt auch noch geadelt!
Ach, vergieb dem Vaterland,
Meiſter, ſeinen Unverſtand!“

ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich; ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit Niemanden spreche und also bitt ich Dich auch keinen Gebrauch hiervon, selbst zu meinem Vortheile zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen und man muß thun was man muß."

Damals hatte Göthe dahin gearbeitet, dem Herzog einen festen Etat der Einnahmen und Ausgaben vorzulegen, damit dieser sich verbindlich mache sich mit seinen Forderungen nicht darüber zu erstrecken, sondern mit diesem festen Etat sich zu begnügen. Die selbstangelegte Fessel, obgleich sie weit leichter, als die Göthische war, war dem Herzog aber doch zu schwer geworden, Göthe machte damals, um den Handel kurz abzuschneiden, nach seiner gewohnten Art, wieder eine Reise: er ging damals 1786 nach Italien, wo er fast zwei Jahre blieb. Als es sich um die Rückkehr handelte, schrieb er an den Herzog aus Rom zwei Briefe, in denen er auf sehr feine Weise das neue Verhältniß andeutete, in das er wieder eintreten wolle.

„Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muse geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätt' ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu

erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden, lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen."

„Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber, als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerf' ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maas meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nun mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was

Niemand als ich thun kann und das Uebrige Anderen auftragen. Ihre Geſinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, ſind ſo ſchön, für mich bis zur Beſchämung ehrenvoll, daß ich nur ſagen kann: „Herr hier bin ich, mache aus Deinem Knecht, was Du willſt.“

„Iſt mir erlaubt, einen Wunſch, den ich für die Zeit meiner Rückkehr hege, noch beizufügen, ſo wäre es: Ihre Beſitzthümer ſogleich nach meiner Wiederkunft ſämmtlich als Fremder bereiſen, mit ganz friſchem Auge und mit der Gewohnheit Land und Welt zu ſehen, Ihre Provinzen beurtheilen zu dürfen. Ich würde mir nach meiner Art ein neues Bild machen, einen vollſtändigen Begriff erlangen, und mich zu jeder Art von Dienſt gleichſam auf's neue qualificiren, zu dem mich Ihre Güte, Ihr Zutrauen beſtimmen will. Bei Ihnen und den Ihrigen iſt mein Herz und Sinn, wenn ſich gleich die Trümmer einer Welt in die andere Wagſchale legen. Der Menſch bedarf wenig, Liebe und Sicherheit ſeines Verhältniſſes zu dem einmal gewählten und gegebenen kann er nicht entbehren.“

Nach der Zurückkunft aus Italien 1788 nahm Göthe ſeinen Platz im Geheimen Conſeil nicht wieder ein und die Kammerpräſidentenſtelle erhielt Schmidt. In den Jahren 1790 und 1791 war es im Werke, Friedrich von Schuckmann, den nachherigen preußiſchen Miniſter des Innern, als Geheimen Rath mit 2000 Thalern Beſoldung zu berufen: der Herzog, der preußiſcher General war und mit der preußiſchen Armee damals in Schleſien ſtand, hatte ihn in Breslau

kennen gelernt. Göthe ſchrieb an Schuckmann unterm 25. November 1790: „Es beſteht das Collegium gegenwärtig aus drei Männern, alle von Jahren. Mein Stuhl, der dritte, ſteht ſeit ſechs Jahren leer, aus Urſachen, die ich Ihnen rein ſagen werde. Nehme ich ja wieder Beſitz davon, ſo werde ich mich freuen, mit Ihnen zu arbeiten und ich hoffe, auch zu Ihrer Zufriedenheit."

Als Schuckmann die Stelle nicht annahm, mußte Göthe wieder eintreten und er trat ein mit der feierlichen Miene, die der Herzog recht wohl zu deuten wußte. Schon 1782 hatte er an Frau von Stein geſchrieben: „Wehe dem, der ſich von großer Herren Gunſt ins Freie locken läßt, ohne ſich den Rücken gedeckt zu haben!"

2. Der Hof Amaliens zu Ettersburg und Tiefurt: Die Göchhauſen, Bode, Bertuch.

Einen beſonderen Hof neben dem Hof des Herzogs, dem „regierenden Hof," wie er hieß, bildete der ſogenannte „verwittwete Hof," der Hof der Herzogin Mutter Amalie. Dieſe Frau, die, wie Wieland, ihr Liebling und Vertrauter, einmal in ſeiner „Guido'ſchen Manier" gegen Merck's „Rembrandt'ſche" ſie bezeichnete, „telle qu'elle est eines der liebenswürdigſten und herrlichſten Gemiſche von Menſchheit, Weiblichkeit und Fürſtlichkeit" war, hatte nicht wenig Gefallen an dem Kraftgenieleben, das ihr Sohn mit

Göthe in Weimar aufgebracht hatte, sie bestärkte ihn darin und nahm ihrerseits selbst daran Theil. Jenes „telle qu'elle est" Wieland's klärt Schiller in einem Briefe an Körner auf, wo er schreibt: „Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie als, was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese giebt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen hat oder haben will." Ein andermal unterm 18. August 1787 schreibt er: „Die Herzogin macht sich durch ein Attachement lächerlich, das sie für einen jämmerlichen Hund, einen Sänger hat, der bei Bellomo *) gewesen und nun in ihren Diensten ist. Er soll nach Italien reisen und man sagt ihr nach, daß sie ihn begleiten werde."

Wie Wieland und Herder Böttiger'n mittheilten, hatte Amalie schon als Regentin wie ein halber Student gelebt. In Belvedere wurden damals bei Mondschein Studentenlieder gesungen. Wedel, damals Jagdjunker, intonirte: „Bruder auf dein Wohlergehen." Ein anderes Mal fuhr die Regentin zu acht Personen auf einem Heuwagen von Tiefurt nach Tennstädt, es kam ein Gewitter mit einem heftigen Regenguß: die Herzogin, die wie alle anderen Damen in ganz leichtem Kleide war, zog Wieland's Oberrock an.

Amalie trieb Alles, was sie trieb, enthusiastisch: unter andern lernte sie sogar Griechisch und zwar so gut, daß sie in kurzer Zeit den Aristophanes in

*) Director der weimarischen Schauspielergesellschaft.

der Urſprache leſen konnte. Am enthuſiaſtiſchſten trieb ſie Muſik, ſie malte auch enthuſiaſtiſch und ſchwärmte für Italien und italieniſche Literatur, in der ihr Führer der Rath Jagemann war, ein entflohener Mönch aus Conſtanz, dann Beichtvater am Hofe zu Florenz, ſeit 1775 ihr Bibliothekar, Vater der ſchönen Caroline, der Geliebten Carl Auguſt's. Nachdem Göthe 1786 über die Alpen gegangen war, brach auch Amalie 1787 dahin auf, in Begleitung des Oberhofmeiſters Einſiedel und ihrer beiden Hofdamen. Herder folgte 1788 ihr nach, erſt 1790 kehrte ſie zurück: Göthe holte ſie ab in Venedig. Amalie verſammelte um ſich einen ihr ſehr ergebenen Zirkel: Wieland, ihr Intimus, iſt ſchon genannt; am nächſten nächſt dieſem ſtand ihr ihre vertraute Hofdame, Fräulein von Göchhauſen; ihr artiſtiſches Factotum war Oeſer aus Leipzig; außerdem gehörten noch zu den Habitués am verwittweten Hofe Bode und Muſäus und der Maitre de plaisir und Hofgalopin war Bertuch.

Fräulein Luiſe von Göchhauſen ſtammte aus der weimariſchen Geheimen-Raths-Familie dieſes Namens, wir treffen ſchon unter dem erſten Herzoge von Weimar, Wilhelm, einen Geheimen Rath Samuel von Göchhauſen an, der 1655 ſtarb und durch den die Hauptgeſchäfte gingen und eben ſo findet ſich im Hofetat 1767 unter den Geheimen Räthen der Vormünderin-Regentin ein von Göchhauſen. Luiſe war früher in Süddeutſchland, in Carlsruhe, Hofdame bei der Markgräfin von Baden ge-

weſen, ſeit 1778 war ſie bei Amalien inſtallirt. Sie ſtand ſehr gut bei ihr und auch ſehr gut bei dem Herzog, ihrem Sohne: dieſer pflegte ſich gern mit ihr zu necken und je toller ſie gepeinigt wurde, deſto lieber war es ihr. Ihr früherer Verehrer war Knebel. Sie war ein höchſt aufgewecktes, lebensluſtiges Mädchen, das aber mit dem warmen Blute franzöſiſche Feinheit, geiſtreiche Einfälle und ſcharfen Witz verband und durch ihre Klugheit auch am regierenden Hofe einen großen Einfluß gewann. Sie war, wie Schiller bei der erſten Bekanntſchaft auffiel, ein wenig verwachſen und ein wenig moquant, ſonſt aber, wie er ſelbſt nachher fand, eine Perſon, wie man ſie an einem Hofe ſich nur wünſchen konnte. „Obgleich keine Aufrichtigkeit von ihr zu erwarten, ſo iſt es in ihrer Stelle ſogar Pflicht, jedem es wohl zu machen, etwas Verbindliches zu ſagen oder zu thun und die heterogenen Elemente durch ein gewiſſes Studium der Schwächen zu vereinigen.“ Sie führte den Namen Thusnelda und war eine enthuſiaſtiſche Verehrerin der Gebrüder Stolberg, deren Epiphanie am weimariſchen Hofe der grämliche Klopſtock hintertrieb: im Jahre 1780 hingen ihr der Herzog und Göthe „den großen Orden,“ nämlich das Symbol der Gebrüder, eine Gruppe von zwei Centauren, in ein Goldrähmchen gefaßt, an einer Kette um den Hals. Sie ſtarb in einem Jahre mit ihrer Herzogin 1807.

Oeſer, das artiſtiſche Factotum der Herzogin Amalie, kam alljährlich aus Leipzig nach Weimar. „In Ettersburg, ſchreibt unterm 3. Juli 1780 Göthe

an Merck, wird elektriſirt und Anſtalten zu neuen wunderſeltſamen Schauſpielen gemacht. Die Herzogin war ſehr vergnügt, ſo lange Oeſer da war, jetzt geht's freilich ſchon ein wenig einfacher zu. Der Alte hatte den ganzen Tag etwas zu kramen, anzugeben, zu verändern, zu zeichnen, zu deuten, zu beſprechen, zu lehren u. ſ. w., daß keine Minute leer war."

Der von Heſſen-Darmſtadt zum Geheimen Rath creirte Bode war im Jahre 1778 mit ſeiner Freundin, der Wittwe des däniſchen Miniſters Grafen Bernſtorf nach Weimar gekommen. Er ſtammte aus Braunſchweig und war früher Buchhändler in Hamburg geweſen: er war unter andern der Verleger von Leſſing's Dramaturgie. Später trat er ſelbſt als Literat auf, überſetzte engliſche Romane und Montaigne. In dem Ordensweſen damaliger Zeit ſpielte Bode eine Hauptrolle, er trat als „Amelius" in den Illuminatenorden ein und ward im Juni 1782 zum Illuminatus dirigens befördert; nach Weishaupt's Austreibung aus Baiern ward er ſein Nachfolger. Er ging 1786 und 1787 nach Paris um Frankreich zu illuminiren und ward von Herzog Philipp von Orleans, dem nachmaligen Egalité mit Enthuſiasmus aufgenommen. In der bairiſchen Hofgeſchichte iſt der Brief Nicolai's abgedruckt *), worin nachgewieſen iſt, wie der Hauptmacher Bode-Amelius bei ſeinem angeblichen Machen für den Orden nur ſeine eigene Eitelkeit und ſeinen eigenen Ehrgeiz zu befriedigen ſuchte:

*) Band 2 Seite 187 ff.

„sein Ehrgeiz ging dahin, mit Fürsten und vornehmen Herren in Connexion zu sein und von ihnen gesucht zu werden, zur Tafel und sonst, er liebte über Alles Bequemlichkeit und gutes Essen und Trinken. In Paris schmeichelte man seiner Eitelkeit, man brachte ihn zu großen Gastereien und mit hübschen Frauen zusammen und ließ ihn laufen." In Weimar dagegen hatte sich Bode einen großen Stand gemacht: er war mit seinem trockenen Witze die Geisel der dortigen Genies. Als Literat und als Virtuos auf der Violine war er zu der Herzogin Amalie Lieblingsgenuß, den theatralischen Vorstellungen, sehr willkommen. Er starb mitten in der französischen Revolution 1793 in Weimar.

Ein großer Liebling Amaliens, der ebenfalls bei den theatralischen Vorstellungen mitwirkte, war Musäus, Professor am Gymnasium zu Weimar, der joviale Autor der vortrefflichen „Volksmährchen der Deutschen." Musäus war einer der beliebtesten der schönen Geister in Weimar und die Weimaraner besitzen noch gegenwärtig ihren Hauptvergnügungsort „die Erholung" in dem Garten an der Ilm, welcher einst die Sommerwohnung des Dichters der Volksmährchen war. Er überlebte ihr Erscheinen nur fünf Jahre, er starb schon 1787.

Den Schaffner und Maitre de plaisir bei der Ausrüstung der theatralischen Feste Amaliens pflegte der Legationsrath Bertuch zu machen, des Herzogs Geheimer Secretair und Zahlmeister, der die größte practische und gemeinnützige Notabilität war, die da-

mals in Weimar lebte: von ihm sind unter andern der Plan zur Literaturzeitung in Jena 1785, das weimarische Industrie-Comtoir 1791, die Modezeitung, das Gartenmagazin, das bekannte naturgeschichtliche Bilderbuch für Kinder, und eine Menge Journale ausgegangen für Forstwesen, Ethnographie, Geographie, Astronomie und Linguistik. Bertuch war Hofmeister gewesen im Hause des Geheimen Raths von Backhoff, eines gebornen Gothaners, früher dänischen Gesandten in Madrid: von diesem lernte er spanisch und übersetzte später den Don Quixote. 1772 schon war er nach Weimar gekommen. Unterm 18. August 1792 schrieb Schiller über ihn an Körner: „Bertuch habe ich kürzlich besucht. Er wohnt vor dem Thore und hat unstreitig in ganz Weimar das schönste Haus. Es ist mit Geschmack gebaut und recht vortrefflich meublirt, hat zugleich, weil es doch eigentlich nur ein Landhaus sein soll, einen recht geschmackvollen Anstrich von Ländlichkeit. Nebenan ist ein Garten, nicht viel größer, als der Japanische (in Dresden), der unter 75 Pächter vertheilt ist, welche einen bis zwei Thaler jährlich für ihr Plätzchen erlegen. Die Idee ist recht artig und das Oekonomische ist dabei auch nicht vergessen. Auf diese Art ist ein ewiges Gewimmel arbeitender Menschen zu sehen, welches einen fröhlichen Anblick giebt. Besäße es Einer, so wäre der Garten oft leer. An dem Ende des Gartens ist eine Anlage zum Vergnügen. Eine Grotte, die ihm zufälligerweise das Gewölbe einer Brücke über einen jetzt vertrockneten Bach dargeboten

hat, ist sehr benutzt: hier hat er einen großen Theil seines Don Quixote dictirt."

Die theatralischen Feste Amaliens — es gab ein französisches und ein deutsches Gesellschaftstheater — wurden in der Stadt aufgeführt in der nach dem Schloßbrande 1774 bezogenen sehr beschränkten herzoglichen Wohnung im Fürstenhause und seit 1779 im Redoutensaale, ganz besonders aber auf den Sommersitzen Amaliens im Freien außerhalb des Schlosses Ettersburg in dem schönen benachbarten Walde, oder im Park zu Tiefurt, wo früher Prinz Constantin mit Knebel, später Amalie Residenz hielt, in der Mooshütte. Rollen übernahmen: die Herzogin Amalie und die Göchhausen, der Herzog, Prinz Constantin, Göthe, Einsiedel, Knebel, Wedel, Bode, Bertuch und Musäus. In den Operetten sangen die reizende Corona Schröter, die auch die Rolle der Iphigenia zuerst verherrlichte, und Knebel's spätere Frau, Fräulein Luise von Rudorf, beide Kammersängerinnen Amaliens und Amalie Kotzebue, Kammerfrau derselben. Eine Menge lustige Gelegenheitsstücke sind in Ettersburg von den Vertrauten des Kreises der Herzogin Amalie gegeben worden, so 1778 Göthe's Jahrmarkt zu Plundersweiler und 1779 zur Feier des Geburtstags des Herzogs eine Farçe: Orpheus und Euridice von Einsiedel. Orpheus spielte Wedel, Euridice Amalie selbst. Es war eine derbe Parodie der Alceste von Wieland, die dieser mit eignen Ohren und Augen auffassen mußte. Die

Arie: „Weine nicht, du Abgott meines Lebens" ward auf die allerlächerlichſte Art, die man ſich denken kann, mit dem Poſthorn begleitet, dem ſchallenden Gelächter der zahlreichen Hofverſammlung Preis gegeben, auf den Reim Schnuppe ward ein langer Triller abgeleiert. Die dergeſtalt zermarterte Arie ward ſogar da capo begehrt. Wieland wurde wild und lief davon. Unterm 21. September 1779 ſchrieb er an Merck: „Der unſaubere Geiſt der Poliſſonerie und der Fratze, der in unſere Oberen gefahren iſt, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anſtändigen, alle Rückſicht auf Verhältniſſe, alle Delicateſſe, alle Zucht und Scham." Gleichzeitig erfolgte die ſogenannte „Kreuzerhöhungsgeſchichte" mit dem „pretentiöſen" Woldemar von Jacoby: das Buch ward von Merck mit dem Einband an eine alte Buche des Ettersburger Waldes genagelt, ſo daß die Blätter im Winde flatterten, Göthe beſtieg den belaubten Gipfel des Baums und hielt von da herab hochnothpeinliches Halsgericht über die Scharteke. Nachher ward ein Vogelſchießen nach ihr veranſtaltet. Man ſieht noch in Ettersburg dieſe alte Buche, die leider durch einen Blitzſtrahl ſtark verſehrt worden iſt: in die Rinde haben die Theilnehmer dieſes Woldemar-Autodafé's ihre Namenszüge eingeſchnitten, die kaum noch leſerlich ſind. Merkwürdig war, daß Göthe mit ſeiner eignen Perſon durchaus keinen, wenn auch noch ſo harmloſen Scherz ſpielen ließ. Als 1776 ſein Landsmann, der Frankfurter Klinger zum Beſuch in Weimar war, pflegte man im Gange des herzoglichen Wohnhauſes ſich mit

Schießen nach dem Ziele zu üben und dazu ein Portrait hinzustellen. Klinger nahm einmal Göthe's Portrait und darnach ward wirklich geschossen. Das konnte Göthe niemals vergeben. Auch Nicolai, der den „Werther" travestirt, schrieb einmal an Höpfner aus Leipzig unterm 6. Mai 1779: „Ich bedaure einen Mann, der sich stark dünkt und doch so empfindlich ist."

Die Komödien in Ettersburg pflegten bei Fackelschein im Walde gegeben zu werden. Man sieht hier noch die abgesteckten Grenzen zu den Waldbühnen, wo die tollsten Stegreifschauspiele aufgeführt wurden; in den Bäumen des Waldes sind überall noch die halb und ganz verwachsenen Inschriften der Namen Herder, Gleim, Lavater, Wieland, Göthe vorhanden. Nächst den Komödien kamen auch Zigeunerwirthschaften auf der Ilm mit Elfen, Nixen, Sonne, Mond und Sternen und dergleichen unter den Lustbarkeiten vor. Oefters wurden von Weimar aus frühmorgens schon Waldpartien von den Hofherren und Hofdamen unternommen, ein mit dem Mundvorrath beladener Küchenwagen fuhr nach. In Tiefurt ward das Erntefest mit Tanz und Festmahl und einem Aufzuge der Schnitter, Winzer und Fischer mit ihren Mädchen und Frauen gefeiert: Abends war der Park die Ufer der Ilm entlang glänzend decorirt und illuminirt, das Fest pflegte sich mit rauschendem Applaus des bäuerlichen Publikums zu enden.

Eine merkwürdige Figur spielte an Amaliens galantem Hofe Papa Wieland. „Es ist mir, theilte

er an Böttiger mit, oft vorgekommen, daß mir die Verhältniſſe der Höflinge gegen einander und gegen die Fürſten fremd blieben, während alle Welt um und neben mir davon unterrichtet war und mich ſelbſt darin verwickelt glaubte. So bin ich faſt täglich mit der Frau v. W. (Werthern) umgegangen, ohne ihr Verhältniß zu dem Herrn v. E. (Einſiedel) zu ahnen, von dem ſie ſich in der Folge aus dem Grabe entführen ließ."

Unmittelbar nach jener Parodirung ſeiner Alceſte, die Wieland offenbar zu hoch nahm, weil er einen Monat vorher wegen des Oberons die volle Anerkennung vom Herzog und von Göthe ſogar einen Lorbeerkranz erhalten hatte, ſchrieb er unterm 3. October 1779, als eben Göthe mit dem Herzog und Wedel nach der Schweiz abgereiſt war, an Merck: „Die Herzogin Amalie iſt vorgeſtern nach Ilmenau abgegangen, vermuthlich um ſich bei dermalen eingefallenem naſſen Wetter in den dortigen Tannenwäldern zu erluſtigen. Man glaubt, ſie werde ihrem lieben Sohn nach Italien nachreiſen, ich glaube aber nicht daran, wiewohl dermalen bei uns nichts unmöglich iſt. Ueberhaupt ſteht's bei uns ſo, daß für unſer einen weiter nichts zu thun iſt, als ſich in ſeine Tugend einzuhüllen, zu Hauſe zu bleiben, ſeine Kinder umzutragen und Stanzen zu machen." Am 4. November 1779 ſchrieb die Herzogin ſelbſt an Merck, als ſie wieder in die Stadt gezogen war: „Die Nachrichten, die ich von den Reiſenden bekomme, machen mir öfters den Kopf ſchwindlig. Doch gönne ich's ihnen von

Herzen und mach's, wie die Frau Aja (Göthe's Mutter), setz' mich ans Clavier oder zeichne, da werden die Ideen wieder Couleur de Rose. Daß die schöne Fräulein von Wangenheim auf die Vermehrung der Welt bedacht gewesen sei, leuchtet mir so ziemlich ein, aber daß Lenz Professor geworden, kommt mir wunderbar vor; die Universität, die ihn dazu gemacht hat, muß toll und Lenz gescheit geworden sein."

3. Die Fremden in Weimar. Charlotte von Kalb und ihr Verhältniß zu Schiller und Jean Paul. Caroline von Wolzogen und Schiller's projectirte Ehe nach dem Beispiel des Grafen von Gleichen. Weimarische Hofzustände nach den Briefen Schiller's an Körner und Jean Paul's an Otto. Die geistreichen und die schönen Damen Weimars. Gräfin Henckel. Besuch der Madame de Staël. Die Gore's. Das weimarische Hoftheater seit 1791: Wolf.

Der Naturmensch Lenz, ein Liefländer, gehörte zu den Kraftgenies, die von allen Seiten nach der Ilm pilgerten, um in der Gnadensonne, die Göthe aufgegangen war, sich zu sonnen. Er kam eines schönen Tages 1776 sehr abgerissen im Erbprinzen zu Weimar an und fertigte sofort eine Karte an Göthe ab des Inhalts: „Der lahme Kranich ist angekommen. Er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz." Göthe befand sich eben beim Herzog, um ihm bei einer leichten Unpäßlichkeit Gesellschaft zu leisten. Er mußte laut auflachen, als er das Billet gelesen, zeigte es dem Herzog und dieser befahl sogleich Lenz kommen zu lassen. Er erschien, über sein zerlumptes Ansehn keineswegs sich Gedanken machend, in des Herzogs Wohnung und war voll Selbstgefühl und Keckheit. Carl

August ließ ihn aus seiner Chatoulle in Allem frihalten, auch vom Kopf bis zum Fuß neu kleiden. Von Lenzens Zeit an führte Bertuch, der Chatoullier für die menus plaisirs, in seinen Rechnungen eine eigne Rubrik für die Garderobe der kraftgenialischen Gäste. Den folgenden Abend nach Lenzens Ankunft war Redoute bei Hofe, über den damals noch der ceremoniöse Graf Görtz die Hand hielt, so sehr sich auch der Herzog darüber formalisirte. Lenz dachte gar nichts andres, als daß öffentlicher Maskenball sei. Er ließ sich einen rothen Domino bringen und eine Maske und ging keck und wohlgemuth in den Tanzsaal. Hier zog er eine Fräulein von Lospers zum Tanz auf, dieselbe, die sich zwei Jahre später 1778 aus Gram, daß sie ihr Geliebter, ein Schwede, von Wrangel verlassen, mit dem Werther in der Tasche in der Ilm ertränkte. *) Lenz tanzte frisch weg. Auf einmal desorganisirt sich der Hofball. Es wird ruchbar, daß ein bürgerlicher Wolf unter die Adelsheerde gerathen sei. Kammerherr von Einsiedel begiebt sich athemlos zum Herzog herauf und erzählt ihm die Geschichte. Dieser läßt Lenz ruhig kommen und weist ihn zurechte. Lenz ließ es sich auf des Herzogs Kosten in Stadt, Wald und Gebirg wohl sein, beging aber einen Affenstreich nach dem andern. Nach jener Maskenballscene schrieb Göthe an Frau von Stein: „Lenzen's Eselei von gestern Nacht

*) Auf diese traurige Veranlassung dichtete Göthe das schöne Lied: „Füllest wieder Busch und Thal."

Herzen und mach's, wie die Frau Aja (Göthe's Mutter), setz' mich ans Clavier oder zeichne, da werden die Ideen wieder Couleur de Rose. Daß die schöne Fräulein von Wangenheim auf die Vermehrung der Welt bedacht gewesen sei, leuchtet mir so ziemlich ein, aber daß Lenz Professor geworden, kommt mir wunderbar vor; die Universität, die ihn dazu gemacht hat, muß toll und Lenz gescheit geworden sein."

3. Die Fremden in Weimar. Charlotte von Kalb und ihr Verhältniß zu Schiller und Jean Paul. Caroline von Wolzogen und Schiller's projectirte Ehe nach dem Beispiel des Grafen von Gleichen. Weimarische Hofzustände nach den Briefen Schiller's an Körner und Jean Paul's an Otto. Die geistreichen und die schönen Damen Weimars. Gräfin Henckel. Besuch der Madame de Staël. Die Gore's. Das weimarische Hoftheater seit 1791: Wolf.

Der Naturmensch Lenz, ein Liefländer, gehörte zu den Kraftgenies, die von allen Seiten nach der Ilm pilgerten, um in der Gnadensonne, die Göthe aufgegangen war, sich zu sonnen. Er kam eines schönen Tages 1776 sehr abgerissen im Erbprinzen zu Weimar an und fertigte sofort eine Karte an Göthe ab des Inhalts: „Der lahme Kranich ist angekommen. Er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz." Göthe befand sich eben beim Herzog, um ihm bei einer leichten Unpäßlichkeit Gesellschaft zu leisten. Er mußte laut auflachen, als er das Billet gelesen, zeigte es dem Herzog und dieser befahl sogleich Lenz kommen zu lassen. Er erschien, über sein zerlumptes Ansehn keineswegs sich Gedanken machend, in des Herzogs Wohnung und war voll Selbstgefühl und Keckheit. Carl

August ließ ihn aus seiner Chatoulle in Allem freihalten, auch vom Kopf bis zum Fuß neu kleiden. Von Lenzens Zeit an führte Bertuch, der Chatoullier für die menus plaisirs, in seinen Rechnungen eine eigne Rubrik für die Garderobe der kraftgenialischen Gäste. Den folgenden Abend nach Lenzens Ankunft war Redoute bei Hofe, über den damals noch der ceremoniöse Graf Görtz die Hand hielt, so sehr sich auch der Herzog darüber formalisirte. Lenz dachte gar nichts andres, als daß öffentlicher Maskenball sei. Er ließ sich einen rothen Domino bringen und eine Maske und ging keck und wohlgemuth in den Tanzsaal. Hier zog er eine Fräulein von Losperg zum Tanz auf, dieselbe, die sich zwei Jahre später 1778 aus Gram, daß sie ihr Geliebter, ein Schwede, von Wrangel verlassen, mit dem Werther in der Tasche in der Ilm ertränkte. *) Lenz tanzte frisch weg. Auf einmal desorganisirt sich der Hofball. Es wird ruchbar, daß ein bürgerlicher Wolf unter die Adelsheerde gerathen sei. Kammerherr von Einsiedel begiebt sich athemlos zum Herzog herauf und erzählt ihm die Geschichte. Dieser läßt Lenz ruhig kommen und weist ihn zurechte. Lenz ließ es sich auf des Herzogs Kosten in Stadt, Wald und Gebirg wohl sein, beging aber einen Affenstreich nach dem andern. Nach jener Maskenballscene schrieb Göthe an Frau von Stein: „Lenzen's Eselei von gestern Nacht

*) Auf diese traurige Veranlassung dichtete Göthe das schöne Lied: „Fülleſt wieder Busch und Thal."

hat ein Lachfieber gegeben. Ich kann mich gar nicht erholen.“ Und Wieland schrieb an Merck 27. Mai 1776: „Lenz liefert alle göttliche Tage regulièrement seinen dummen Streich.“ Der kleine tolle Lenz mußte endlich ausgeschafft werden und bekam vom Kammerpräsidenten Kalb noch einige Louisd'or Reisegeld auf den Weg.

Vor ihm 1775 hatten schon die beiden Grafen Stolberg eingesprochen auf ihrer Rückreise aus der Schweiz. Friedrich Stolberg gefiel sehr und sollte als Kammerherr angestellt werden, Klopstock aber, wie oben vorgekommen ist, hintertrieb es. 1779 kam Merck aus Darmstadt, von Einsiedel „als einer der vorzüglichsten Menschen, die er je gesehen habe, empfohlen, dabei sei er mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die sich nur denken lassen.“ Merck gefiel in Weimar ungemein und verweilte mehrere Monate. Er, der nach Wieland's Ausdruck „die erlauchten Personen unterweilen wie die Schönen ihre Liebhaber behandelte,“ urtheilte, nachdem er Göthe's Treiben am weimarischen Hofe mit Augen erblickt hatte: „Giebt es nichts Besseres für ihn zu thun? Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier am Hofe herum zu schranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles eines ist, sich von ihnen hudeln zu lassen?“ Er schämte sich in Göthe's Seele, daß das gottbeglaubigte Genie sich zur Liebedienerei am Hofe hergeben mußte, aber Göthe war nicht mehr zu bekehren. Knebel schrieb 1780 an Lavater über den verkannten Göthe: „Er ist ein

wunderbares Gemiſch oder eine Doppelnatur von Held und Comödiant, doch prävalirt die erſte. Er iſt ſo biegſam, als einer von uns, aber Eitelkeit hat er noch etwas, ſeine Schwächen nicht zu zeigen."

Jeder Fremde von künſtleriſchem oder literariſchem Talent ward zu Weimar mit der liebenswürdigſten Zuvorkommenheit empfangen und auch wenn er nicht gerade hoffähig, nur präſentabler als Lenz war, zur Tafel und zu allen Luſtbarkeiten gezogen, wie z. B. der 1782 ſchon berühmte Johannes Müller und der Philoſoph Garve, 1784 Jacobi und „der Wandsbecker Bote." Wie eine Engelserſcheinung ward der Zürcher Prophet Lavater, der 1786 einſprach, begrüßt, die Herzogin Mutter ſchrieb damals an Merck (9. Oct.): „Seine Liebe und Güte, die aus allen ſeinen Handlungen hervorſpricht, wirken wohl ſtark auf die Menſchen, beſonders, ſagt man, auf die Weiber. Wenn ich eine große Monarchin wäre, müßte Lavater mein Premierminiſter ſein, denn ich bin überzeugt, daß er eine ſolche Stelle eben ſo gut bekleiden würde, als jetzt die von einem Premierminiſter Chriſti." In den neunziger Jahren endlich kam Jean Paul, den 1798, als er von einer Berliner Reiſe zurückkehrte, der damalige preußiſche Lieutenant, ſpätere General von Wolzogen traf und von ihm in ſeinen Memoiren berichtet, daß er ihn öfters „in ziemlich benebeltem Zuſtande nach Hauſe zu bringen die Freude gehabt habe." Göthe (der ihn bekanntlich wegen ſeiner jachen Phantaſie „einen Bock-

hirsch erster Sorte" zu betiteln pflegte) verglich ihn in solchen Momenten mit einem Salamander, womit seine damalige hagre Gestalt vortrefflich bezeichnet war; auch stand er damals in vollen Liebesflammen zu Frau von Kalb, Schiller's früherer Freundin, auf die ich noch einmal umständlicher zurückkomme. Von berühmten Leuten, die in Weimar einsprachen, nenne ich noch Gall, den Begründer der Phrenologie, der 1805 zweimal an der Hoftafel Weimar's gespeist hat.

Wiederholt sprachen auch aus der Nähe die befreundeten Fürstlichkeiten ein, wie der Herzog Ernst von Gotha und sein Bruder Prinz August, der Herzog Georg von Meiningen, der Fürst Franz von Dessau, der Statthalter Dalberg aus Erfurt ꝛc.

Auch für die Freimaurerlogenthätigkeit ward Weimar unter Carl August ein Hauptplatz. Der hannoverische Baron Knigge, der bekannte Autor des Umgangs mit Menschen, lebte eine Zeit lang 1777 als Kammerherr am Hofe, er suchte, seit 1780 in den Illuminatenorden aufgenommen, diesen mit dem Freimaurerorden zu verbinden. In demselben Jahre 1780 ward Bode, der ein sehr eifriger Maurer war, von Knigge auch in den Illuminatenorden aufgenommen: Bode ward später, wie schon erwähnt, der Nachfolger des Stifters und Meisters desselben Weishaupt. Der Herzog selbst ward 1780 mit Göthe und Herder Maurer und nahm auch am Illuminatenorden Antheil.

Neben der Residenz Weimar erhob sich auch die

Landesuniverſität Jena durch das Zuſammentreffen von einer Menge gelehrter Notabilitäten zu einem ſeltenen Glanze, ſchon ſeit dem Anfang der achtziger Jahre. Die Theologen Döderlein und Griesbach, der Philolog Schütz und der Anatom Loder, mit dem Göthe ſo viel in Naturwiſſenſchaften verkehrte, waren damals die Koryphäen in Jena. Bertuch gab ſeit 1785 mit Schütz und Wieland die Literaturzeitung heraus, die im Anfange ein ungemein wirkſames literariſches Organ war. 1787 kam Schiller, 1794 Fichte, 1798 Schelling und um dieſelbe Zeit auch Hegel nach Jena, die der Philoſophie eine ganz neue Wendung gaben. Eben ſo ging von den Gebrüdern Schlegel, Novalis-Hardenberg und Clemens Brentano, die das lange verſchloſſen gebliebene deutſche Mittelalter in Poeſie und Kunſt wieder aufſchloſſen, eine neue Richtung in der Poeſie, die ſ. g. romantiſche Poeſie aus. Für die Naturwiſſenſchaften wirkten Alexander von Humboldt und ſpäter ſeit 1807 Oken. Mit Recht nannte Schiller damals Jena eine Erſcheinung, „wie ſie vielleicht auf Jahrhunderte nicht wieder kommen werde.“ In Weimar überhaupt vermißte er nur „die rheiniſche Liberalität und die ſchwäbiſche Herzlichkeit.“

Dorothee Schlegel, geborne Mendelſohn, ſchrieb 23. Jan. 1800 über Jena an Rahel: „Ich werde alle Tage klüger und geſchickter. Wer es aber bei dieſen und mit dieſer Menſchen nicht werden wollte, müßte von Stein und Eiſen ſein. Ein ſolches ewiges Conzert von Witz und Poeſie, von Kunſt und Wiſ-

ſenſchaft, wie mich hier umgiebt, kann einem die ganze Welt vergeſſen machen. *)"

Eben ſo ſtand es mit Weimar. Schon am 22. Nov. 1776 hatte Göthe an Merck geſchrieben: „Uebrigens iſt eine tolle Compagnie von Volk hier beiſammen; auf einen ſo kleinen Fleck, wie in einer Familie findet ſich's nicht wieder ſo." Wie der weimariſche Hof ſeine vorzüglichen Männer mit ſich und den Gäſten, die häufig einſprachen, in Berührung erhielt, ergiebt ſich aus einer Aufrechnung Schöll's, des Herausgebers der Briefe Göthe's an Frau von Stein: **) während des Beſuchs des Prinzen Ludwig von Braunſchweig 3—24. Juli

*) Von monumentalen Erinnerungen an dieſe größte Periode Jenas iſt nach dem Tagebuche Adolf Stahr's nur noch Schiller's Gartenhaus, jetzt die Sternwarte und Griesbach's Haus und Garten, wo Schiller zur Miethe wohnte, ehe er 1796 ſein Gartenhaus kaufte, erhalten. Ueber die Studentenſitten, die noch etwas mittelalterlich waren, berichtet Schiller in einem Briefe an Körner 29. Aug. 1787: „Abends, wenn es dunkel wird, hört man faſt alle vier Minuten die ganze lange Gaſſe hinunter ſchallen: „Kopf weg! Kopf! Kopf weg! — welches menſchenfreundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balſamiſchen Regen warnt, der über ſeinen Scheitel loszubrechen droht. Im Ganzen aber ſind die Sitten der hieſigen Studenten um ſehr viel gebeſſert. Man hört auch wenig mehr von Duellen, doch vergeht keine Woche ohne irgend eine Geſchichte. Die Anzahl der Studenten iſt 7 bis 800 und ſoll jetzt, wie der Ruhm der Univerſität, im Zunehmen ſein."

**) Band III. S. 267. Note 1).

1786 wurden zur Mittagstafel gezogen am 3. Göthe und Wieland, am 4. Göthe, Wieland und Herder, am 6. Göthe und Knebel, am 7. Göthe und Herder, am 11. Göthe, am 12. Herder, am 15. Göthe, am 17. und 20. Wieland, am 21. Göthe, am 22. Herder. Im ersten Quartal dieses Jahres 1786 speisten an des Herzogs Tafel Göthe elf mal, Wieland, Herder und Knebel (der erst im März ankam) fünf mal; im zweiten Quartal Göthe zwölf mal, Knebel dreizehn mal, Wieland fünf mal und Herder zwei mal. Nach seiner Zurückkunft von Italien speiste Göthe besonders sehr fleißig bei Hofe, so vom 28. Decbr. 1788 bis 31. Jan. 1789 elf mal, meist in engerem Zirkel; vier mal während des Herzogs Abwesenheit in Berlin im Laufe des Februars bei der Herzogin, dann wieder vom 26. Februar bis 1. April elf mal beim Herzog, theils allein, theils mit Knebel und Wieland, der Abendeinladungen zum Herzog zu Conzert, Ball ꝛc. nicht zu gedenken.

In den neunziger Jahren stand die weimarische Hofgesellschaft auf dem Gipfelpunkt des Genusses, den sie aus dem reichen literarischen und poetischen Leben zog, das in Weimar und Jena aufgegangen war. In das Jahr 1791 fällt die Stiftung des Hoftheaters zu Weimar, das von jetzt eine Hauptressource für Weimar wurde. Am 5. Juli 1791 stiftete die Herzogin Mutter Amalie den weimarischen Gelehrten-Verein. Dieser Verein versammelte sich jeden ersten Freitag im Monat bei ihr, in den Abendstunden von

fünf bis acht Uhr. Der Herzog mit ſeiner Gemahlin und die Muſenfreunde aus Weimar und Jena waren Mitglieder. Es ging hier ganz ohne Etikette zu: jeder ſaß, wie er gerade zu ſitzen kam, nur der Vorleſer trug an einem beſonderen Tiſch vor. Hier las Göthe über das Farbenprisma und den Stammbaum Cagliostro's, Herder über wahre Unſterblichkeit für die Nachwelt, der Geheime Rath Voigt über eine Urkunde des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa und die neue preußiſche Legislation im Vergleich mit der Kaiſer Juſtinian's, der Vortrag war eine verblümte Critik der Wöllner'ſchen Wirthſchaft in Preußen; Bertuch hielt Vorträge über chineſiſche Farben und engliſche Gärten, Böttiger über das Tättowiren und die Prachtgefäße der Alten, Chriſtoph Wilhelm Hufeland, der berühmte Arzt und ſpätere Geheime Rath in Berlin über die Lebensdauer des Menſchen, Bode las ein Stück aus ſeiner Ueberſetzung Montaigne's, Knebel über Wohlwollen, Werthſchätzung und Höflichkeit u. ſ. w. Nach Beendigung jedes Vortrags trat alles um eine große Tafel in der Mitte des Saals herum, auf der, was vorgezeigt wurde, lag und es folgte eine freie Beſprechung des Vorgetragenen.

An den übrigen Freitagen hatte Göthe und ſpäter der Geheime Rath von Voigt einen Abendverein. Außerdem hatte Göthe im Jahre 1805 alle Donnerſtag 11—1 Uhr für die Beſichtigung ſeiner Kunſtſammlungen fixirt: die fürſtlichen Damen, Frau von Stein und wen ſie mitbrachten, waren hier ein

für allemal geladen. An die Stelle dieſer kunſtbetrachtenden Donnerſtage traten 1806 naturbetrachtende Dienſtage und Mittwoche, wo er namentlich über ſeine Steckenpferde, die Farbenlehre und Geologie vortrug. Nächſtdem hatte Göthe auch muſikaliſche Sonntage. Alle Sonntage Abend war Theezirkel bei Herder. Noch beſtand eine Mittwochsgeſellſchaft, von der Schiller einmal, den 6. Oct. 1787, an Körner ſchreibt: „Es iſt hier ſeit dem 1. Oct. eine Mittwochsgeſellſchaft von Damen und Herren, aber kein Adel wird zugelaſſen. Bei dieſer bin ich auch, es wird geſpielt, discurirt, zuweilen auch getanzt und dann in Geſellſchaft ſoupirt.“ Endlich beſtand noch ein Club von Gelehrten und Künſtlern, der täglich zuſammenkam und wo ebenfalls hauptſächlich geſpielt, gegeſſen und Taback geraucht wurde. Im November des Jahres 1801 ſtiftete Göthe ein neues Mittwochs-Winterkränzchen von Herren und Damen zu Geſang und Abendſchmauß alle vierzehn Tage: die Mittelpunkte dieſer Pikeniks bildeten er und Schiller. Dieſer berichtete unterm 16. Nov. 1801 an Körner: „Es geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäſte zum Theil ſehr heterogen ſind: denn der Herzog ſelbſt und die fürſtlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir laſſen uns nicht ſtören; es wird fleißig geſungen und poculirt.“ Viele Lieder, von Göthe und Schiller gedichtet, wurden hier zum erſtenmal geſungen, ſo Göthe's Lied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmliſches Behagen“ und der Geſang Schiller's vor der Abreiſe des Erbprinzen nach Frankreich am

22. Februar 1802. Kotzebue, welcher 1800 nach zwanzigjähriger Entfernung von Rußland, wo er Schwiegersohn des Generals von Essen und geadelt worden war, in seine Vaterstadt zurückgekehrt war und dem, in der höheren Gesellschaft sehr begehrt, gar kein Zweifel beikam, daß seine Person nicht angenehm sein werde, suchte Aufnahme in diesen intimen Kreis. Göthe aber erklärte: „in Weimar sei es wie in Japan: neben dem weltlichen Hofe gebe es noch einen geistlichen und zu diesem werde der Herr von Kotzebue nie Zutritt erlangen."

Unter den Damen, welche damals die weimarische Gesellschaft belebten, ist vor allen auszuzeichnen Schiller's und später Jean Paul's große Freundin, die geistvolle Charlotte von Kalb. Sie war mit der Stein'schen Familie in Weimar verwandt*), eine geborne Fräulein Marschall von Ostheim, aus einer reichbegüterten Familie, die der fränkischen Reichsritterschaft angehörte, eine Dame, die erst vor wenig Jahren 1843 im Schlosse zu Berlin gestorben ist, wohin sie sich später nach dem Tode ihres Mannes 1804 gezogen hatte, um mit Fichte und Wilhelm von Humboldt zusammen zu sein: sie starb zweiundachtzigjährig, zuletzt erblindet; ihre Denkwürdigkeiten hat ihre Tochter, Edda von Kalb, Hofdame bei der verstorbenen Prinzessin Wilhelm von Preußen, als Manuscript für ihre Freunde

*) Eine ihrer Tanten war eine Frau von Stein auf Völkershausen.

1851 drucken laſſen und was ſich auf Schiller und Göthe bezieht, hat Profeſſor Köpke in Berlin 1852 in einer beſonderen kleinen Schrift mitgetheilt. Charlotten's Gemahl war der Major Heinrich von Kalb, ein Bruder des Kammerherrn und ſpäter Kammerpräſidenten, dem Göthe 1782 in ſeinem Poſten gefolgt war; er hatte den amerikaniſchen Befreiungskrieg mitgemacht und war wahrſcheinlich ein Verwandter jenes in den Annalen Amerika's berühmten Kalb, der mit Baron Steuben an Waſhington's Seite fechtend 1780 den Heldentod geſtorben war. Er ſtand in franzöſiſchen Dienſten im Regiment des damaligen Herzogs von Zweibrücken, nachherigen Königs Max Joſeph von Baiern und galt als ein Günſtling von dieſem. Die Ehe war kurz nach dem Frieden, der die Unabhängigkeit Amerika's ſicherte, 1784 geſchloſſen worden; ſchon damals hatte Charlotte Schiller'n in Mannheim kennen lernen. Ihre Schweſter Leonore hatte ſchon zwölf Jahre früher ſich mit dem Bruder des Gemahls Charlotten's, dem durch Göthe abgelöſten Kammerpräſidenten vermählt.

Charlotte von Kalb zog, da ſie frühzeitig mit ihrem Gemahl in Mißverhältniſſe gerathen war, denſelben verlaſſend, 1786 nach einem Gute ihrer Familie in der goldenen Aue in Thüringen und darauf nach Weimar. Darauf etablirte ſich auch Schiller hier: jedenfalls war ſie die Hauptveranlaſſung, daß er im folgenden Jahre 1787 Weimar zu ſeinem Aufenthalte wählte. Die Verbindung war eng und ſollte

noch enger werden: Charlotte ſollte ſich von ihrem Manne ſcheiden laſſen. Schiller ſchlug ſie aus; ſpäter widerfuhr ihr daſſelbe von Seiten Jean Paul's, den ſie 1796 kennen gelernt hatte und dem ſie 1798 ihre Perſon mit drei Rittergütern anbot. Es iſt dieſe den beiden großen Dichtern ſo nahe ſtehende Dame, bei der auch noch ein dritter Poet, Hölderlin, als Hofmeiſter ihres Sohnes fungirte, dieſelbe, die Rahel einmal in einem Briefe an die Generalin von Zielinski in Frankfurt an der Oder, jetzige Frau von Treskow in Berlin, unterm 18. März 1828 „die geiſtvollſte Frau nennt, die ſie gekannt habe, wie Frau von Arnim (Bettina) die geiſtreichſte, Gräfin Joſephine Pachta, geborne Canal, den größten weiblichen Charakter und die Großherzogin Stephanie Beauharnais von Baden den einzigen metaphyſiſchen Kopf unter Weibern.“ Rahel hat Frau von Kalb mit den Worten ein ſchönes Denkmal geſtiftet: „Frau von Kalb iſt von allen Frauen, die ich je gekannt habe, die geiſtvollſte; ihr Geiſt hat wirklich, wie Flügel, mit denen ſie ſich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umſtänden, in alle Höhen ſchwingen kann; dies iſt ein abſolutes Glück, und ſie fühlt ſich dadurch ſo frei, daß ſie nach dem erhabenſten oder tiefſten Geiſtesblick öfters lacht, wo es gar nicht hinzugehören ſcheint: gleichſam in den Gedanken, daß es etwas Komiſches hätte, um in der eben erblickten Sphäre verweilen, oder gar bleiben zu wollen: flugs nimmt ihr Geiſt eine andere, öfters entgegengeſetzte Richtung und thut da wieder Wunder.

Auf dieſe Weiſe giebt ſie ſich auch getroſt und eben ſo frei herzebrachten Meinungen, Vorurtheilen, beliebten, herrſchenden Formen des Seins und Denkens hin: ſie kann doch lachen und vergnügt ſein. Ein wenig lüftet ſie die Flügel: und die leere Luft ſinkt zu ihren Füßen, an den Boden: und die edeln Gedanken nehmen ihren Flug." Wie Göthe Frau von Stein im Taſſo und der Iphigenie verherrlicht hat, hat Schiller Frau von Kalb als Eliſabeth im Don Carlos gefeiert.

Ueber die Natur des Verhältniſſes Charlotten's zu Schiller geben, da Charlotte in einem Momente der Aufwallung alle Briefe, die ſie von Schiller erhalten, verbrannt hat, nur deſſen Briefe an Körner*) einige Nachweiſe; in dieſen Briefen ſchildert Schiller zugleich die Phyſiognomie des Horizonts Weimar, ſowohl des Hof-, als des Stadthorizonts und namentlich ſind die Bemerkungen ergötzlich, die er über die Qualitäten der Planeten am weimariſchen Gelehrten-Himmel an ſeinen Freund ſchreibt.

Schiller langte eines Sonnabends am 21. Juli 1787 in Weimar an und wohnte die erſten vierzehn Tage im Erbprinzen. Er ſchrieb ſchon am 23. an Körner und deſſen Frau: „Vorgeſtern Abend kam ich hier an ꝛc. Am nämlichen Abend ſah ich Charlotten. Unſer erſtes Wiederſehen hatte ſo viel Ge-

*) Appellationsrath in Dresden, geſtorben 1831 zu Berlin als Geheimer Oberregierungsrath, fünfundſiebzig Jahre alt.

preßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es Euch zu beſchreiben. Charlotte iſt ſich ganz gleichgeblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiederſehens für dieſen Abend aber verlöſchte und die ich erſt heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich ſchon in der erſten Stunde unſers Beiſammenſeins nicht anders fühlte, als hätte ich ſie erſt geſtern verlaſſen: ſo einheimiſch war mir alles an ihr, ſo ſchnell knüpfte ſich jeder zerriſſene Faden unſres Umgangs wieder an."

„Ehe ich Euch über ſie und auch über mich etwas mehr ſage, laßt mich zu mir ſelbſt kommen. Die Erwartung der mancherlei Dinge, die ſich mir hier in den Weg werfen werden, hat meine ganze Beſinnungskraft eingenommen. Ueberhaupt wißt Ihr, daß ich bald von den Dingen, die mich umgeben und nahe angehen, betäubt werde. Das iſt jetzt mein Fall, mehr und mit größerem Rechte, als jemals. Ich habe mit keinen Kleinigkeiten zu thun, und die vielerlei Verhältniſſe, in die ich mich hier theilen muß, in deren jedem ich doch ganz gegenwärtig ſein, erſchrecken meinen Muth und laſſen mich die Einſchränkung meines Weſens fühlen."

„Geſtern, als am Sonntag, hab' ich keinen Beſuch gemacht, weil ich den ganzen Tag bei Charlotten zubringen ſollte."

„Dieſen Morgen habe ich Wieland in einem Billet begrüßt und erhalte eben die Antwort, daß er mich dieſen Nachmittag bei ſich erwarten wird ꝛc."

„Ich wohne bis jetzt noch im Gasthof zum Erbprinzen.“

„Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unsers Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partien in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken. Mehr als jemals bin ich jetzt begierig, wie dieser Geist auf den Eurigen wirken wird. Herr von Kalb und sein Bruder werden im September eintreffen und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unsre Vereinigung im October zu Stande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet sie deswegen auch in Weimar die geringste Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, daß ihn die Armseligkeit weg nach Dresden treiben soll. Sind wir einmal da, so läßt man Euch für das Weitere sorgen. Die Situation des Herrn von Kalb am zweibrückischen Hof, wo er eine Carriere machen dürfte, wenn der Kurfürst von der Pfalz sterben sollte, läßt sie vielleicht zehn bis funfzehn Jahre über ihren Aufenthalt frei gebieten.“

„Von dem kleinen Fritz*) habe ich Euch noch nichts gesagt. Es ist ein liebes Kind aus ihm geworden, das mir viele Freude macht; er wird recht gut behandelt und hat schon sehr viel Züge von Güte und Gehorsam gezeigt. Charlotte geht wenig in

*) Dem Sohn der Frau von Kalb.

Gesellschaft, wird aber nunmehr in diesem Punkte eine Veränderung treffen. Zu Ende dieser Woche oder Anfang der folgenden wahrscheinlich, lasse ich mich der Herzogin vorstellen."

„Jetzt Adieu, meine Lieben ꝛc. Meine ganze Seele ist bei Euch — denn sollte Freundschaft ein so armseliges Feuer sein, daß es durch Theilung verlöre? Kein Geschöpf in der Welt kann Euch die Liebe, kann Euch nur den kleinsten Theil der Liebe entziehen, womit ich auf ewig an Euch gebunden bin ꝛc."

Dienstag (22. Juli).

„Ich besuchte Wieland, zu dem ich durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen gelangte ꝛc. Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesichte gesucht — doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht. Er war sehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm. Ich fühlte, daß er sich bei mir gefiel und wußte, daß ich ihm nicht mißfallen hatte, ehe ich's nachher erfuhr. Sehr gern hört er sich sprechen, seine Unterhaltung ist weitläuftig und manchmal bis zur Pedanterie vollständig, wie seine Schriften, sein Vortrag nicht fließend, aber seine Ausdrücke bestimmt. Er sagte übrigens viel Alltägliches; hätte mir nicht seine Person, die ich beobachtete, zu thun gegeben, ich hätte oft lange Weile fühlen können. Im Ganzen aber bin ich sehr angenehm beschäftigt worden ꝛc. Ich blieb zwei Stunden bei ihm, nach deren Verfluß er in den Club mußte. Er wollte mich gleich dort ein-

führen, aber ich hatte Charlotten zugesagt, mit ihr spazieren zu gehen. Unterwegs wollte er wegen der Schwan*) bei mir auf den Busch klopfen, ich war aber kalt, wie Eis und höchst einsilbig. Es machte mir Spaß, wie er sich dabei benahm."

„Wieland ist hier ziemlich isolirt, wie er mir auch gesagt hat. Er lebt fast nur seinen Schriften und seiner Familie ꝛc."

„Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Charlotten gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserm Verhältniß zu machen."

„Einigemal hatte man schon die Discretion — uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten. Charlotte steht bei Wieland und Herder in großer Achtung. Mit dem ersten habe ich selbst über sie gesprochen. — Sie ist jetzt bis zum Muthwillen munter, ihre Lebhaftigkeit hat auch mich schon angesteckt und sie ist nicht unbemerkt geblieben."

„Heute schickt der Kammerherr Einsiedel, den ich weder besucht, noch gesehen habe, zu mir und läßt sich entschuldigen, daß ich ihn nicht zu Hause getroffen habe. Er wollte mir aufwarten — ich verstand Anfangs nicht, was das bedeutete, Charlotte aber glaubt, daß es ein Pfiff wäre, mich zu ihm zu

*) Margarethe Schwan, Tochter des Buchhändlers Schwan in Mannheim, Schiller's frühere Liebe und als „Laura" verewigt.

bringen, weil er mich der Herzogin vorſtellen ſollte. Dieſe lebt auf dem Lande, eine halbe Stunde von hier. Nun kann ich nicht umhin, mich nächſter Tage präſentiren zu laſſen."

„Ein Logis habe ich im Hauſe der Frau von Imhof *) erhalten; heute ſoll ich's ſehen. Es iſt auf der Esplanade, eine Allee vor dem Hauſe."

„— — Ich komme von Herder. Er hat mir ſehr behagt. Seine Unterhaltung iſt voll Geiſt, voll Stärke und Feuer, aber ſeine Empfindungen beſtehen in Haß oder Liebe. Göthe liebt er mit Leidenſchaft, mit einer Art von Vergötterung ꝛc. Wir ſprachen über Schubart und den Herzog von Würtemberg, über meine Geſchichte mit dieſem. Er haßt ihn mit Tyrannenhaß ꝛc. Er iſt erſtaunlich höflich, man hat ſich wohl mit ihm ꝛc. Er lebt äußerſt eingezogen, in den Club geht er nicht, weil dort nur geſpielt oder gegeſſen oder Taback geraucht würde; das wäre ſeine Sache nicht. Wieland's Freund ſcheint er nicht ſehr zu ſein ꝛc."

„Eben hatte ich eine gar liebliche Unterbrechung, welche ſo kurz war, daß ich ſie Euch ganz ſo ſetzen kann:

Es wird an meine Thür geklopft.

„Herein!"

Und herein tritt eine kleine dürre Figur im weißen Frack und grüngelber Weſte, krumm und ſehr gebückt.

---

*) Schweſter der Frau von Stein und Mutter der Amalie von Imhof, ſpäteren Frau von Helvig.

„Habe ich nicht das Glück, ſagte die Figur, den Herrn Rath Schiller vor mir zu ſehen?"

„Der bin ich, ja."

„Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu ſehen, von deſſen Don Carlos ich eben komme."

„Gehorſamer Diener, mit wem habe ich die Ehre?"

„Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu ſein, mein Name iſt Vulpius *).

„Ich bin Ihnen für dieſe Höflichkeit ſehr verbunden — bedaure nur, daß ich mich in dieſem Augenblicke verſagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war auszugehen."

„Ich bitte ſehr um Vergebung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie geſehen habe."

Damit empfahl ſich die Figur — und ich ſchreibe fort.

„Das ſchwarze Kleid hätte ich ganz entbehren können. Ich kann im Frack zum Herzog und zur Herzogin. Annoncirt werde ich heute. Ich habe den Kammerherrn Einſiedel beſucht, der ein herzlich gutes Geſchöpf iſt, mit dem ich eine Stunde vom deutſchen Fürſtenbund geſprochen. In dieſem Hauſe kann ich Muſik hören ꝛc."

*) Der damals vierundzwanzigjährige Verfaſſer des „Rinaldo Rinaldini," des Entzückens der Gymnaſiaſten, Ladendiener und Nähtermädchen, der noch 1824 in fünfter Auflage gedruckt wurde, ſpäter Schwager Göthe's, als Rath und Bibliothekar zu Weimar geſtorben 1827.

Weimar, am 28. Juli 1787.

„Gestern habe ich einen vergnügten Tag gehabt. Ich bekam eine Einladung von der Herzogin und Wieland sollte mit mir nach Tiefurth fahren ꝛc. Unterwegs bereitete er mich auf sie vor. Er suchte mich zur Toleranz für sie zu stimmen, weil er wisse, daß sie verlegen sein würde. Es ging Alles nach Wunsch. Ich traf sie mit dem Kammerherrn von Einsiedel und einer Hofdame im Gartensaal."

„In einer kleinen halben Viertelstunde war die ganze Bekanntschaft in Ordnung. Wir waren zwei Stunden dort. Es wurde Thee gegeben und von allem Möglichen viel schaales Zeug geschwatzt. Ich ging dann mit der Herzogin im Garten spazieren, wo ich sie schönstens, aber beinahe mit so vieler Arbeit, wie Mlle. Charpentier*) unterhielt. Sie pries mir alles Merkwürdige: Wieland's Büste, die dort aufgestellt ist, ihres Bruders, des Herzogs Leopold von Braunschweig Monument und anderes. Nachher gingen wir in ihr Wohnhaus, das überaus einfach und in gutem ländlichen Geschmack meublirt ist. Hier wurden mir einige schöne Landschaften von Kobell gezeigt. Gegen Abend empfahlen wir uns und wurden mit Herrschaftspferden nach Hause gefahren. Wieland, der keine Gelegenheit vorbeiläßt, mir etwas Angenehmes anzukündigen, sagte mir, daß ich sie er-

*) Eine der Töchter des Berghauptmanns Charpentier in Freiberg, die Schiller in Dresden kennen gelernt hatte.

obert hätte. Und wirklich fand ich dieses in der Art, wie sie mich behandelt hatte. Ihre Hofdame *), ein verwachsenes und moquantes Geschöpf, der ich einige Aufmerksamkeiten bewies, war so galant, mich mit einer Rose zu regaliren, die sie im Garten für mich suchte. — Diesen Morgen empfange ich wieder eine Einladung zum Thee, Concert und Souper bei der Herzogin."

„Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese giebt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen hat oder haben will. Sie ist selbst Componistin, Göthe's Erwin und Elwire ist von ihr gesetzt. — Sie spricht wenig, doch hat sie das Gute, keine Steifigkeit des Ceremoniels zu verlangen, welches ich mir auch so trefflich zu nutze machte **). Ich weiß nicht, wie ich zu der Sicherheit meines Wesens, zu dem Anstand kam, den ich hier behauptete. Charlotte versichert mir auch, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen

*) Fräulein von Göchhausen.

**) Später änderte sich Schiller's Urtheil ins Bessere um. Als die Herzogin im Jahre 1803 einen Besuch in Dresden abstattete, schrieb er an Körner: „Ihr werdet unsere Herzogin nun kennen gelernt haben. Sie ist eine recht wackere Frau und es lebt sich recht gut in ihrer Gesellschaft." Und von Fräulein von Göchhausen schrieb er: „Die Göchhausen ist eine Person, wie man sie an einem Hofe nur wünschen mag ꝛc."

dürfte. Bis jetzt habe ich, wo ich mich zeigte, nirgends verloren. Charlotte's Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen weimarischen Riesen — ich gestehe Dir's — hat meine Meinung von mir selbst — verbessert."

„Nunmehr freue ich mich auf die junge Herzogin, von der mir allerwärts viel Vortreffliches gesagt wird. Bei der Alten hatte ich zu überwinden, weil sie meine Schriften nicht liebt und ich ihr fremd war. Die junge ist meine eifrige Patronin und meinen Arbeiten ganz vorzüglich gut. Charlotte hat mehrmals mit ihr von mir gesprochen und sagt mir, daß ich bei ihr sein dürfte, was ich bin; daß ich sie für alles Schöne und Edle empfänglich finden würde. In vierzehn Tagen wird sie hier sein. Der Herzog aber kommt erst im September. Eine unangenehme Neuigkeit für mich."

„Mein Verhältniß mit Charlotten fängt an hier ziemlich laut zu werden, und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin hat die Galanterie uns heute zusammenzubitten, und daß es darum geschehe, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein, und die Herzoginnen selbst lassen es an solchen kleinen Attentionen nicht fehlen."

„Nunmehr habe ich das Logis in Beschlag genommen, das Charlotte vorher gehabt hat. Es kostet mir das Vierteljahr mit den Meubles 17½ Thaler: viel Geld für zwei Zimmer und eine Kam-

mer. Einen Bedienten, der zur Noth ſchreiben kann, habe ich für ſechs Thaler monatlich bekommen."

Den 29. Juli.

„Geſtern Abend alſo war ich mit Charlotten in Tiefurth. Unſere dortige Geſellſchaft war Wieland, Graf Solms ꝛc. und ein preußiſcher Officier. Schlick und ſeine Frau *) ſpielten meiſterhaft, er das Violoncell und ſie die Violine. Charlotte fuhr nach dem Concert nach Hauſe, weil ſie ſich nicht wohl fühlte; ich mußte aber auf ihr Verlangen zurückbleiben. Das Souper war im Geſchmack des Ganzen einfach und ländlich, aber auch ganz ohne Zwang. Charlotte will behaupten, daß ich mich dieſen Abend zu frei betragen habe; ſie zog mich auch auf die Seite und gab mir einen Wink. Ich habe, ſagte ſie, auf einige Fragen, die die Herzogin an mich gethan, nicht dieſer, ſondern ihr geantwortet und die Herzogin ſtehen laſſen. Es kann mir begegnet ſein, denn ich beſann mich niemals, daß ich Rückſichten zu beobachten hätte. Vielleicht habe ich der Herzogin dadurch mißfallen."

„Die Wirkung, die der „Don Carlos" auf Charlotten gemacht hatte, war mir angenehm, doch fehlte es ihr (weil ſie krank und ſchwach war) oft an Sammlung des Geiſtes, ſelbſt an Sinn. Des Königs ſogenannter Monolog hat auf ſie erſtaunlich viel Wirkung gethan. Die Stellen im Stück, die ich auf ſie gleichſam berechnet habe, wovon ich Dir geſagt, er-

*) Von der Kapelle von Gotha.

reichten ihre Wirkung ganz. Des Marquis Scene mit dem König that viel auf ſie, aber alles faßte ſie nicht beim erſten Leſen. Auf ſie wirkte die Schönburg'ſche Scene *) recht ſehr, aber auch ſie verſtand nicht gleich, was ich mit dem Ausgang derſelben wollte."

„Stellt euch mein Herzeleid vor — Charlotte kündigt mir an, daß ich als weimariſcher Rath, ſobald ich in der Stadt ſelbſt mich dem Hof präſentiren wolle, beim hieſigen Adel und den erſten Bürgerlichen Ceremonien-Beſuche machen müſſe. Ob das gleich nun durch bloße Karten ausgerichtet zu werden pflegt, und ich meinen Bedienten habe, ſo ſtehe ich doch in Gefahr bei einigen angenommen zu werden, und wenn auch nicht, ſo iſt eine halbe Woche ſchändlich verloren. Ich kann mich, ohne einen großen Fehler gegen die Lebensart zu begehen, nicht davon ausſchließen."

Weimar, am 8. Auguſt 1787.

„Kannſt Du mir glauben, lieber Körner, daß es mir ſchwer — ja beinahe unmöglich fällt, Euch über Charlotten zu ſchreiben? Und ich kann Dir nicht einmal ſagen, warum? Unſer Verhältniß iſt — wenn Du dieſen Ausdruck verſtehen kannſt — wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben geſtützt.

*) Schiller muß hier einen Freund Körner's, einen Herrn von Schönberg meinen, den er in Dresden bei Körner geſehen. Nach dem Beſuch im Jahre 1801 beſtellt Schiller „dem treuen guten Schönberg die herzlichſten Grüße."

Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultats angefangen nnd müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung. In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen."

„Ich habe Dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin.

Ein langes Harren hatte sie erschöpft und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf bis sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühle abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch convulsivische Spannungen des Augenblicks hingehalten. Du kannst urtheilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Muthe war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hierher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her, ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Manne auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben *)."

Weimar, am 18. August 1787.

„Herr von Kalb hat mir geschrieben. Er kommt zu Ende September, seine Ankunft wird das Weitere mit mir bestimmen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine

*) Körner schrieb auf diesen Brief zurück: „Dein Gleichniß von Religion ist mir vollkommen deutlich. Euer ruhiges Beisammensein wird Eure Begriffe von einander berichtigen und dadurch werden alle die Mißverständnisse, Besorgnisse und getäuschten Erwartungen aufhören, die jetzt vielleicht zuweilen Eure Freuden stören."

Frau liebt und mein Verhältniß mit ihr kennt. Aber seine Billigkeit und seine Stärke dürfte vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und eine dienstfertige Ohrenbläserei auf eine große Probe gestellt werden, wenn er kommt. Ich verstehe nämlich nur in Beziehung auf die Meinung der Welt, denn der Glaube an seine Frau wird nie bei ihm wanken. Herr von Kalb kann nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz der zweite in der Armee und eine sehr wichtige Person werden, ohne, daß er seine französischen Dienste dabei aufzugeben hat, wo er in acht bis zehn Jahren Brigadier sein muß. Er ist Liebling des Herzogs von Zweibrücken, bei den Damen äußerst empfohlen und der Königin von Frankreich bekannt, welche sich gewundert hat, daß er sich nicht schon in Paris gemeldet. Alles das wundert mich nicht — aber es freut mich, daß er alles dies erreicht hat und doch der wahre herzlich gute Mensch bleiben durfte, der er ist."

„Vor einigen Tagen ward ich mit Charlotten zu einem Concert bei der Herzogin eingeladen ꝛc. Wie krumm doch die Menschen gehen! Die Herzogin rief mich zu sich und bedauerte, daß ich neulich nicht wohl gewesen wäre, da die Operette gegeben worden. Ich sollte sie das nächste Mal (dies wäre übermorgen) nachholen. Charlotte, um mein neuliches Wegbleiben zu entschuldigen, hatte ohne meinen Willen diese Ursache angegeben *)." Da ich aber übermor-

*) Zu dieser Operette Gotter's hatte Frau von Kalb eine Einladung erhalten, worin gesagt wurde, daß

gen nach Jena gehe und den Tag zur Operette mir nicht bestimmt genannt worden ist, so bin ich verschont."

„Die regierende Herzogin ist hier, ich habe mich aber noch nicht vorstellen lassen, weil es mit erstaunlichen Ceremonien verbunden ist, und weil ich mich auch nicht mehr lange hier aufhalte. Es geschieht also vielleicht gar nicht; es sei denn, daß sie nach mir fragt. Ich hatte mich anfangs darauf gefreut, aber nun erfahre ich genauer, daß ich sie gar nicht allein, sondern nur in einem steifen großen Zirkel sprechen dürfte, wohin ich schlechterdings nicht mag. Charlotte hat mir schon oft falsche Nachrichten gegeben."

Weimar, 29. August 1787.

„Ich habe am 28. August Göthe's Geburtstag mitbegehen helfen, den Herr von Knebel in seinem (Göthe's) Garten feierte, wo er in Göthe's Abwesenheit wohnt. Die Gesellschaft bestand aus einigen hiesigen Damen, Voigt's, Charlotte und mir. Herder's beide Jungen waren auch dabei. Wir fraßen herzhaft und Göthe's Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe; aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar. Nach dem Souper fanden wir den Garten illuminirt

---

sie sich eine Gesellschaft dazu wählen könnte, wobei Schiller gemeint war. Als die Herzogin fragte, warum Schiller nicht gekommen sei, hatte Frau von Kalb abgeredetermaßen fragen sollen: „ob er nicht gebeten sei?"

und ein ziemlich erträgliches Feuerwerk machte den Beſchluß. — An dieſem Tage ſah ich die jüngere Herzogin. Sie begegnete mir im Stern, als ich Charlotte zu Knebel führte, aber es blieb nur beim bloßen Vorbeigehen. Es iſt eine ſchöne und edle Figur, aber viel Stolz und Fürſtlichkeit im Gange."

„Die hieſigen Damen ſind ganz erſtaunlich empfindſam; da iſt beinahe keine, die nicht eine Geſchichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten ſie gern alle. ꝛc. Weil ich die hieſigen Theeaſſembléen nicht beſuche, ſo legt man es Charlotten als einen Despotismus über mich aus. Man kann hier ſehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug ihren erſten Wohnplatz verändert."

„Von den hieſigen großen Geiſtern kommen einem immer närriſchere Dinge zu Ohren. Wieland hat den ungleichſten Charakter, er iſt die Inconſequenz und die Wandelbarkeit ſelbſt. Ich mag mit ſolch einem Menſchen nicht leben. Er hat eine gar ſonderbare Neigung, um Fürſten zu wohnen. Seine Tochter und Reinhold*) verſichern mir, daß ſie vorzüglich der Pracht der Meublirung zuzuſchreiben ſei, die er in ihren Zimmern finde. Für dieſes hat er eine ganz beſondere Schwäche. Etwas natürlich thut doch die Eigenliebe. — Was ihn z. B. an die alte

*) Profeſſor der Philoſophie in Jena, Wieland's Schwiegerſohn.

Herzogin attachirt, iſt die Freiheit, die er ſich bei ihr erlauben darf — neben ihr auf dem Sopha zu ſchlafen. Man ſagt, er ſoll ihr ſchon auf das Heftigſte widerſprochen und einmal das Buch an den Kopf geworfen haben. Ich kann nicht bezeugen, ob das Letzte wahr iſt; wenigſtens ſieht man die Beule nicht mehr. Herder und ſeine Frau leben in einer egoiſtiſchen Einſamkeit und bilden zuſammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der ſie jeden Erdenſohn ausſchließen. Aber weil beide ſtolz, beide heftig ſind, ſo ſtößt dieſe Gottheit zuweilen unter ſich ſelbſt aneinander. Wenn ſie alſo in Unfrieden gerathen ſind, ſo wohnen beide abgeſondert in ihren Etagen und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis ſich endlich die Frau entſchließt, in eigener Perſon in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo ſie eine Stelle aus ſeinen Schriften recitirt, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott ſein, und auf den kann niemand zürnen" — dann fällt ihr der beſiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende. Preiſet Gott, daß Ihr unſterblich ſeid!"

Ueber Herder theilt Schiller noch ſpäter unterm 28. Septbr. 1789 ergötzliche Geſchichten mit: „Herder, ſchreibt er, hat vor einiger Zeit einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Seit ſeiner Zurückkunft hatte er nicht gepredigt, weil er erſt abwarten wollte, ob er bleiben würde*). Wie nun ſeine

*) Herder hatte damals einen Ruf als Hauptpaſtor nach Hamburg.

Sache entſchieden war, ſo beſtieg er zum erſtenmal die Kanzel wieder; Alles kam in die Kirche, ſelbſt von Jena aus und war voll Erwartung — er predigte über ſich ſelbſt, und in Ausdrücken, die ſeinen Feinden gewonnenes Spiel über ihn gaben und alle ſeine Freunde zum Schweigen brachten. Das Te Deum wurde geſungen mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchſtühlen ausgetheilt wurde. Alles iſt aufgebracht und hat dieſe Komödie äußerſt anſtößig gefunden. Noch ein Beiſpiel von ſeinem savoir vivre. — Bei der Tafel der Herzogin ſprach er von Hof und von Hofleuten und nannte den Hof „einen Grindkopf" und die Hofleute „die Läuſe," die ſich darauf herumtummeln. Dies geſchah an der Tafel und ſo, daß es Mehrere hörten. Man muß ſich dabei erinnern, daß er und ſeine Frau den Hof ſuchen und auch vorzüglich durch den Hof ſoutenirt werden. Aber genug von dieſen Knabenſtreichen."

Schiller ſelbſt hatte mit ſeiner penetranten Orientirungsgabe ſehr bald den Schlüſſel zu dem angemeſſenen Leben in Weimar gefunden. Er ſchrieb darüber unterm 10. September 1787 an Körner: „Ich fange an, mich hier ganz leidlich zu befinden, und das Mittel, wodurch ich es bewerkſtellige, — Du wirſt Dich wundern, daß ich nicht früher darauf gefallen bin — das Mittel iſt: ich frage nach Niemand. Das hätte ich zwar ſchon in den erſten Wochen wegkriegen können, denn wohin ich nur ſehe, pflegt hier jeder ein Gleiches zu thun. — So viele Familien,

ebensoviele abgesonderte Schneckenhäuser, aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen. In diesem Stücke ist Weimar das Paradies. Jeder kann nach seiner Weise privatisiren, ohne damit aufzufallen. Eine stille, kaum merkbare Regierung läßt einen so friedlich hier leben und das Bischen Luft und Sonne genießen. Will man sich anhängen, eindrängen, brilliren, so findet man allenfalls seine Menschen auch. — Anfangs hab' ich mir alles viel zu wichtig, viel zu schwer vorgestellt. Ich habe mich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten. Jeden glaubte ich meinen Richter, und jeder hat genug mit sich selbst zu thun, um mich auszulauern."

„Jetzt gehe ich sehr wenig aus, Tags zweimal zu Charlotten und zweimal spazieren, wozu ich mir den Stern erwählt habe. Hier begegnen mir doch zuweilen Menschen, und will ich, so kann ich auch ganz allein sein. Am anderen Tage besuche ich Bode, Bertuch, Herder, Voigt oder sonst Jemand. Montags gehe ich in den Club. Die übrige Zeit bin ich zu Hause und arbeite."

Bode war eben von seiner maurerischen Tour nach Paris wiedergekommen, „um Frankreich zu illuminiren." Schiller schrieb über ihn in demselben Briefe: „Bode hat mich sondirt, ob ich nicht Maurer werden wolle. Hier hält man ihn für einen der wichtigsten Menschen im ganzen Orden. Er hat mir über die hiesigen Menschen drollige Aufschlüsse gegeben. Ich erzählte ihm meine jetzige Lage mit Wie-

land*). Das wäre ganz in der Ordnung, sagte er; es sei nicht mir allein so mit ihm gegangen. Wieland sei ein Kind. Nach einiger Zeit würde er Frau und Kinder zusammenrufen und sie fragen, wie er denn eigentlich mit mir auseinandergekommen sei? Das sei ihm hundertmal begegnet. Klopstock habe ihn nach Wieland einmal gefragt, darauf habe er ihm folgende Antwort gegeben. Er wünsche, Wieland's wegen, daß er auf eine halbe Stunde Jesus Christus beim jüngsten Gericht sein dürfte. — Was würden Sie dann thun, fragte Klopstock. — Wieland müsse vor ihm, alle seine Schriften unter dem Arm, erscheinen, um sein Urtheil zu hören. — Sind Sie Herr Wieland aus Weimar, würde er zu ihm sagen. — Ja. — Nun, Herr Wieland, sehen Sie, dahin liegt rechts und dahin liegt links. Gehen Sie nun hin, wohin es Ihnen beliebt — wohin es Ihnen beliebt — aber nehmen Sie Sich nur in Acht, das sage ich Ihnen. Geben Sie wohl Acht! — Die Satyre ist sehr fein, wenn man Wieland kennt, sein Laviren zwischen gut und übel, seine Furcht und seine Klugheit."

Die Ankunft Herrn von Kalb's verzog sich bis in den November. Unterm 19. November 1787 schrieb Schiller an Körner aus Weimar: „Ich glaube wirklich, Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seinen Liebling, seine zweite Tochter

*) Schiller, erst aufs freundschaftlichste aufgenommen, war mit ihm in Spannung gekommen.

nicht abzuschlagen, selbst, da ich nichts habe. Das Mädchen kenne ich nicht, aber siehst Du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzlich empfindende Natur und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, auf meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude und doch nicht einmal so viel Sinn dafür, um mir sie zu wünschen u. s. w. u. s. w. Charlotte weiß von diesem Monologe meiner Vernunft nichts. — Herr von Kalb ist vor drei Tagen in Kalbsrieth*) angekommen und dahin ist Charlotte jetzt gereist. In acht Tagen kommen beide hier an."

Weimar, 8. December 1787.

„Seit meinem letzten Briefe und dem heutigen war ich nicht in Weimar. Während daß Frau von Kalb in Kalbsrieth sich aufhielt, bekam ich solche Aufforderung von meiner Schwester und der Dame, auf deren Gut ich war, nach Meiningen zu kommen, daß ich meinen Aufenthalt in Weimar endlich aufopfern mußte ꝛc. In Rudolstadt habe ich mich einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledi-

*) Das Kalb'sche Stammgut in der goldenen Aue in Thüringen.

gen Töchter*). Beide Geschöpfe sind (ohne schön zu sein) anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Clavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte ꝛc."

„Hier in Weimar habe ich Charlotte und ihren Mann wieder gefunden. Er ist ganz der alte, wie ich aus dem ersten Anblick urtheilen konnte; denn ich habe ihn nur einmal gesprochen. Sie ist gesund und sehr aufgeweckt. (Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann. Wieland's Haus besuche ich jetzt am fleißigsten und ich glaube, es wird so bleiben. Laß diese Stelle unsere Weiber**) nicht lesen.)"

Weimar, 19. December 1787.

„Jeder Tag hat jetzt für mich zwölf arbeitvolle Stunden und sehr oft auch einige mehr. Gegen Abend, meist sechs Uhr, denke ich oft an eine Zerstreuung: diese finde ich entweder bei Charlotten oder Wieland's ꝛc. Charlotte seh' ich die Woche nur drei- höchstens viermal, weil ich jetzt nie als die Abende ausgehe und sonst alle andere Menschen vernachlässigen müßte. Auch sind Kalb's fast über den andern Tag bei Hof oder sonst herum."

---

*) Die Frau des rudolstädtischen Hofraths von Beulwitz, Caroline, spätere Frau von Wolzogen und Schiller's spätere Gattin, Charlotte von Lengefeld.

**) Körner's Frau und dessen Schwägerin.

Weimar, 7. Februar 1788.

„Die hieſigen Redouten*) ſind recht artig und durch die große Anzahl der Nobleſſe und den Hof nicht ſo gemein, wie die Dresdner. Ich habe mich recht gut darauf befunden, woran wohl auch die größere Zahl meiner hieſigen Bekannten Schuld ſein mag."

Weimar, 6. März 1788.

„Neuerdings ließ ich ein Wort (daß ich hier eine ernſthafte Geſchichte habe), gegen Dich fallen — aber dieſes ſchläft tief in meiner Seele und Charlotte ſelbſt, die mich fein durchſieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnet."

Weimar, 17. März 1788.

„Frau von Kalb iſt mit ihrem Manne jetzt von hier abweſend und wird erſt zu Ende dieſes Monats wieder zurückkommen. Sie hat eine Zuſammenkunft mit ihrem Schwager auf einem ihrer Güter**) und Bertuch iſt dabei. Die Sache iſt eines Prozeſſes wegen, den der Präſident Kalb führt."

Weimar, 25. April 1788.

„Charlotte war einige Tage nicht wohl und man fürchtete eine fausse-couche, woraus aber glücklicherweiſe nichts geworden iſt. Ihr Fritz iſt vor vierzehn Tagen mit den Blattern oculirt worden und läßt ſich ſehr gut an."

---

*) Auf einer dieſer Redouten dieſes Winters ſah Schiller, wie er unterm 5. Februar 1789 an ſeine ſpätere Frau ſchrieb „ſie unverhofft vor ſich ſtehen."

**) Waltershauſen in Franken.

Den Sommer des Jahres 1788 verbrachte Schiller in Volkstädt bei Rudolstadt; unterm 27. Juli schrieb er an Körner:

„Von Weimar höre ich schon viele Wochen nichts, doch wird dieser Tage Frau von Stein hierher kommen, die mir von Göthe *) erzählen soll. Frau von Kalb ist in Meiningen."

Rudolstadt, 1. September 1788.

„Frau von Kalb wird dieser Tage von ihrer thüringischen Reise nach Weimar zurückkommen. Ich habe sie jezt über vier Monate nicht gesehen, wie ich aber höre, ist sie wohl und die Zerstreuung hat ihr gutgethan."

In diesem September war die berühmte erste Zusammenkunft Schiller's mit Göthe:

Rudolstadt, 12. September 1788.

„Endlich kann ich Dir von Göthe erzählen. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit Herder, Frau von Stein und der Frau von Schardt besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm,

*) Der aus Italien zurückgekommen war.

seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können ꝛc."

Rudolstadt, 20. Oct. 1788.

„Frau von Kalb hab' ich Deinen Einschluß besorgt. Ich hab' ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen."

Weimar, 9. März 1789.

„Charlotte besuch' ich noch am meisten; sie ist diesen Winter gesunder und im Ganzen auch heiterer als im vorigen, wir stehen noch gut zusammen; aber ich habe, seitdem ich wieder hier bin, einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menschen, blindlings unterwerfen muß. Alle romantische Luftschlösser fallen ein und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen. Wie werther wird mir alle Tage Deine und meine Freundschaft und wie wohlthätig ist sie mir schon gewesen! Ich würde keine dieser Art mehr

knüpfen können, denn Du glaubst nicht, wie viel Misanthropie sich in meine Denkart gemischt hat. Leiden, Fehlschlüsse über Menschen, hintergangene Erwartungen haben mich in ihrem Umgang schüchtern und mißtrauisch gemacht. Ich habe den leichtsinnigen frohen Glauben an sie verloren; darum braucht es sehr wenig, um meine Zuversicht zu eines Menschen Freundschaft für mich wankend zu machen, besonders wenn ich Ursache habe, zu glauben, daß sein eignes Gedankensystem, seine Neigungen noch nicht fest sind."

„Ich habe auf dieser Welt keine wichtigere Angelegenheit, als die Beruhigung meines Geistes — aus der alle meine edleren Freuden fließen. Ich muß ganz Künstler sein können oder ich will nicht mehr sein."

Die letzte und zwar sehr expressive Aeußerung über die wiederholte Frage Körner's, wie er mit Frau von Kalb stehe, gab Schiller kurz nach seinem Einzug in Jena unterm 11. Juni 1789, als von einem Besuch Körner's in Jena die Rede war, mit folgenden Worten, die deutlich seine Klage, wenn nicht seine Anklage andeuten:

„Du willst wissen, wie ich mit Charlotte stehe? Ich will Dir's mündlich sagen. Wenn Du ihr aber antwortest, so mache Deine Ankunft immer noch etwas zweifelhafter, als sie ist, und versprich eher weniger, als Du Hoffnung hast, halten zu können."

In den Briefen an seine nachherige Frau und Schwägerin hat Schiller sich über den eigenthümlichen Charakter Charlotten's von Kalb bestimm-

er ausgesprochen. Aus Jena 3. November 1789 schrieb er nach der Verlobung mit Lotte von Lengefeld, die längere Zeit Frau von Kalb unbekannt blieb: „Diesen Brief schrieb mir die Kalb. Sie ist doch ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent glücklich zu sein, wie könnte sie also geben, was sie selbst nicht hat? Vor ihrer Neugierde muß man sich hüten, vor ihrer Inconsequenz, die sie oft verleitet sich selbst nicht zu schonen und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit dem Besten Anderer nicht so genau zu nehmen." Drei Tage darauf schrieb Schiller: (Der Anfang des Briefs fehlt) So richtig die Kalb sonst immer sieht, so irrt sie gerade ihr Verstand in Ansehung meiner. Die Kalb macht mich indessen doch jetzt etwas verlegen. Das Verhältniß, worin sie mit ihrem Mann sich versetzen will, hat mich ihr in gewissem Betracht jetzt unentbehrlich gemacht, weil ich es allein ganz weiß und sie nicht ohne Rath, ohne fremde Augen dabei zu Werke gehen kann. Sie hat ihm darüber schon geschrieben und auch Antwort erhalten, die nun ihre ferneren Schritte bestimmen muß. Sie verlangt und könnte es auch mit allem Recht von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und über diese neue Lage der Dinge mit ihr berathschlagen solle — aber sie wollte es entweder heut oder morgen und weder heute, noch morgen, noch übermorgen wäre mir's möglich gewesen. Hört sie aber nun, daß ich vier Wochen in Volkstädt gewesen und ihr einen einzigen Tag in Weimar abschlug, so muß es ihr, da sie von einem genauen Verhältniß

zwischen uns nichts weiß, sehr empfindlich auffallen. Nun hab' ich ihr durch einen Expressen geschrieben, daß sie hierher kommen soll ꝛc. mit der Schröter ꝛc. „Abend." „Die Kalb ist nicht gekommen und kommt auch nicht. Ihre Lage ist jetzt doppelt delicat und sie glaubt nicht, daß die Sache unbeobachtet bleiben würde."

„Aus einem späteren Briefe vom 30. November 1789 erfahren wir, daß Frau von Kalb sehr krank in Weimar wurde, doch meint Schiller: „ich hoffe, es wird größer und schlimmer gemacht werden, als es ist. Ich habe lange nichts von der Kalb gehört und durch Andere kann ich nicht gut Nachricht von ihr erhalten." Einen Monat später 21. December 1789 meldet Schiller: „Die Kalb hat mir heute geschrieben, mir aber gar nichts merken lassen, als wüßte sie, daß ich in Weimar gewesen sei. Vielleicht hat sie es auch nicht erfahren. Ich habe ihr sogleich geantwortet; lieber zehn Briefe schreiben, als einmal selbst kommen. Von Euch schreibt sie, daß sie Euch nicht so oft sähe, als sie es wünschte, weil sie noch nicht ausgehe. Ihr habt mir einen Wink von ihr ausgerichtet, jetzt bestelle ich einen ähnlichen an Euch, aber befolgt ihn ja, wie ich ihn befolgt habe. Ich habe ihr geschrieben, daß Ihr gern mit Euch selbst lebtet, in Rudolstadt hättet Ihr das lernen müssen und jetzt wär' es Euch zur Natur geworden. Neue Freundschaften würdet Ihr wohl nicht knüpfen."

Ueber den weiteren Verfolg des Verhaltens Charlottens belehrt Schiller's Brief vom 6.

Februar 1790: „Wegen der ** habe ich ernstlich Verdacht, denn ich weiß, was sie fähig ist. Auch ohne italienischen Himmel würde ich Dir nicht rathen, in gewissen Augenblicken mit ihr zusammenzutreffen — denn Leidenschaft und Kränklichkeit zusammen haben sie manchmal an die Grenzen des Wahnsinns geführt. Bewahre der Himmel, daß ich ihr etwas merken lassen sollte. — Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr schreiben?" Unterm 12. Februar endlich meldet Schiller seinen beiden Damen: „Wahrscheinlich war es eine Wirkung meines letzten Briefs, was ** bei Eurer letzten Zusammenkunft mit ihr ein so sonderbares Betragen gegeben hat. Ich begreife nicht, mit welcher Stirne sie mir schreiben konnte, daß ich „die giftigen Zungen nicht die Wahrheit soll geredet haben lassen." Daß sie sich in unser Betragen gegen einander gemischt hat, ist doch ziemlich entschieden, sie hat also wirklich gegen sich selbst gesprochen. Sie empfahl mir bei meiner Antwort Genauigkeit in der Aufschrift des Briefs, weil sie fürchtete, daß er in ihrer Schwester Hände kommen könnte. Dieses gab mir Gelegenheit ihr zu sagen, daß die Vorsicht nicht überflüssig sei, denn mir wäre es wirklich begegnet, daß von den Briefen, die ich nach Weimar geschrieben, einige durch fremde Hände gegangen. Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, sie nur auf einen Augenblick zu besuchen, weil sie mir etwas sehr Wichtiges zu sagen habe. Da ich es neulich endlich ganz abschlug, so eröffnete sie mir in ihrem letzten Brief die Sache, um derentwillen sie

so nöthig fand, mich zu sprechen. Dieß war nun offenbar nicht die Wahrheit, denn ihr Anliegen ist durch einen Brief noch leichter abzuthun gewesen."

„Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken."

„Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr neulich schrieb, „ich zweifle, ob sie jetzt die Stimmung schon gefunden hätte, worin unsere Zusammenkunft für uns beide erfreulich sein könnte, und daß ich dieses aus einigen Vorfällen schlösse," so antwortet sie mir nun: „Ich irre mich sehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeschickten Traum, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, in Zusammenhang brächte und dergleichen mehr." Darauf schrieb ich ihr: „Die Versicherung, die sie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgelöscht sei, erlaube mir endlich freimüthig über das Glück mit ihr zu sprechen, das meine nahe Verbindung mir gewähre; ich sprach nun mit vollem Herzen von unserer Zukunft und dies hat sie nicht ertragen."

„Hat sie es nicht durch die Platitude verdient, womit sie ihre eigene Empfindung herabsetzt? Warum schreibe ich so viel von ihr? Ich hätte etwas Besseres thun können. Lebt wohl, meine Theuersten, lebt wohl."

Im August 1789, unmittelbar nach dem Besuche Körner's in Jena, vollzog Schiller seine Verlobung mit Charlotte von Lengefeld und ein halbes Jahr darauf am 22. Februar 1790, eines Montags, ließ er sich in der verschlossenen Dorfkirche von Wenigenjena bei Jena, um sich dem Andrang der Professoren und Studenten zu entziehen, trauen. Er folgte dabei einem Heirathsprincipe, das er, nach seinen beiden schlimmen Erfahrungen in der Liebe, nach der Erlöschung der flammenden kurzen Leidenschaft für Fräulein von Arnim in Dresden, nachherigen Gräfin Kuhnheim und nach der Erlöschung des eben so flammenden, langen Verhältnisses mit Charlotte von Kalb adoptirt hatte. Er hatte dieses Heirathsprincip schon unterm 28. Mai 1789 an Körner ausgesprochen: „Weißt Du eine reiche Partie, so schreib mir immer; entweder sehr viel Geld oder gar keins und desto mehr Vergnügen im Umgang."

Ueber das Vergnügen im Umgang mit den beiden Schwestern von Lengefeld, der Hofräthin Caroline von Beulwitz, welche damals getrennt von ihrem Manne im Hause ihrer Mutter in Rudolstadt lebte und 1794 geschieden und Frau von Wolzogen ward und der drei Jahre jüngeren Lotte, seiner spätern Frau, hatte Schiller unterm 27. Juli 1789 an Körner geschrieben: „Beide haben etwas Schwärmerei, doch ist sie dem Verstande subordinirt und durch Geistescultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz fern von einer gewissen Coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Le-

Haftigkeit mehr Vergnügen giebt, als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und eben so leicht wieder auf Possen überspringen."

Ueber die eigentliche Beschaffenheit des Vergnügens Schiller's im Umgang mit diesen beiden Schwestern ist uns erst ganz neuerlich durch den Herausgeber des Nachlasses der Frau von Wolzogen eine Aufklärung zugegangen, welche allerdings einzig in ihrer Art ist. Schiller's eigentliche Herzensflamme war nicht Lotte, seine spätere Frau, sondern Caroline von Beulwitz. Schiller's Heirath mit „Lolo" war keineswegs eine flammende Herzensheirath, seine ganz ernstliche Absicht war vielmehr gewesen, mit beiden Schwestern zu leben, wie dereinst in der alten romantischen Zeit der Graf von Gleichen. Der Herausgeber des Nachlasses der Frau von Wolzogen berichtet, daß dieselbe an mehreren an beide Schwestern gerichteten glühenden Briefen Schiller's aus den Jahren 1789 — 1790 eine in ihrer Art einzige Fälschung begangen hat: eines Theils, um sie nicht der Oeffentlichkeit zu entziehen und anderntheils aus Discretion hat sie sie schon in der von ihr herausgegebenen Biographie Schiller's als an ihre Schwester allein gerichtet, einrücken lassen und in den für Herausgabe des Nachlasses bestimmten Briefen hat sie mit später zitternder Hand bei den leidenschaftlichsten Stellen statt „Caroline" „theure Lotte" gesetzt. Ueber das romantische Doppelverhältniß, daß der ideale Mann beabsichtigte, erklärt er sich selbst einmal in einem Briefe aus Jena

vom 15. Nov. 1789 in folgenden Worten: „Dieſes Daſein wird uns über alle Menſchen um uns her hinwegrücken. Unſer himmliſches Leben wird ein Geheimniß für ſie bleiben, auch wenn ſie Zeugen davon ſind. Unſere Liebe braucht keine Aengſtlichkeit, keine Wachſamkeit, — wie könnte ich mich zwiſchen Euch beiden meines Daſeins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jede von Euch, nicht die ſüße Sicherheit hätten, daß ich dem Anderen, nicht entziehe, was ich dem Einen bin. Frei und ſicher bewegt ſich meine Seele unter Euch und immer liebevoller kommt ſie von Einem zu dem Anderen zurück — derſelbe Lichtſtrahl — laßt mir dieſe ſtolzſcheinende Vergleichung — derſelbe Stern, der nur verſchieden wieder ſcheint aus verſchiedenen Spiegeln. Was Caroline vor Dir voraus hat, meine Lotte, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten und mein Geſchöpf mußt Du ſein. Caroline hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte, aber ich wünſchte nicht um alles, daß Du anders wäreſt, als Du biſt. Wie ſchön iſt unſer Verhältniß geſtellt von dem Schickſal! Worte ſchildern dieſe zarten Beziehungen nicht, aber fein und ſcharf empfindet ſie die Seele. Nur Dein Schickſal, meine Caroline, iſt es, was mir Unruhe macht. Bleibe ich in Jena, ſo will ich mich gern ein Jahr und etwas darüber mit der Nothwendigkeit ausſöhnen, daß Du mit Beulwitz allein lebſt. Von dieſem Jahr könnteſt Du die Hälfte bei uns zu-

bringen ꝛc. Es war mir doch lieb zu ſehen, daß die chère mère auf die Trennung von B. ſchon gedacht hat."

Es kam jedoch nicht zu einer wirklichen Erfüllung dieſes idealen Doppelverhältniſſes, bei der allerdings große Gefahr geweſen ſein würde, daß Schiller in eine ähnliche Lage verſetzt worden wäre, in der Bürger zu ſeiner Frau und Schwägerin einſt ſtand. Caroline trat zurück, Schiller heirathete Lotte und Caroline vermählte ſich vier Jahre nach Schiller's Heirath 1794 mit Wilhelm von Wolzogen, Sohn eines meiningiſchen Geheimen Raths und Bruder des preußiſchen Generals Wolzogen, deſſen Memoiren neulich erſchienen ſind. Er war Schiller's Freund ſchon von der Carlsſchule her, wo er das Baufach ſtudirt hatte, er ging dann nach Paris, machte in den erſten Jahren der Revolution den würtembergiſchen Geſchäftsträger hier, dann, durch den Herzog von Meiningen empfohlen, ward er 1797 weimariſcher Kammerherr und Kammerrath, ſeit 1802 Begleiter des Erbprinzen nach Paris und Petersburg, nacher Geheimer Rath und Oberhofmeiſter der Erbprinzeſſin-Großfürſtin. Wolzogen war Carolinens Vetter und hatte ſie ſchon ſeit lange her leidenſchaftlich geliebt. Außer Schiller und Wolzogen gehörte auch der Coadjutor Dalberg zu den Anbetern Carolinens. Sie ſtarb, nachdem ſie alle weimariſche Koryphäen vor ſich hatte ſterben ſehen, als eine der letzten des weimariſchen Kreiſes 1847, vierundachtzig Jahre alt, zweiundvierzig Jahre

nach Schiller und einundzwanzig Jahre nach ihrer Schwester, die 1826 in Bonn ſtarb. Auf dem Kirchhofe zu Jena ſteht auf Carolinens Grabe die ſelbſtgewählte Inſchrift:

„Sie irrte, litt, liebte
verſchied
im Glauben an Chriſtus, die erbarmende
Liebe.“

Was Frau von Kalb an Schiller verbrochen hatte, ward ihr zehn Jahre ſpäter durch Jean Paul vergolten. Gegen dieſen war die Neigung ſo ſtark, daß ſie ſich ihm geradezu ſelbſt zur Frau anbot: er ſchlug ſie aus. Wir haben über dieſes merkwürdige Verhältniß Aufſchlüſſe in der Biographie Jean Paul's von ſeinem Neffen Spazier und in ſeinen Briefen an Otto erhalten. Ich laſſe hier aus letzteren einige Auszüge folgen, die hinwiederum zugleich über die Phyſiognomie des damaligen weimariſchen Lebens Aufklärungen geben und zwar höchſt naive Aufklärungen, wie ſie einem dem größeren Leben in Reſidenzen noch blutfremden enthuſiaſtiſchen Manne in der Dichterfreude entſtrömten.

Jean Paul langte eines Freitags am 10. Juni 1796 in dem deutſchen Athen an und ſchrieb ſeinem Herzensfreund Otto in ſeiner Herzensfreude gleich Sonntags, den 12. Juni, um 7 Uhr Morgens. „Lieber Bruder! Gott ſah geſtern doch einen überglücklichen Sterblichen auf der Erde und der war ich ꝛc. — Geſtern ging ich um 11 Uhr — weil ihr Einladungsbillet mich zweimal verfehlte, — zur Kalb

(es ist die Schwester der Baireutherin *) und ich glaube fast, meine auch). Ich hatte mir im Billet eine einsame Minute ausbedungen, ein tête à tête. Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht — ich will sie Dir schon schildern. Drei Viertheil Zeit brachte sie mit Lachen hin — dessen Hälfte aber nur Nerven-Schwäche ist — und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlieder himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond **) wechselsweise verhüllen und entblößen. „Sie sind ein sonderbarer Mensch" das sagte sie mir dreißigmal. Ach! hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zum Freunde — der ganze Hof bis zum Herzog liest mich."

„Ich aß aus Ursachen nicht bei ihr; sie schrieb meine Ankunft an Knebel (Kammerherr bei der Herzogin). Um 3 Uhr kam ich wieder und Knebel auch. Er ist ein Hofmann im Aeußern, aber so viel Wärme und Kenntnisse, so einfach! Alle meine männlichen Bekanntschaften hier — ich wollte diese nicht allein — fingen sich hier mit den wärmsten Umarmungen an. Du findest hier nichts vom jämmerlichen Geziertun in * * * (Baireuth), von der jämmerlichen Sorge um

*) Der Gemahlin des Kammerpräsidenten Kalb.

**) Auf dieses Epitheton ornans bezog sich später wahrscheinlich „die Mondfinsterniß."

Mode — ich wollte, ich hätte den grünen Talar behalten, oder bloß den blauen Stutzrock noch einmal wenden laſſen. Er (Knebel) wollte mich zu Herder und heute Mittags zum Eſſen zu Göthe führen; aber ich blieb bei dem Vorſatz des coeur à coeur, wenn ich nämlich Jemand zum erſtenmal ſehe."

„Heute Mittags allein bei der Kalb. Gegen 5 Uhr gingen wir Drei in Knebel's Garten, unterwegs fuhr uns Einſiedel entgegen, der mich gradezu bei dem Kopf nahm, und der nur drei Worte ſagen konnte, weil er die Herzogin in die Comödie begleiten mußte, nachher aber ſogleich wieder kam. Nach einigen Minuten ſagte Knebel: „Wie ſich das alles himmliſch fügt, dort kömmt Herder und ſeine Frau mit den zwei Kindern." — Und wir gingen ihm entgegen; und unter dem freien Himmel lag ich endlich an ſeinem Mund und an ſeiner Bruſt, ich konnte vor erſtickender Freude kaum ſprechen, nur weinen. Herder konnte mich nicht ſatt umarmen. Als ich mich umſah, waren die Augen Knebel's auch naß .... Mit Herder bin ich jetzt ſo bekannt, wie mit Dir. Er wollte ſchon längſt an mich ſchreiben, und als er mit ſeiner Frau, die mich herzlich liebt — ſie iſt eine nur anders modifizirte Kalb — durch * * * (Baireuth) reiſte, wollten ſie mich beſuchen. Ich wollte, es wäre möglich, ſo unverſchämt zu ſein, Dir Alles ſagen zu können. Er lobte faſt alles an meinen Werken — ſogar die grönländiſchen Prozeſſe. Er ſieht ſo edel, aber doch anders aus, als ich mir ihn dachte, ſpricht aber

so, wie er schreibt. Er sagte, so oft er den Hesperus gelesen, wäre er zwei Tage zu Geschäften untauglich gewesen ꝛc. Herder liebt die Satyre unendlich und hat sie, zumal die Ironie, mehr im Munde, als den Ernst ꝛc. Von seinen eignen Werken sprach Herder mit einer solchen Geringschätzung, die Einem das Herz durchschnitt, daß man kaum das Herz hat, sie zu loben; er will nicht einmal die Ideen fortsetzen. „Das Beste ist, was ich ausstreiche," sagte er, weil er nämlich nicht frei schreiben darf. — Abends aß er, wie Alle, bei der Kalb. Sie haben Alle die liberalste Denkart. Male Dir den unter Wein, Ernst, Spott, Witz und Laune verschwelgten Abend und die Vormitternacht — ich machte so viele Satyren, wie bei H.; kurz ich war so lebhaft, wie bei Euch. Heute isset die ganze XXger Union bei Herder."

„Ich habe Dir noch nicht ein Drittheil erzählt. — Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem Heidelberger Freudenbecher — was Jean Paul gewann, das verliert die Menschheit in seinen Augen: ach! meine Ideale von größeren Menschen! — Ich will Dir's schon erklären."

Weimar, den 17. Juni 1796.

„Lieber Bruder!"

„Du hast hoffentlich einen Brief aus Jena und einen vom Sonnabend. Das späte Datum des Dritten *) sage Dir mein freudetrunkenes Leben an; mich

*) Des gegenwärtigen.

ſchwellet gleichſam Ein Blüten-Gipfel in den andern hinein. Ich habe in Weimar zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt — meine Menſchen-Kenntniß iſt, wie ein Pilz mannshoch in die Höhe geſchoſſen. Ich werde Dir von Meerwundern, von ganz unbegreiflichen, unerhörten Dingen (keinen unangenehmen) zu erzählen haben, aber nur Dir allein. Ich ſehe keine Möglichkeit, Dir nur eine Duodez-Erzählung von meiner Univerſal-Hiſtorie zu ſchenken. Ich brauche faſt ſo viel Tage, als ſonſt Seiten, um Dir nicht dieſen Weg, ſondern dieſe Flur meines Lebens zu malen. Ich bin ganz glücklich, Otto, ganz; nicht blos über alle Erwartung, auch über alle Beſchreibung, und nichts fehlt mir mehr in der weiten Welt, als Du, aber auch nur Du."

„Heute eſſe ich bei Göthe. Geſtern früh war ich mit der Kalb zur Herzogin-Mutter nach Tieffurth geladen und ich werde nächſtens bei ihr eſſen. Die Herzogin iſt Wieland's, und ihr ſanftes Tieffurth — ein Lautenzug unter den ſonſt ſchreienden engliſchen Anlagen — Beider würdig. Was ich mit ihr geſprochen habe, davon mündlich!"

„Bei Herder habe ich zwei Abende gegeſſen und verlebt und war faſt alle Tage an ſeiner Seite."

„Die Kalb ſteht faſt mit allen großen Deutſchen im Briefwechſel und mit allen Weimarern in Verbindung und ich könnte Alles bei ihr ſehen, wenn ich wollte, daß ſie es invitirte. Aber wir Beide bleiben jeden Abend ganz allein beiſammen. Sie iſt ein

Weib, wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich, eine Woldemarin."

Den 18. Juni, Sonnabends.

„Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab, als wären es andere Leute; hier weiß Jeder, daß sie wie die Erde sind, die von weitem am Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht, und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris besteht, und einiges Grün, ohne Juwelen-Nimbus. Ein Urtheil, das ein Herder, ein Wieland, Göthe fällt, wird so bestritten, wie jedes andere; das noch abgerechnet, daß die drei Thurmspitzen unserer Literatur einander — meiden. Auch werd' ich mich jetzt vor keinem großen Mann mehr ängstlich bücken, blos vor dem Tugendhaftesten."*)

*) Später schreibt Jean Paul, als er in Weimar wohnte, 13. Juli 1799: „Mich haben so viele Gothaische und Hildburghausische hier anwesende Fürstenhände auf meiner Glücks- und Gnadenleiter so weit hinabgeschoben, daß mich, als ich am Sonntage im Park vorbeischoß, die regierende Herzogin nicht nur laut (und mehrmals) zurückrief, sondern auch höchst freundlich anredete — über den Titan ausholte ꝛc. Herder aber glaubte, ich schlösse zu viel aus dem Vorfall; und das ist eben, was sich der Neid gern bereden möchte. Du hast keine Vorstellung, wie hier um ein Eckchen Regenschirm von Thronhimmel geschoben und gezankt und gestoßen wird: ich sehe im Regen der Gruppe zu und bleibe Philosoph."

„Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Göthe. Die Kalb und Jeder malte ihn ganz kalt für alle Menſchen und Sachen auf der Erde. Die Kalb ſagt, er bewundere nichts mehr, nicht einmal ſich; jedes Wort ſei Eis, zumal gegen Fremde, die er ſelten vorlaſſe; er habe etwas Steifes, reichſtädtiſch-Stolzes — blos Kunſtſachen wärmen noch ſeine Herz-Nerven an, daher ich Knebel'n bat, mich vorher durch einen Mineral-Brunnen zu petrifiziren und zu inkruſtiren, damit ich mich ihm etwa im vortheilhaften Lichte einer — Statue zeigen könnte. Die Kalb räth mir überall Kälte und Selbſtbewußtſein an."

„Ich ging ohne Wärme, blos aus Neugierde. Sein Haus frappirt, es iſt das einzige Weimars im italieniſchen Geſchmack, mit ſolchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angſt preſſet die Bruſt. Endlich tritt der Gott her, kalt, einſilbig, ohne Accent. Sagt Knebel: „Die Franzoſen ziehen in Rom ein" — „Hm!" ſagt der Gott. Seine Geſtalt iſt markig und feurig, ſein Auge ein Licht. Aber endlich ſchürte ihn nicht blos der Champagner, ſondern die Geſpräche über die Kunſt, Publikum ꝛc. an, und — man war bei Göthe. Er ſpricht nicht ſo blühend und ſtrömend, wie Herder, aber ſcharf, beſtimmt und ruhig. Zuletzt las er uns — d. h. ſpielte er uns — ſein Vorleſen iſt ein tieferes Donnern, vermiſcht mit dem leiſeſten Regen-Geliſpel, es giebt nichts Aehnliches — ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch ſein Herz durch die Eiskruſte die Flammen trieb, ſo daß er dem enthuſia-

ſtiſchen Paul (mein Geſicht war es, aber meine Zunge nicht, wie ich denn nur von weitem auf einzelne Werke anſpielte, mehr der Unterredung und des Belegs wegen) die Hand drückte. Beim Abſchied that er es wieder und hieß mich wieder kommen. Er hält ſeine dichteriſche Laufbahn für beſchloſſen. Die K. ſagt: er giebt nie ein Zeichen der Liebe. Hunderttauſend Sachen hab' ich Dir von ihm zu ſagen.“*)

„Ich kann hier, wenn ich will, an allen Tafeln eſſen. Ich kam noch zu keinem Menſchen, ohne geladen zu ſein. Als ich am Thore ankam, wurde es der Herzogin-Mutter gemeldet und am andern Tage

*) Schiller urtheilte ſchon im Jahre 1789 über den „Gott-Göthe,“ wie Jean Paul. Er ſchrieb am 2. Februar an Körner: „Er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde kein Moment der Ergießung, er iſt an nichts zu faſſen. — Er beſitzt das Talent, die Menſchen zu feſſeln, und durch kleine ſowohl, als große Attentionen ſich verbindlich zu machen; aber ſich ſelbſt weiß er immer frei zu behalten. Er macht ſeine Exiſtenz wohlthätig kund, aber nur, wie ein Gott, ohne ſich ſelbſt zu geben — dies ſcheint mir eine conſequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchſten Genuß der Eigenliebe calculirt iſt. Ein ſolches Weſen ſollten die Menſchen nicht um ſich herum aufkommen laſſen. Mir iſt er dadurch verhaßt, ob ich gleich ſeinen Geiſt von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz ſonderbare Miſchung von Haß und Liebe iſt es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich iſt, die Brutus und Caſſius gegen Cäſar gehabt haben müſſen; ich könnte ſeinen Geiſt umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.“

wußt' es Jeder. Im Klub ſtritt man, ob Flachſenfingen ein Abriß von Wien oder Mannheim wäre, wegen des Lokalen — Wieland war des höhniſchen Dafürhaltens, Flachſenfingen liege — in Deutſchland ſehr zerſtreut."

„ꝛc. Weibliche Bekanntſchaften hab' ich wenige gemacht, wenn ich die Kanzlerin in Rohrbach*) — ein Landgut, auf das ich mit der Kalb fuhr, ausnehme."

Sonntags, den 19. Juni.

„Ich wollt', ich äße nicht beim O. K. R. B.**), deſſen Schreibfinger und Briefe durch das ganze gelehrte Deutſchland langen und der alle franzöſiſchen und engliſchen Journale bei ſich liegen hat, um Auszüge für die Lit. Zeitung daraus zu machen. Auch fertigt er die Ueberſicht über die Aernte der Literatur. Wenn man dieſen gelehrten Mann — denn gelehrt iſt er — bis zum Uebermaaße an der Hand hat; ſo kann man den halben Spielteller voll Bibliotheken erbeuten. — Böttiger ſucht jeden Fremden auf."

„Meine gute Kalb hat für alle meine Bedürfniſſe bei Oertel geſorgt. Ach, Du weißt ja kein Wort, daß ich bei dieſem logire, prächtiger, als noch in meinem Leben. Am Dienſtag zog ich in ſein von Bäumen bewachtes und dem göttlichen Parke nahes Haus. Zwei Zimmer, beſſer meublirt, als eines im Mode-Journal, füllet mein Ich an, und ſeines ſtößet an ſie. Sogar farbige Brief-Couverts aus dem Induſtrie-

*) Frau von Koppenfels.
**) Böttiger.

Comptoir — hundert zu zehn Groschen — wovon hier eines zur Probe angeschlossen ist — liegen vor mir. In jedem Zimmer ein Licht — einen kehrenden, wichsenden, klopfenden Bedienten, an der Stelle eines frère servant; alles bis auf die kleinste Aufmerksamkeit ist erschöpft ꝛc."

„Sogar in Paris soll nicht so viel Freiheit von gêne sein, als hier. Du führst Niemand, Du küssest keine Hand (Du müßtest denn dabei nicht aufhören wollen), Du machst blos eine stumme Verbeugung, Du sagst vor und nach dem Essen nichts. Das ist der Ton der hiesigen Welt — der des Bürgers soll, wie meine Halsbinde, gestelft und gestärkt sein."

„Worüber man hier klagt, ist geschminkter Egoismus und ungeschminkter Unglaube — dazu thut ihnen eine Seele, die beides nicht hat, so wohl wie ein warmer Tag."

„Binde Fantaisie und Eremitage*) in Einen Park zusammen: Du hast keine Vorstellung von dem einfachen majestätischen hiesigen. Er ist ein Händel'sches Alexanderfest und Tieffurth ein Adagio."

„Der T—l sitzt in mir — ich kann gar nicht weg — ich zähle keine Tage mehr, ich lebe auf dem fixen unbeweglichen Pole der beweglichen Kugel — es wird mir bange, wenn ich an's Beschließen denke. Ach, ich bin so glücklich, daß nur Du verdienen konn-

*) Zwei Lustschlösser bei Baireuth.

test, es so zu sein. Ach ich kann mich schon jetzt nach meiner jetzigen Gegenwart innigst sehnen."

Weimar, den 23. Juni 1796.

„Ich will meinen künftigen Athem durch folgendes Gastwirths-Protokoll ersparen: Sonnabend Mittags aß ich im Gasthof, Abends bei der Kalb, zwischen Herder, Einsiedel, Knebel — Sonntag Mittags solo bei der Kalb, Abends auch — Dienstags bat mich Knebel, ich war aber schon bei Oertel, Abends bei der ewig theuern Kalb. — Mittwochs aß ich bei der Geheime-Räthin von Koppenfels in Rohrbach, Abends bei Oertel — Donnerstag in Tiefurth bei der Herzogin — Freitags bei Göthe, Abends bei Oertel — Sonnabends bei dessen Mutter und Schwester — Sonntags bei Böttiger, Abends bei Herder. — Montags bei Oertel, Knebel — Dienstags bei Oertel, Abends bei der Frau und Fräulein von Seebach, darauf aß ich bei Herder (ach ein schöner Abend, der nicht wieder kömmt und wo ich in die Augen des hier erkaltenden Herder's Thränen trieb) — Mittwochs bei dem G. R. von Koppenfels — Donnerstags bei Göthe."

„Die Luft wirret die Tage in einen Flock, in dem alle Fäden sind, ausgenommen der der Ariadne."

Jena, den 26. Juni 1796.

„Seit vorgestern bin ich hier und gehe morgen nach Weimar zurück. Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an den, wie an einer Klippe, alle Fremden zurückspringen; er erwartete mich aber, nach

einem Briefe von Göthe. Seine Geſtalt iſt verworren, hart-kräftig, voll Edelſteine, voll ſcharfer, ſchneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er ſpricht beinahe ſo vortrefflich, als er ſchreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und ſetzte mich durch ſeinen Antrag auf der Stelle zu einem Collaborator der Horen um und wollte mir eine Naturaliſation-Akte in Jena einbereden."

„Die Kalb, Oertel, eine Frau von Thüngen und mehrere fuhren geſtern mit nach Trausnitz; um dieſen Luſtort und um ganz Jena lagert ſich die Natur mit einer doppelten Welt aus Reizen, mit einem weiten Garten und mit hereingezogenen weißkahlen langen Bergen, die wir Gräber von Rieſen daſtehen."

„Dieſe dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn iſt eine Bergſtraße, die eine neue Welt in mir anfängt."

Unterm 16. October 1796 ſchrieb Charlotte, nachdem ihr Jean Paul aus Baireuth das Manuſcript der Vorrede zu Quintus Firlein mit der Erzählung „die Mondfinſterniß" überſchickt hatte, einen ſehr bezeichnenden Brief, worin ſie ſich offen zu den bekannten Principien Göthe's über die Allgewalt der Liebe bekannte: „Nun zu Ihrer Vorrede! ꝛc. Ich muß es Ihnen ſagen: einige zarte poetiſche Züge ſind darin, das Ganze aber hat einen ſo chriſtcatholiſchen Geſchmack. Die Geſchichte der Verführung, die ich bis in den Tod haſſe, kommt darin gräßlich vor. Das Ködern mit dem Verfüh-

ren!" Ach, ich bitte, verſchonen Sie die armen Dinger und ängſtigen Sie ihr Herz und Gewiſſen nicht noch mehr! Die Natur iſt ſchon genug geſteinigt! Ich ändere mich nie in meiner Denkart über dieſen Gegenſtand. Die Stellen in Ihren Schriften über Weiber haben meiſt einen kleinen Irrthum; Sie werden's auch noch inne werden. Verzeihen Sie mir mein aufrichtiges Geſchwätz."

„Die Religion hier auf Erden iſt nichts Anderes, als die Entwicklung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unſer Weſen erhalten hat. Keinen Zwang ſoll das Geſchöpf dulden, aber auch keine ungerechte Reſignation. Immer laſſe der kühnen, kräftigen, reichen, ihrer Kraft ſich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menſchheit ihren Willen. Aber die Menſchheit und unſer Geſchlecht iſt elend und jämmerlich und Geſetz, Kirche und Geſellſchaft machen ſie immer jämmerlicher. Alle unſere Geſetze ſind Folgen der elendeſten Armſeligkeit und Bedürfniſſe und ſelten der Klugheit; Liebe bedurfte keines Geſetzes."

„Die Natur will, daß wir Mütter werden ſollen; — vielleicht nur, damit wir, wie Einige meinen, Euer Geſchlecht fortpflanzen; dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt; ſonſt ginge die Welt unter; und was ſind unſere ſtillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich ſage mit Göthe und noch mehr als Göthe: „Unter Millionen iſt nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut beſtiehlt."

„Ich ſage dieß Alles in Beziehung auf Ihre Vorrede. — Ich verſtehe dieſe Tugend nicht, und kann

um ihretwillen keinen selig sprechen. Wenn es möglich ist, so hören Sie meine Bitte und lassen Sie diese Vorrede nicht drucken; ich beschwöre Sie, ich flehe Sie darum. Schonen Sie sich, und zehren Sie nicht an Geist und Nervensaft, mit Ihrer brennenden Phantasie. Verzeihe!"

Einen Monat darauf schreibt Charlotte Jean Paul über einen neuen längeren Besuch in Weimar unterm 22. November 1796: „Ueber Ihre Anwesenheit in Weimar noch dies: Herder, Wieland Knebel, Einsiedel und meine Wenigkeit sind Ihre Gesellschafter. Was brauchen Sie? Eine Wohnung, die Ihre Freunde meubliren würden; diese können es ohne Mühe. Ja Sie können selbst eine meublirte bekommen, entweder Knebel's Wohnung auf dem Markt, oder sein Gartenhaus. Den Kaffee besorgt Ihnen die Aufwartung, und wenn Sie Mittags gern zu Hause sein wollen, — das hiesige Wirthshausessen könnte Ihrer Gesundheit auf die Länge schaden — erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Essen schicke; ich habe mir schon Alles ausgedacht; und wenn Sie selbst die Wohnung bezahlten, so darf sie Ihnen doch in drei Monaten nicht mehr als zehn Thaler kosten. Haben Sie jetzt kein Geld, so können Ihnen hier Ihre Freunde einige hundert Thaler lehnen, und wenn es auch für immer wär! Was hilft uns der Plunder, wenn unser Freund nicht mitgenießt. Ich verachte den, der bei Hohen und Fürsten um Pensionen buhlt, aber ich verachte den noch viel mehr, der nicht

das Herz hat, von ſeinen Freunden etwas anzunehmen.“ —

„Gehen Sie, ich bitte, an keinen Hof, und dergleichen; halten Sie ſich hoch und vermeiden Sie alle dieſe Gelegenheiten: es kommt nichts Gutes dabei heraus. Man iſt gedrückt dort, empfindet Leere, und endlich Reue; ſie achten nur den, der ſie entbehrt! Aber ich bin auch gar nicht dafür, daß man über Höfe Satyren mache. Es iſt nicht möglich, daß es anders iſt, als es iſt. Mir iſt alles recht; aber ich gehe nur um mit dem, was mir gefällt und behagt, oder bin lieber ganz getrennt von dem menſchlichen Umgang. Es kommt bei den Couren, Gefälligkeiten und Pflichtübungen nichts heraus — man wird getreten. — Hier muß man ſich ſehr rein halten!“

„Leben Sie wohl, mein junger liebenswürdiger Philoſoph, zwiſchen Scylla und Charybdis, zwiſchen den Grazien und Sirenen, zwiſchen dem Weihrauch des Ruhms und dem Entzücken des Beifalls; bei dem Schlag der Nachtigallen im verborgenen Hain und beim Geſang der Muſen im fürſtlichen Zimmer!“

„Apropos! Buonaparte ſieht Ihnen ähnlich; (nur iſt er ſehr klein). Das habe ich gewußt, denn das Ungeheuer hat mir gefallen.“

„Was habe ich denn noch zu ſagen? Ach noch viel. Sei, wie Minerva klug und glücklich, wie Apoll! Lächle nicht — Du lächelſt zu ſchön! Die Töne, die Dein Gemüth ohne Worte giebt, ſind

ſüßer, wie Harmonikaklang — ich will ſtill ſein, — ſtill. —"

Wie Schiller, zog, aber erſt zwei Jahre nach dieſem Brief, auch Jean Paul nach Weimar, er blieb hier von Ende October 1798 bis zum Mai 1800.

Unterm 3. November 1798, ſogleich nach ſeiner Ankunft in Weimar, ſchrieb er an Otto: „Geſtern vor acht Tagen fuhr ich um neun Uhr durch die Pforten meines neuen Jeruſalems; denn letzteres hab' ich wirklich." Darauf am 28. December 1798: „ꝛc. Aber zu einer wichtigen Nachricht. Durch meinen bisherigen Nachſommer wehen jetzt die Leidenſchaften. Jene Frau — künftig heißt ſie die Titanide, weil ich dem Zufalle nicht traue — die von Weimar nach *** (Baireuth) zuerſt an mich ſchrieb, die ich Dir bei meinem erſten Hierſein als eine Titanide malte, mit der ich, wie Du weißt, einmal eine Scene hatte, wo ich (wie in Leipzig) *) im Pulvermagazin Taback rauchte; dieſe iſt ſeit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heirathen."

Den 29. December.

„Weiter! Die alte Lebensweiſe kehrte bald um, nur verklärter. Kurz nach einem souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war — er achtet ſie tief und höher als die B. **) und küßte ſie ſogar im Feuer, neben ſeiner Frau — und als der Wiederſchein dieſer Altarsflamme auf mich fiel, ſagte ſie mir es geradezu."

*) Mit Emilie von Berlepſch.
**) Berlepſch.

„Im Lenz, im Lenz! — — — Mit drei Worten! O! ich ſagte der hohen heißen Seele einige Tage darauf Nein! Und da ich eine Größe, Gluth, Beredtſamkeit hörte, wie nie, ſo beſtand ich darauf, daß ſie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle. Denn ſie glaubt, ihre Schweſter und deren Mann, der Präſident, und ihre Verwandte würden Alles thun. Ach! im März wäre Alles vorbei, nämlich die Hochzeit."

„Ich habe endlich Feſtigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz ſchuldlos — ich ſehe die hohe geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit dieſem ſchwarzen Waſſer melden kann — aber es paßt nicht zu meinen Träumen."

Weimar, den 6. Januar 1799.

„Mit der Titanide hab' ich jetzt ein Elyſium — alles iſt leicht und recht und gelöſet. Nur etwas, denn das Ganze bleibt dem Lenz. Ich ſchickte ihr den Tag nach der letzten Stunde einen Brief. Ich ſah ſie darauf in ziemlichen Zwiſchenräumen immer nur vor Zeugen. Ich hatte ihr einige Briefe von Em. *) und Amöne **) gegeben, die ich aus Furcht, Flammen in die Flammen zu werfen, nur ungern und nur, um mein Wort zu halten, gab. Unbegreiflich wandte die ſchöne Seele, die aus den Briefen ſpricht, zumal Em. und Am., die ihrige um und da ich kam (am

*) Emilie von Berlepſch.

**) Eine andere frühere Freundin Jean Paul's und Otto's Verwandte.

Neujahrstage gab mir die Allgütige das Seelen-Eden), fand ich die Liebe ohne Gleichen, ohne Ansprüche — die Treue gegen die Kinder, und etwas Höheres als alle Verhältnisse geben. Aber verzeih' ihrem sonderbaren, ihr manches erleichternden, und ihr süßen Irrthum über ein näheres Verhältniß zu Amöne; als ich ihr den Irrthum nahm, blickte die vorher Frohe, wie von Schreck getroffen, lange vor sich hin. Nein, es giebt nichts Heiligeres und Erhabeneres als ihre Liebe. Sie ist weniger sinnlich, als irgend ein Mädchen, man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letzteren. — Tausendmal leichter, als mit der B. *) geh' ich ihr durch alle Saiten der Seele, sie soll immer froher durch mich werden, denn ich mauere, hoff' ich, einige aus dem Altar ihrer Liebe zu ihrer Familie gefallenen Steine wieder ein. Sie hat drei große Güter **), und wird, wenn die Prozesse geendet sind, wie sie sagt, reicher, als eine Herzogin. Im Frühling begleit' ich sie auf das schönste und habe Alles."

Auf diese Verlobungs-Anzeige antwortete der wackere Otto unterm 13. Januar 1799: „Nun von etwas Schönem und von meiner Freude über Deine und über die erwünschte Lösung und über die eigene und von Dir gegebene Erhebung der Titanide ꝛc. Ich

*) Berlepsch.

**) Darunter befanden sich namentlich: Kalbsrieth in der goldnen Aue und Waltershausen in Franken.

sann ihrem Leben nach, und bei aller Erhabenheit, die sie jetzt hat, fand ich doch Manches auf ihrem Weg, auf dem sie sie errungen hat, weshalb ich sie Deiner — es thut mir weh es zu sagen — unwerth hielt. Allezeit brach ich meine Gedanken darüber mit den Herder'schen Worten ab: „Sie trage ihr Schicksal.“ Diese Worte sind aber wahrlich nicht härter gemeint, als ich sie mir selbst oft zurufe, als Herderisch resignirend.“

„Ich achte und liebe sie so sehr, daß ich Dir gern die Ausnahme der Ausnahme, von der Du sagst, nach Deiner eignen Willkühr gebe.“

„Was Du von der ästhetischen Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit sagst, das verstehe ich, aber entschuldige es nicht in gleichem Grade. Ich halte diese ästhetischen Ausgleichungen der Sinnlichkeit mit unserm bessern Menschen für nichts, als für einen Versuch, uns selber unsre Erniedrigung zu verbergen und ich klage die Natur an, die uns mißbrauchte, um durch unsere Sinnlichkeit ihre Zwecke zu erreichen ꝛc.“

„All mein Schreiben ist zu nichts, als Dir meine Beruhigung, meine Freude darüber zu zeigen, daß Alles so ist, wie es jetzt ist. Wahrlich, das Leben hat weiter nichts, was den Erhebungen gleicht, wie sie Gott Dir am ersten Tag dieses Jahres gab! Grüße von mir die Titanide.“

Es kam, wie schon erwähnt, nicht zu der Ehe und es kam auch nicht zu der von Frau von Kalb angedeuteten „Herzogin,“ vielmehr wurde die Lage

Charlottens sehr prekair, weil ihr Gemahl — dessen Wiederankunft in Weimar Jean Paul schon im März 1799 an Otto meldet — mit seinem Bruder, dem derangirten Kammerpräsidenten Kalb sich in eine Menge unglückliche Speculationen eingelassen hatte. Am 27. Januar 1799 schrieb Jean Paul an Otto über die neuen Sitten: „Noch in keinem Jahre stritt ich so viel; mit Schiller neulich bis um 12 Uhr Nachts und mit ihm und Göthe bei der Kalb. Ich bin jetzt kecker als je und sagte Göthe etwas über das hiesige Tragische (Böttiger, alles lobend, lobte mich auch darüber: „wir denken alle dasselbe, aber es hat's ihm noch keiner gesagt"): worüber er empfindlich eine Viertelstunde den Teller drehte, aber Wieland, der wieder da war und dessen Gegenwart mich durch das Simultaneum der Einladung allezeit aufzehrt, sagte: „so wär's recht, und ich gewänne ihn dadurch — wir würden noch die besten Freunde werden, Göthe hat mit Respect von Ihnen gesprochen." Als ich zu einem Diner bei Göthe geladen war, Schiller zu Ehren, nebst Herder — ward' ich und Herder zu Göthe's Einfassung gemacht; ich der linke Rahmen und er der rechte; hier sagte mir Göthe, der nur allmälig warm werden will: er habe seinen Werther zehn Jahre nach dessen Schöpfung nicht gelesen und so alles: „wer wird sich gern eines vorübergehenden Affekts, des Zorns, der Liebe u. s. w. erinnern?"

„Schiller nähert sich sehr der Kalb und sagte schon öfter zu ihr: „wir müssen mit einander nach

Paris." Hier iſt Alles revolutionairkühn und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühling, um aufzuleben, ſeine erſte Geliebte, die la Roche ins Haus und die Kalb ſtellt ſeiner Frau den Nutzen dar. Schiller achtet unendlich den fürchterlichen Rétif de la Bretonne, der das hölliſch- und himmliſch-geſchriebene Buch: le coeur humain devoilé gemacht und will nach Paris ihn zu ſehen. Humboldt ſchrieb ihm von dort, dieſer Gott-Teufel ſehe, wie ich und Schiller, der mich ganz geleſen, findet unter uns nur den Unterſchied der Erziehung; darum ſucht und liebt er mich jetzt — ich hab' alles von der Kalb, indeſſen merk' ich von jenem Suchen nichts."

„So viel iſt gewiß, eine geiſtigere und größere Revolution als die politiſche und nur eben ſo mörderiſch, wie dieſe, ſchlägt im Herzen der Welt. Daher iſt das Amt eines Schriftſtellers, der ein anderes Herz hat, jetzt ſo nöthig und fordert ſo viel Behutſamkeit. Ich nehme in meine Bruſt keine Veränderungen auf, aber deſto mehr mein Gehirn; nur dieſes hat in Weimar Irrthümer abzulegen."

2. Februar 1799.

„Die Kalb hat ihrem Schwager geſchrieben wegen der Trennung. Sie ſprach mit einer Gräfin B.*) ohne den Mann zu nennen über eine hieſige reiche Engländerin Gore, die ſie ihm zudenkt. Er und ſie

*) ? Bechtolsheim.

werden es annehmen. Hier ſind Sitten im Spiel, die ich Dir nur mündlich malen kann. — — Ich beharre feſt auf meinen Stand, auch iſt ihr die Trennung ohne alles Weitere ſchon erwünſcht, zumal da er mit einem neuen Riß die copula carnalis ganz zerriſſen. Sie nahm, weil ihre Phantaſie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der B. *) giebt, ihre Reſignation ſchon oft und heftig zurück — die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Entſagen ohne Orkane wiederholen konnte. Müßt' ich ihr freilich auf einmal den Namen einer Geliebten anſagen — leider weiß ich keinen — ſo thäte ſich ein Fegfeuer auf."

Weimar, den 1. März 1799.

„Die Kalb nimmt Amönen **) deſto lieber auf, da jetzt ihr Mann vom Herzog von Zweibrücken nach München zum Avancement berufen worden. Sie müßte aber mit ihr auf ihr Landhaus Kalbsrieth (acht Stunden von hier) in eine kleine aber reizende Einſamkeit ꝛc."

„Gegen die Titanide ſteh' ich feſt. Ich habe zwar zweimal neulich eine Pfeife geraucht ***) — wozu ſie leider die Fidibus, das Licht und Taback brachte — aber jetzt iſt's verſchworen. In einem ſolchen Falle, wo die andere Perſon, oft ſelber außer dem

*) Berlepſch.

**) Die frühere Freundin Jean Paul's und Otto's Verwandte.

***) — „im Pulvermagazin."

Billigen (was Dir unbegreiflich sein muß) eine Heilige wird, ist's nicht leicht, die Pfeife zum Fenster hinauszuwerfen."

Weimar, den 22. März 1799.

„Mache Amönen bekannt, daß der Mann der Kalb wieder zurückkommt — weil der Krieg alles Avanciren, außer dem gegen den Feind suspendirt — und daß sie also, da die Kalb sehr enge eingemiethet ist, die Bequemlichkeit der Wohnung erst auf dem Lande finden werde. Dafür gewinnt sie durch den Mann an größerer Geselligkeit. Ihr wird diese erste vornehme Ehe unerträglich sein."

Weimar, den 5. April 1799.

„Der Kalb gefällt Amöne ganz. Aber dieser scheint noch wenig zu gefallen. Auf ihre Moralität kann sie stolz werden, aber nicht auf ihr Wissen, da sie hier eine weibliche Theilnahme an Gegenständen des Gesprächs findet, die ihr fremd ist."

Noch im Mai 1799 schrieb Frau von Kalb über Jean Paul's „Briefe und Conjekturalbiographie: „Ich lese das neue Buch mit ganz eigner Lust und Gefühl und wie ich schon vor drei Jahren gerufen habe: „komm zu mir!" so rufe ich wieder: „bleibe bei mir!" Jean Paul blieb aber nicht, sondern schloß im Mai 1801 nach dem Berliner Besuche seine Heirath mit der Tochter des Geheimen Rath Maier aus Berlin.

Zu Ehren der Titanide ward in den Jahren 1797—1803 „der Titan" geschrieben: Jean Paul

läßt hier charakteristisch genug die Heldin Linda durch Roquairol fallen.

Der Bruch war im Mai 1799, während Amönens Besuch bei Frau von Kalb gekommen und zwar wegen jener „moralischen Mißbilligung" gekommen, die Otto betont hatte. Jean Paul schrieb darüber unterm 10. Mai an Amönen: „Wie können Sie glauben, daß die bloße Zeit eine moralische Mißbilligung wieder aufheben könnte? Ich habe es Charlotten geschrieben, lasse mich aber nunmehr in keine weiteren Schreibereien darüber ein. Demohngeachtet ehre ich Ihr begütigendes Dazwischentreten und danke Ihrem schönen Herzen dafür. — Wo ich stehe, stehe ich. Mein ewiges Unglück ist die Vielseitigkeit meiner Natur, wodurch ich mich an jeden und er sich an mich kettet, indem ich unter den schärfsten Unähnlichkeiten leide. — Ich will mich bei keiner Freundin mehr, wie Charlotte ist, so herzlich und ganz hingeben, als wären keine andern da. — Uebrigens schrieb ich ihr lindernd."

So blieb auch später das Verhältniß. Schon acht Monate nach seiner Verheirathung unterm 6. Februar 1802 schreibt Jean Paul aus Meiningen an Otto: „Die Kalb ist hier" und unterm 15. Juli 1802 an denselben: „Ueber die immer geehrte Kalb wäre viel zu schreiben."

Die „Platitüde, womit Frau von Kalb ihre eigene Empfindung herabsetzte," wie Schiller das ausdrückte, wiederholte sich auch noch einmal bei Jean Paul. Darüber giebt ein merkwürdiger Brief

Varnhagen's an Göthe Nachricht, den dieſer an Frau von Wolzogen ſchickte. Göthe ſchrieb ihr aus Weimar 22. April 1830 nach Jena: „Beifolgenden Auszug aus einem Briefe des Herrn Varnhagen von Enſe habe nicht ermangeln wollen mitzutheilen, vielleicht daß Sie erlaubten, der guten vieljährigen Freundin durch genannten Mann irgend etwas Freundliches zukommen zu laſſen. Das Büchlein iſt mir noch nicht zu Handen gekommen und es wird auch ſchwerlich meine Grenzwachen überliſten; was aber ungefähr darin enthalten ſein mag, ergiebt ſich aus beiliegendem Blatte, welches deßhalb mitſende."

„Alles Gute zu dem friſchen Grünen anwünſchend, empfehle ich mich zum allerſchönſten. Treu angehörig

J. W. v. Göthe."

„Frau von Kalb, welche hier *) in vieljähriger ſtiller und enger Zurückgezogenheit lebt, iſt in dieſer heftigſt bewegt worden durch die Mittheilungen, welche Jean Paul Richter's gedruckter Briefwechſel über manche frühere Lebensverhältniſſe nicht ſchonend an den Tag legt. Sie verwirft und verleugnet ganz und gar die Auffaſſungen Richter's in Betreff der ihr eigenen Bezüge, ſo wie der von Schiller, Herder und Andern; nie, ſo betheuert ſie, ſei dergleichen geſprochen, dergleichen gemeint worden, wie hin und wieder aus trüben Quellen oder argen Mißverſtändniſſen dort angegeben wird."

*) In Berlin.

„Ihre hohen Jahre und ihr faſt ſibyllenhaftes Daſein haben bei der unerwarteten Berührung jener Vergangenheit eine ganz leidenſchaftliche Aufregung nicht abzuwenden vermocht. Ich war vergebens bemüht, ihr gegen dieſe Schwäche Troſt und Gleichmuth einzuſprechen; die bisher aſchienene Entäußerung der weltlichen Perſönlichkeit iſt plötzlich mit einer allzuängſtlichen Empfindlichkeit für deren doch höchſt verletzlich bewahrtes Abbild vertauſcht. Sie wünſcht vor allem Ew. Excellenz und dann Frau von Wolzogen, von der nach jenen falſchen Angaben mißkannt zu werden ihr der unerträglichſte Schmerz bliebe, von obiger Betheuerung wenigſtens benachrichtigt. Ich erfülle hiermit gern einen Theil ihres Wunſches und ſtelle gütigem Ermeſſen und gelegener Stunde anheim, was von Weimar aus hierüber ferner an Frau von Wolzogen möchte zu befördern ſein.“

Dieſes Desavouiren einer doppelten glühenden Leidenſchaft iſt eine Erſcheinung, die bei Frauen nicht ſelten vorkommt: — das flagranteſte Exempel dieſer pſychologiſchen Curioſität iſt das der Prinzeſſin von Ahlden, die das Sacrament darauf nahm, daß ſie keinen ſträflichen Umgang mit dem Grafen Königsmark gehabt habe und die doch die erſt vor wenig Jahren von Profeſſor Palmblad in Upſala aus dem de la Gardie'ſchen Archive bekannt gemachten eigenen Briefe nur zu ſtark des Gegentheils überwieſen haben *).

*) Siehe hannoveriſche Hofgeſchichte Band I. S. 100. ff.

Unter den anderweiten geistreichen Damen des damaligen weimarischen Kreises sind besonders drei, die sehr angenehme Häuser machten, zu nennen: die Gräfin Bernstorf, die Hofmarschallin Baronin Egloffstein und Frau von Bechtolsheim, geborne Gräfin Keller. Die Gräfin Bernstorf war die Wittwe des berühmten dänischen Ministers und eine Tante der Geheimen Räthin von Schardt, einer gebornen Bernstorf und Schwägerin von Frau von Stein: sie kam mit ihrem Begleiter, dem Geheimen Rath Bode im Jahre 1780 nach Weimar und ihr Haus war durch die geistigen Genüsse, die es bot, eines der angenehmsten für die schönen Geister von Weimar. Hofmarschallin Baronin Egloffstein war eine schöne, liebenswürdige Frau, der Göthe das schöne Lied: „Da droben auf jenem Berge" stiftete — das schöne Lied ward in einer Gesellschaft Anlaß zu einer höchst drolligen Scene, indem noch eine andere Dame behauptete, daß Göthe es ihr gestiftet habe. Frau von Bechtolsheim endlich, geborne Gräfin Keller, Gemahlin des Kanzlers und Geheimen Raths zu Eisenach, machte hier eines der glänzendsten Häuser der weimarischen Welt.

Es tauchten damals in Weimar auch Frauen als Schriftstellerinnen auf. Seit dem Jahre 1791 glänzte Fräulein Amalie von Imhof, Hofdame der Herzogin, als die erste literarische Notabilität unter der Frauenwelt Weimar's. Gentz, der im November 1801 einen vierzehntägigen Besuch in Weimar abstattete, faßte eine glühende Leidenschaft zu ihr. In

einem französischen Tagebuche, das über diese Reise erhalten ist, schreibt er unterm 30. November: „à 11 heures chez Mlle. d'Imhof, où j'ai encore joui de tout ce qu'il y a de beau, de pur et de grand dans le commerce des hommes" — und unterm 1. December: „Vers 11 heures je suis allé chez Mlle. d'Imhof, où j'ai joui jusqu'à 1½ heures d'un bonheur vraiment céleste." Beim Abschied, am 2. December schrieb er ihr: „une lettre d'adieu qui portait l'empreinte d'une ame bouleversée." Fräulein von Imhof ward 1802 die Gemahlin des schwedischen Obristlieutenants, nachherigen preußischen Generalmajors von Helvig *).

*) Ueber die Abstammung der Familie Imhof siehe braunschweigische Hofgeschichte Band V. Seite 167, 187 und 189 f. Die Imhofs waren eine Nürnberger Patricierfamilie, die in der Person des berühmten Touristen nach Persien während des dreißigjährigen Kriegs in Braunschweig einkam, wo er Prinzenerzieher ward; sein Sohn war Minister unter Anton Ulrich, trat nachher in kursächsische Dienste, schloß für August den Starken mit Carl XII. den schlimmen Altranstädter Frieden und ward auf den Königstein gefangen gesetzt. Der Bruder des Ministers war der Convertit, der die Vermählung der schönen braunschweigischen Elisabeth, der Mutter Maria Theresia's, mit Kaiser Carl VI. negotiirte. Dessen Sohn und Enkel heiratheten reiche Holländerinnen, der Enkel starb 1750 als General und Generalgouverneur von Batavia. Amaliens Vater ging 1769 als Portraitmaler um sein Glück zu machen auf demselben Schiffe, auf dem sich Warren Hastings befand, nach Ostindien: er trat hier während der Ueberfahrt seine angeblich aus Archangel stammende schöne Frau Marianne gegen eine Summe Geldes, um ein Rittergut

Auch Fräulein Emilie von Berlepsch, die Freundin Jean Paul's, die nachher Frau Harmes ward, versuchte sich als Schriftstellerin. Sie war eine ausgezeichnete Vorleserin und ersetzte gewissermaßen das Haus, das früher Gräfin Bernstorf gemacht hatte.

Am glücklichsten debütirte mit „Agnes von Lilien" Caroline von Wolzogen, geborne von Lengefeld, Schiller's hochgeliebte Schwägerin und Biographin.

Zu Ende des Jahrs 1803 machte eine geistreiche französische Dame, Frau von Staël mit Benjamin Constant ihren Besuch in Weimar, und setzte den stillen Musenhof in nicht geringe Bewegung. „Wir sind, schreibt Lotte Schiller unterm 28. Januar 1804 an ihren Schwager Wolzogen, in einer ewigen Spannung des Geistes; während unsere Gemüther

in Sachsen zu kaufen, an den nachherigen so berühmten Generalgouverneur von Calcutta ab, wandte sich nach Weimar und heirathete die Schwester der Frau von Stein, der Freundin Göthe's. Er trieb seine Kunst als Maler fort und starb schon 1788 in Weimar. Die „elegant Marianne" die Macaulay in einem seiner Essays verherrlicht hat und die ihrer Gesundheit wegen vor ihrem Gemahl, der funfzehn Jahre lang die Herrlichkeit eines Nachfolgers der großen Moguls in Indien genoß, nach Europa zurückkehrte, lebte noch ein halbes Jahrhundert in England: sie überlebte ihren zweiten Gemahl bis zum Jahre 1833 und starb auf dessen Landsitze zu Daylesford, das auf ihren Sohn erster Ehe, Sir Charles Imhoff überging, der es an einen Londoner Kaufmann verkauft hat: ganz neuerlich im September 1853 wurden die Meubles und Effekten von Daylesford zum Verkauf ausgeboten.

lieber dem ſtillen Nachdenken geneigt wären, müſſen wir auf der Spitze ſtehen und Witz und Scharfſinn aufbieten, um der witzig belebten Staël die Spitze zu bieten. Sie iſt in ewiger Bewegung und will alles wiſſen, alles ſehen, alles prüfen ꝛc. Die Volubilität der Zunge iſt unbeſchreiblich. Humboldt iſt gar nichts gegen die Staël und der kann manchmal doch recht ſchwatzen. Sie ſchreibt über ihre Reiſe, über Deutſchland, über die Philoſophie, die ſie ſehr beſchäftigt, über die deutſche Literatur überhaupt ein großes Werk. Der Herzog iſt ſehr von ihr eingenommen und hat allen esprit aufgeboten und iſt ſehr artig, ſie findet ihn auch ſo. Die Herzogin hat ſie auch ſehr gern und iſt von ihrem Wiſſen enchantirt. Wir waren den erſten Abend zum Thee und Souper am Hofe, als die Staël da war, da iſt wohl zum erſtenmale über Kant ein Wort erſchollen in den ſchönen Zimmern. Die Herzogin war ſehr artig und zeigte ſich als eine unterrichtete deutſche Fürſtin, der ihre Landsleute nicht fremd ſind und die ihre Nation ſchätzt. Im Palais *) iſt die Staël auch oft, aber dort betet ſie die Göchhauſen am meiſten an, Böttiger macht ordentlich den petit maître und iſt zum Todlachen, wenn er franzöſiſch ſpricht. Göthe **) war

*) Bei der Herzogin-Mutter.

**) Göthe, der Madame Staël zuerſt auf einer Hofmaskerade ſah, erkannte ihre Epiphanie mit dem berühmten Calembour: „Madame, on vous reconnait par votre beau pied-de-stal.“

wohl drei Wochen krank, da mußten Schiller und Wieland allein die Ehre der Gelehrten retten, dann war Schiller auch beinahe elf Tage krank, jetzt ist er wieder besser und wird zum Geburtstag *) ausgehn."

In den späteren Jahren der Regierungszeit Carl August's machte Johanna Schoppenhauer ein sehr angenehmes Haus in Weimar: trotzdem, daß sie eine Schriftstellerin von Fach war, ward an ihr doch am wenigsten vom Blaustrumpf erfunden, sie machte darin eine seltene Ausnahme und verfiel nicht in die Alluren der vielen andern weimarischen Damen, die zuletzt Weimar als einen Hauptsitz der deutschen Blaustrümpfe etwas berüchtigt gemacht haben. Johanna Schoppenhauer verzog, ihrer Vermögensverhältnisse wegen, später mit ihrer Tochter Adele nach dem wohlfeileren Jena: hier ist sie im Jahre 1838 gestorben.

Noch in den späteren Jahren der Regierungszeit Carl August's hatte der weimarische Hof nächst den geistreichen Damen auch solche, die durch ihre Schönheit große Figur machten: in dem Kranze dieser schönen Damen Weimars ragen besonders hervor: die beiden Hofdamen von Egloffstein, Töchter der erwähnten liebenswürdigen Hofmarschallin, die Stiftsdame von Reitzenstein und die Hofmarschallin von Spiegel, alle vier hohe junonische Gestalten, sehr verschieden von der späteren Generation, unter

*) Der regierenden Herzogin 30. Januar.

der Fräulein von Pappenheim und die beiden Fräulein von Spiegel glänzten, die zwar intereſſant, piquant und liebenswürdig waren, aber doch faſt einen Kopf kleiner, als ihre Vorgängerinnen.

Zu den ſchönſten Damen damaliger Zeit gehörten noch die beiden Fräulein von Pogwiſch, Enkelinnen der originellen Oberhofmeiſterin der Erbprinzeſſin Gräfin Henckel, von denen eine, Ottilie, 1817 die Schwiegertochter Göthe's wurde. Dieſe Frau von Göthe, die ſpäter in Wien und jetzt, ihrer angegriffenen Geſundheit wegen von den Aerzten dahin gewieſen, in Italien lebt, wird von denen, die ihre Zirkel beſucht haben, als eine Dame gerühmt, die in einem eminenten Grade die Gabe verſtanden habe, jeden in ihrem Hauſe aufs Angenehmſte zu ſtellen und beſonders die Gabe, aus Jedem durch ihre Anregung das, was in ihm lag und ſchlummerte, zu erwecken und für die geſellſchaftliche Unterhaltung zum Vorſchein zu bringen. Wie alle geniale Menſchen wohl wiſſend, daß mit Anerkennung fremder Talente und Vorzüge die eigenen nicht vernichtet werden können und daß viele Blumen in Gottes Schöpfung nebeneinander blühen, wußte ſie mit ſeltener Beſcheidenheit ſich Andern unterzuordnen und bei ihrer Aufforderung an dieſe, ihre Talente zu produziren, mit der Andeutung, daß dieſe Andern in dem und dem Genre ihre Stärke hätten und ſie für ein anderes Genre ſich aufſpare, durch dieſe Theilung der Anerkennungen, die allgewaltige Hauptſchwäche der Menſchen, die Eitel-

keit zu ſchonen und den Neid, das allgewaltige Hauptlaſter der Geſellſchaft, im Voraus zu verbannen.

Die Großmutter der Frau von Göthe, die Gräfin Ottilie Henckel von Donnersmark, war unter den Damen ohnſtreitig das Original am weimariſchen Hofe. Ihr Gemahl, preußiſcher General, geſtorben 1793, ſtammte aus dem bekannten ſtandesherrlichen Geſchlechte Schleſiens, ſie ſelbſt war eine geborne Fräulein von Lepel aus Pommern. Sie iſt deshalb beſonders merkwürdig, weil ſie die Einzige war, welche Carl Auguſt die Wahrheit zu ſagen wagen durfte, was kein Geringes war. Carl Auguſt ſeinerſeits pflegte dagegen von ihr auszuſagen: „Alles haben die Henckel's, nur keine Vernunft.“ Der vornehme Cynismus dieſer weimariſchen Excellenz erinnerte an die alte Herzogin von Orleans und an die Mutter des erſten Königs von Sachſen, Marie Antonie von Baiern; von dieſem vornehmen Cynismus curſiren eine Menge piquante Anecdoten, die ſich freilich mit der Druckerſchwärze nicht mittheilen laſſen: ich erinnere die Wiſſenden an ihre expreſſive Aeußerung über das Lichthalten, veranlaßt und bei öffentlicher Tafel in Weimar ausgelaſſen bei der Heirath der Prinzeſſin Marie von Holſtein-Glücksburg mit dem ganz blödſinnigen Herzog von Anhalt-Bernburg. Gräfin Ottilie Henckel war eine Dame noch ganz nach dem Coſtüm des achtzehnten Jahrhunderts, auch trug ſie ihre Kleider noch nach der alten Tracht, eben ſo, wie die Herzogin Luiſe, d. h. kurze enge Aer-

mel, halblange Handſchuhe, eng anſchließende ſeidne Kleider, aber in allen Farben, auch in den brennendſten noch in hohem Alter, über dieſe Kleider war ein ſchwarzes oder weißes Spitzentuch nach altmodiſcher Art geſteckt. Merkwürdig war ihre Manier, Roth und Weiß aufzulegen, ſie beachtete bei ihrer Raſchheit gar nicht, wie ſonderbar ſie ſich ſchminkte: einmal erſchien ſie bei Göthe in einem brennenden Brocatkleide, auf der einen Wange hatte ſie hoch oben einen großen rothen Tupf ſich applicirt und auf der andern einen ditto weit tiefer unten. Ein bezeichnender Zug für ſie iſt, daß ihr Carl Auguſt ſeine bibliotheca erotica verehrte. Sie war geboren 1756 und ſtarb in hohem Alter 1840: ihr Sohn war der preußiſche General Graf Henckel, von welchem 1846 biographiſche Memoiren erſchienen ſind.

Auch Engländer fanden ſich in Weimar ein: der reiche und wohlthätige Gore mit ſeinen beiden Töchtern (von denen eine dem Gemahle der Frau von Kalb zugedacht war, als dieſe Jean Paul heirathen wollte) und der Schotte Macdonald ließen ſich häuslich in Weimar nieder. Charles Gore, geboren 1730 in Yorkſhire, Erbe eines reichen Handelshauſes, kam mit ſeinen beiden Töchtern Eliſa und Emily in den achtziger Jahren; die dritte Tochter, Hanna, wurde Gräfin Cowper. Die Gore's ſtanden dem Hofe ſehr nahe. „Die Erſcheinung der Gore's, ſchrieb der Herzog unterm 22. Januar 1788 an Knebel, hatte eine ganz beſonders gute Wirkung. Noch vortrefflichere Folgen erwarte ich von dem ausgezeichneten

Beifall, den meine Frau und auch meine Mutter dieſer ſo reichbegabten Familie geweiht. Noch nie habe ich meine Frau jemanden ſo loben hören und Wenige haben die Verdienſte meiner Frau ſo rein erkannt und gefühlt, wie Emilie. Dieſe Engländer werden endlich ſicher des Herumirrens müde und Emilie, die immer Deutſchland beſonders liebte, kann in ihrer und meiner Frau alten Tagen vielleicht ein Verhältniß knüpfen, das Beiden nöthig iſt.“ Ganz anders als Carl Auguſt dachte Gentz von der Liebenswürdigkeit dieſer Engländer: er ſchrieb in ſeinem Tagebuche über die Reiſe, die er im November 1801 nach Weimar machte, unterm 22. dieſes Monats, einem Sonntag: „Je suis allé le soir avec Mr. Böttiger chez Mr. Gore, Anglais, qui fait à Weimar la meilleure maison. Je l'ai trouvé fort ennuyante et j'ai été mécontent au suprême de Mr. Gore et de toute sa maison.“ Miß Eliſa ſtarb 1802, achtundvierzigjährig und fünf Jahre ſpäter, ſiebenundſiebzigjährig, der alte Gore. Darauf blieb aber Miß Emily nicht, wie Carl Auguſt gehofft hatte, in Weimar, ſondern reiſte 1808 zu ihrer Schweſter, der Gräfin Cowper, die in Florenz lebte.

Baron Mounier, ein franzöſiſcher Emigrant, hatte in ſeinem in Belvedere geſtifteten Inſtitute von jungen Ausländern eine Menge Engländer, die viel Geld nach Weimar brachten und ſich durch ihre luſtigen Streiche einen Namen machten.

Das Theater war und blieb eine Hauptreſſource für Weimar. An die Stelle des alten Liebhabertheа-

ters der Herzogin Mutter trat erst die Gesellschaft Bellomo's und als dieser abging, ward, wie schon erwähnt, im Jahre 1791 das weimarische Hoftheater gestiftet. Die weimarische Hofschauspielertruppe schlug später seit 1802 den Sommer über im Bade Lauchstädt bei Merseburg ihre Bühne auf. Göthe führte die Direction und seit 1799, wo Schiller aus Jena nach Weimar zog, auch dieser. Nächst Corona Schröter glänzte Christiane Neumann, seit 1793 verehelichte Becker und als diese 1797 starb, ward die reizende in Mannheim durch Iffland gebildete Caroline Jagemann engagirt: mit ihr, die die Geliebte Carl August's wurde, ging ein neuer glänzender Stern am weimarischen Theaterhimmel auf. Der größte, wahrhaft classische Schauspieler Weimars aber, der aus der Göthe-Schiller'schen Schule hervorging, war Pius Alexander Wolf, geboren 1784 zu Augsburg, vermählt mit Fräulein Malcolmi, die ebenfalls eine sehr tüchtige Schauspielerin war. Man muß Wolf in seinen Hauptrollen, zu denen Posa und Tasso gehörten, gesehen haben, um mit Sicherheit urtheilen zu können, daß er dem Höchsten, was von seiner Kunst verlangt werden kann, beinahe ganz nahe gekommen ist: in dem Adel der Auffassung, in dem feinen Maaßhalten und Sparen mit der Kraft, jenem Hauptstücke in der Schauspielerkunst, wie es schon Shakespeare im Hamlet bezeichnet hat, steht Wolf ganz unerreicht da. Von ihm schrieb Göthe: „Ich kann nur einen Menschen nennen, der sich von Grund auf nach meinem Sinne gebildet hat: das war

Wolf." Er ſtarb leider ſchon, erſt vierundvierzigjährig 1828 zu Weimar.

Nächſt dem Theater ward auch für andere Künſte geſorgt: in dieſer Beziehung ſind namentlich die Kunſtausſtellungen hervorzuheben, welche Göthe mit ſeinem Freund und Hausgenoſſen Heinrich Meyer ſeit dem Jahre 1795 ins Leben treten ließ.

4. Perſönlichkeit des Herzogs Carl Auguſt. Die Herzogin Luiſe. Die Gräfin Werthern.

Carl Auguſt war acht Jahre jünger als Göthe und allerdings einer der begabteſten und tüchtigſten Fürſten ſeiner Zeit. Nach den Memoiren des Grafen Görtz urtheilte der große Friedrich ſchon 1771, als er ihn vierzehnjährig am braunſchweiger Hofe ſah, „ihm ſei noch nie ein junger Menſch vorgekommen, der in dieſem Alter zu ſo großen Hoffnungen berechtigte." Und 1775 ſchrieb der Statthalter Dalberg an Görtz: „Verſtand, Charakter, Offenheit und die ſeinem Alter angemeſſene Treuherzigkeit; eine Fürſtenſeele, ſo wie ich ſie noch nie ſah."

Carl Auguſt war neunzehn Jahre alt, als er jene berühmte Erklärung über das in ſein Conſeil einberufene Genie gab: „Einſichtsvolle wünſchen mir Glück, dieſen Mann zu beſitzen. Sein Kopf, ſein Genie iſt bekannt. Einen Mann von Genie an einem anderen Orte gebrauchen, als wo er ſelbſt ſeine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute ſich für zurückgeſetzt

erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen geben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigstes Collegium setzte, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath und Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen. Ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, nicht um des Ruhmes, um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eignen Gewissen rechtfertigen zu können."

Ungefähr aus dieser Zeit 1776 ist das eine der Portraits Carl August's, das auf der Bibliothek zu Weimar sich befindet. Er war ein Mann von mittlerer Größe, eher klein als groß, aber eine Gestalt, in deren Erscheinung von Jugend auf bis ins späteste Alter etwas Selbstständiges, Energisches in sehr ungebundener, franker und freier, fast studentischer Form hervortrat: auch pflegte man ihn den „Student von Jena" zu nennen. „Das Gesicht, sagt Adolf Stahr, der in seinem anmuthigen Tagebuche aus Weimar das Jugendportrait beschreibt, trägt in der Form den länglichen Typus seines Vaters. Er trägt einen röthlich violetten Rock mit Stahlknöpfen, eine gelbe Weste und unter einem schlichten weißen Halstuch ein gefäl-

belles Jabot. Die Züge ſind kräftig ohne Fülle. Das Haar bräunlich blond, in zwei Locken an den Schläfen, von der Stirn frei fort und zurückgeſtrichen, hinten in einen Zopf mit kleiner ſchwarzer Schleife gebunden. Die Stirn iſt hoch, die Knochen über den Augen ſtark hervorſpringend, die hellblauen Augen lebhaft forſchend, faſt bohrend, der Blick wie von einem Gedanken konzentrirt. In den Flügeln der Naſe große Feſtigkeit, in den Zügen des Mundes der entſchiedene Trotz, in dem Ausdruck des Ganzen große Leidenſchaftlichkeit, kaum durch Anſpannung aller Willenskraft gebändigt. Dieſem Bilde gegenüber verſteht man jenes offene Selbſtbekenntniß des vierundzwanzigjährigen Fürſten, das er einmal an Knebel mit den Worten ablegt: „Ich muß auch erſtaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenſchaften nicht den Zügel zu laſſen; es iſt gar zu ſchwer ſich wieder in den unnatürlichen Zuſtand zu fügen, in welchem unſer einer leben muß, und an den man nur ſo langſam ſich gewöhnt zu haben glaubt.“

Der mit dem Pfunde der Menſchenkenntniß in eminentem Maaße begabte Darmſtädter Merck ließ ſich, als alle Welt über die Genieſtreiche, die Carl Auguſt nach der Bekanntſchaft mit Göthe trieb, die Köpfe ſchüttelte, nicht beirren und vertrat nachdrücklichſt den Sterlingswerth dieſes ſeltenen Fürſten. Er ſchrieb aus Darmſtadt unterm 3. November 1777 an den Buchhändler Nicolai in Berlin: „Ich hab Göthe neuerlich auf Wartburg beſucht und wir haben zehn Tage zuſammen wie die Kinder gelebt. Mich freut's, daß

ich von Angeſicht geſehen habe, was an ſeiner Situation iſt. Das Beſte von Allem iſt der Herzog, den die Eſel zu einem ſchwachen Menſchen gebrandmarkt haben und der ein eiſenfeſter Charakter iſt. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Göthe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr ſo viel Auge haben zu ſehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhle ſtehn, von ihren Herren und deren Geſpräch beurtheilen können. Dazu miſcht ſich die ſcheußliche Anecdotenſucht unbedeutender, negligirter, intriguanter Menſchen, oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben, falſch zu ſehn. Ich ſage Ihnen aufrichtig, der Herzog iſt einer der reſpektabelſten und geſcheiteſten Menſchen, die ich geſehen habe — und überlegen Sie dabei ein Fürſt und ein Menſch von zwanzig Jahren. Ich dächte Göthe's Geſellſchaft, wenn man muthwillig vorausſetzen will, er ſei ein Schurke, ſollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das Geträtſche, daß er ſich nach Göthe bilde, iſt ſo unleidlich unwahr, als Etwas, denn es iſt ihm Niemand unausſtehlicher, als Göthe's Affen."

Zwei Jahre darauf war Carl Auguſt und zwar incognito mit Göthe in Caſſel und hier ſah ihn Forſter. Er ſchrieb unterm 24. October 1779 an ſeinen Vater: „Der Herzog iſt ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel weiß, ſehr einfach iſt und geſcheite Fragen thut. Für einen zweiundzwanzigjährigen Herzog, der ſeit vier Jahren ſein

eigner Herr ist, fand ich viel mehr in ihm, als ich erwartete."

Ein sehr gutes Zeichen für Carl August's tüchtige Art war, daß er, wie Göthe, frühzeitig ein Bedürfniß fühlte, sein in wilder Leidenschaftlichkeit gährendes Gemüth durch die Einsamkeit zu rechte zu bringen. Wie Göthe'n sein Gartenhäuschen am Stern, so war Carl August seine Borkenhütte im Parke ein Lieblingsaufenthalt. Damals verstatteten die jungen Baumanpflanzungen noch die freie Aussicht über das Ilmthal hinweg zu Göthe's Gartenhause und beide Freunde konnten durch allerhand Zeichen mit einander eine Art telegraphische Conversation machen. In der kleinen Borkenhütte, die von hohen Bäumen umschattet, dicht an die Felswand der Ilm gedrückt, die zurückgezogenste Einsamkeit gewährte, diente ein und derselbe Raum, ein ganz mäßiger vieleckiger Raum mit einer gewölbten Decke mit kleinen Stuckverzierungen, als Wohn- und Arbeitszimmer, als Schlafraum, als Empfangszimmer und auch als Speisesaal. Hier badete Carl August in der nahe unter seinem Fenster vorbeifließenden Ilm und Morgens empfing er hier den vortragenden Rath seines Geheimen Conseils. Er schrieb aus diesem „Kloster" einmal im Sommer 1780 an seinen Freund Knebel:

„Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster mit einem Lichte am Fenster und schreibe Dir. Der Tag war außerordentlich schön und der erste Abend der Freiheit — denn heute früh verließen uns die Gothaer, ließ sich mir sehr genießen.

Ich bin in den Eingängen der „kalten Küche" *) herumgeschlichen, und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man so die Sonne untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt — und das Alles so für sich, so wenig der Menschen halber; und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen, der erste Augenblick darauf sei Dein. Lebewohl so lange. — Ich komme daher. Das Wasser war kalt, denn Nacht lag schon in seinem Schooße. Es war als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hineinthat, war's so rein, so nächtlich dunkel; über den Berg hinter Oberweimar kam der volle rothe Mond. Es war so ganz still. Wedel's Waldhörner hörte man nur von weiten, und die stille Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten."

In den achziger und neunziger Jahren hatte der Charakter Carl August's sich zu seiner Reife aus-

*) So ward ein Monument genannt mit der Inschrift: „Genio loci," ein etwa vier Fuß hoher Säulenstumpf, um den sich eine Schlange windet, die die oben liegenden antiken Opferbrote verspeist. Nach der Sage war eine Schlange, die lange großen Schaden an den Ilmufern gethan durch vergiftete Brode, die ein Bäcker angerathen, unschädlich gemacht worden.

gebildet: der junge Wein hatte jetzt ausgebrauſt und ſich geklärt, er ſtand jetzt goldrein im Pokale.

Göthe, der allerdings mit ihm auf den kleinen Touren inn- und außerhalb Landes die tollſten Jugendſtreiche trieb, dann aber auch auf ſeinem Gartenzimmer, wo der Herzog bis in die ſpäte Nacht manchmal blieb, *) ſinnige, weiſe Unterredungen hatte, gab ihm wiederholt in ſeinen vertraulichen Herzensergießungen an ſeine Freunde und Freundinnen das beſte Zeugniß. Er ſchrieb 3. Novbr. 1780 an Lavater: „Täglich wächſt der Herzog und iſt mein beſter Troſt" und im Februar 1781: „Der Herzog wächſt ſchnell und iſt ſich ſehr treu." Schärfer lauten dagegen die Urtheile, die Göthe an ſeine innerſte Herzensvertraute, Frau von Stein über den Herzog ausſpricht. Er ſchreibt an ſie 10. März 1781 aus Neuheiligen, wo er mit dem Herzog auf einem Beſuch bei dem Grafen Werthern war: „Die Gräfin kennt den größten Theil vom vornehmen reichen, ſchönen, verſtändigen Europa, theils durch ſich, theils durch andre, das Leben, Treiben, Verhältniß ſo vieler Menſchen iſt ihr gegenwärtig im höchſten Sinne des Worts. Sie iſt dem Herzog ſehr nützlich und würde es noch mehr ſein, wenn die Knoten in dem Strange ſeines Weſens nicht eine ruhige gleiche Aufwicklung des Fadens ſo ſehr hinderten. — Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürſten meiſt ſo dumm, toll und albern ſind, nicht

*) Noch am 11. Decmb. 1788 ſchrieb Schiller an ſeine nachherige Schwägerin: „Der Herzog iſt die Abende faſt immer bei Göthe."

leicht hat einer ſo gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer ſo viel verſtändige und gute Menſchen um ſich und zu Freunden als er — und doch will's nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fiſchſchwanz gucken, eh' man ſichs verſieht, wieder hervor. Das größte Uebel hab ich auch bemerkt. So paſſionirt er fürs Gute und Rechte iſt, ſo wirds ihm doch darinne weniger wohl als im Unſchicklichen; es iſt ganz wunderbar, wie verſtändig er ſein kann, wie viel er einſieht, wie viel er kennt, und doch, wenn er ſich etwas zu Gute thun will, ſo muß er etwas Albernes vornehmen und wenns das Wachslichterzerknaupeln wäre. Leider ſieht man daraus, daß es in der tiefſten Natur ſteckt und daß der Froſch fürs Waſſer gemacht iſt, wenn er gleich auch eine Zeitlang ſich auf der Erde befinden kann."

Zur Erklärung dieſes ſpäter ſehr gemilderten ſcharfen Urtheils Göthe's dient, daß der Herzog damals ſehr muthwillige Neckerei mit ſeinem, Göthe's Verhältniß zur Frau von Stein trieb. Göthe ſchrieb derſelben aus Neuheiligen unterm 13. März: „Der Herzog hat mir Ihren Brief, den der Huſar brachte, bis jetzt vorenthalten und ſchickt mir ihn in zehn übereinander geſiegelten Couverts eingeſchloſſen, herauf. Dabei folgten nachſtehende Verſe vom Herzog:

„Es iſt doch nichts ſo zart und klein
So wird's doch jemand plagen
Zum Beiſpiel macht Dein Briefelein
Huſaren ſehr viel klagen.
Heut, ſagte der, der's Göthe'n bracht'
Und ſchwur's bei ſeinem Barte:

Viel lieber ging ich in die Schlacht
Als trüg so Brieflein zarte.
Denn wie im Hui ist das Papier
Aus meiner weiten Tasche,
Und wer, wer stehet mir dafür,
Daß ich es wieder hasche?
Unheimlich, sagt' er, es ihm sei,
Wenn er so etwas trage.
Denn Billetdoux und Zauberei
Ist gleich, nach alter Sage.
Drum schreibe Du nach altem Brauch
Auf Groß-Royal-Papiere;
Damit der Träger künftig auch
Ja nichts vom Teufel spüre."

Der humoristische Herzog, „der Student von Jena" und die formenstrenge Herzogin Luise, die so genau aufs Ceremoniel hielt, daß es Mühe kostete, Göthe zur Spielpartie mit ihr einzuschmuggeln, waren ganz disparate Charaktere. Auch wurde ihr Verhältniß schon frühzeitig ein gedrücktes, Göthe mußte wiederholt den Vermittler machen. Er schreibt kurz nach der Hochzeit an Frau von Stein unterm 27. Januar 1776 nach einer Maskenballnacht: „Die Herzogin M. (Mutter) war lieb und gut, Herzogin Luise ein Engel! Sie wiedersprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig, doch machte ich sie nachher lachen." Ein paar Tage darauf schreibt Göthe wieder an seine Freundin: „Kommen Sie heute zu Hof? Luise war gestern lieb. Großer Gott, ich begreife nur nicht, was ihr Herz so zusammenzieht. Ich sah ihr in die Seele und doch, wenn ich nicht so warm für sie wäre, sie hätte mich erkältet. Ihr Verdruß über Herzogs Hund

war auch so; sichtlich. Sie haben aber immer Beide unrecht. Er hätt' ihn draus lassen sollen und da er drinn war, hätt' sie ihn eben auch leiden können." Endlich unterm 1. September 1776 schreibt Göthe an Frau von Stein: „Es ist mir lieb, daß wir wieder auf eine abentheuerliche Wirthschaft ausziehen *), denn ich halt's nicht aus. So viel Liebe, so viel Theilnahme! so viele treffliche Menschen und so viel Herzensdruck!

Eine gewisse Steifheit hat die Herzogin Luise bis auf ihr Lebensende nicht ablegen können, wiewohl das Verhältniß zum Herzog nach und nach sich durch Gewohnheit ausglich. Sie hat auch ihre alte Tracht bis auf ihr Lebensende nicht abgelegt, sie behielt diese alte Tracht, wie sie oben bei der alten Oberhofmeisterin Gräfin Henckel beschrieben worden ist, trotz wiederholtem Wechsel der Mode: nur dadurch unterschied sie sich von der originellen Oberhofmeisterin, daß sie nicht wie diese, brennendhelle enge seidne Kleider mit engen schließenden Aermeln und darüber gesteckten Spitzentüchern trug, sondern nur solche von modesten, dunkeln Farben, es versteht sich, daß sie auch nicht in die Extravaganzen mit dem Schminken verfiel. Im sonderbaren Contrast zu ihrem Gemahl, dessen Gestalt eher klein war und im Alter auch sehr verfallen, wußte sie ihre Figur, die größer war, durch gehöriges Strecken noch größer erscheinen zu lassen.

*) Nach Ilmenau, wo den 3. September der Geburtstag des Herzogs gefeiert wurde.

Was Frau von Stein Göthen war, wurde die Gräfin Werthern dem Herzog. Die Gräfin Jeanette Luiſe Werthern war eine Rheinländerin, eine geborne Baronin von Stein, die Schweſter des berühmten preußiſchen Miniſters. Ihr Gemahl der Geheime Rath Graf Jacob Friedemann von Werthern war ehemals kurſächſiſcher Geſandter in Spanien geweſen, ein Enkel des erſten Grafen und ſächſiſchen Miniſters Grafen Georg. Er beſaß außer Neuheiligen bei Langenſalza noch mehrere Güter, unter andern auch Cytra bei Leipzig, das nachher an die Leipziger Kaufmannsfamilie Anger kam, 1790 fiel die Grafſchaft Beichlingen an ihn von ſeinem älteren Bruder, der ſächſiſcher Geſandter in Paris war. Er war ein hocharistokratiſcher, bizarrer, halb närriſcher Mann, verſchwenderiſch in hohem Grade und dann wieder abwechſelnd periodiſch filzig geizig. Er hatte eine höchſt ſeltſame ſpaniſch ceremonielle Hausordnung eingeführt und behandelte ſeine Dienerſchaft auf höchſt paradoxe Weiſe. Er war dadurch in der ganzen Umgegend lächerlich bekannt. Kamen vornehme Gäſte, wie der Herzog, ſo ließ er als Neger geſchwärzte Bauerjungen im Coſtüm bei Tiſche aufwarten. Die Gräfin war zwar eine kleine Dame, aber von den größten Manieren, Göthe geſtand, daß er das Welt haben, oder vielmehr das die Welt haben (manier le monde) von ihr gelernt habe. Ueber Göthe's Verhältniß zu Frau von Stein, äußerte die Gräfin gegen dieſe einmal: „Pour celui là on vous le pardonne!" Sie ſtarb 1811 mit Hinterlaſſung einer

einzigen Tochter Luise, die mit dem neulich gestorbenen sächsischen Cabinetsminister Grafen Senfft von Pilsach verheirathet wurde. Ihr Bruder, der Minister, der Senfft einen „leichtsinnigen und erbärmlichen Menschen" nennt, schrieb ihr einen schönen Nekrolog: „Der größte Theil ihres Lebens ward hingebracht im Kampfe mit einem ungünstigen Schicksal; sie blieb aber immer treu, liebend und liebenswürdig, frei von Bitterkeit und egoistischer Kälte." Bekanntlich ist diese Gräfin Werthern das Urbild zu der Gräfin in Wilhelm Meister.

Ueber das damalige weimarische Hoftreiben sehr unterrichtend ist, was Göthe über eine Jagd, die der Herzog im December 1781 bei Eisenach gab, an Frau von Stein schreibt.

„Der Herzog ist vergnügt und gut, nur sind' ich den Spaß zu theuer, er füttert achtzig Menschen in der Wildniß und dem Frost, hat noch kein Schwein, weil er im Freien hetzen will, das nicht geht, plagt und ennuyirt die Seinigen und unterhält ein paar schmarutzende Edelleute aus der Nachbarschaft, die es ihm nicht danken. Und das alles mit dem besten Willen, sich und andere zu vergnügen. Gott weiß ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effekt thut. Ich mag nicht immer der Popanz sein und die andern frägt er weder um Rath noch spricht er mit ihnen, was er thun will ꝛc. Es geht nichts besser und nichts schlimmer als sonst, außer daß der Herzog weit mehr weiß was er will, wenn er nur was bessres wollte ꝛc. Sein

Unglück ist, daß ihm zu Haus nicht wohl ist, denn er mag gern Hof haben ꝛc. Heute kommt der Herzog von Gotha. Morgen gehts auf die Jagd und ich hoffe loszukommen. Auf den Sonntag giebt der Herzog ein Gastmahl, um dem Vater im Himmel auch einmal gleich zu werden, nur mit dem Unterschied, daß die Gäste von den Zäunen gleich Anfangs mit auf dem Fourierzettel stehen. Des Hin- und wiederfahrens, schleppens, reitens, laufens ist keine Rast. Der Hofmarschall flucht, der Oberstallmeister murrt, und am Ende geschieht alles. Wenn diese Hast und Hatze vorbei ist und wir wären um eine Provinz reicher, so wollte ichs loben, da es aber nur auf ein paar zerbrochene Rippen, verschlagne Pferde und einen leeren Beutel angesehn ist, so hab ich nichts damit zu schaffen. Außer daß ich von dem Aufwand nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke."

In einem gleichzeitigen Briefe an Knebel äußert Göthe sich noch stärker über die Verschwendung bei Hofe: „Selbst der Bauersmann, der der Erde das Nothdürftige abfordert, hätte ein behäglich Auskommen, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern und so gehts weiter und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer an einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann."

Unterm 12. Novbr. 1781 hatte Göthe an Frau von Stein geschrieben: „Der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorstellungsart und was er kühnes unternimmt, ist nur im Taumel; einen langen Plan durchsetzen der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit.“ Den Commentar zu diesem Urtheil gab Göthe in einem Briefe an Knebel vom 21. April 1783: „Meine Finanzsachen gehen besser, als ich es mir vorm Jahre dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration, halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Grundsätzen. Der Herzog pflanzt viel und möchte auch schon, daß es gewachsen wäre.“

Sehr unangenehm berührte Göthen die Kriegsluft seines Herzogs. Er expectorirte sich einmal darüber in einem Briefe an Knebel vom 2. April 1785 (dem Jahr des deutschen Fürstenbunds): „Die Kriegsluft, die wie ein Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor und mir ists, als wenn ich mit ihnen träumte. Laß ihnen den glücklichen Selbstbetrug. Das kluge Betragen der Großen wird hoffentlich den Kleinen die Motion ersparen, die sie sich gern auf Andrer Unkosten machen möchten. Ich habe auf dieses Capitel weder Barmherzigkeit, Antheil, noch Hoffnung und Schonung mehr.“

Eigen muß sich allerdings die Cumulation der

Staatsposten Göthe's mit seinem Dichterposten ausgenommen haben bei solchen Gelegenheiten, wo, wie im Februar 1782, Knebel einmal seinen Freund bei dem, wie Göthe es selbst nennt „albernen Geschäft der Ausleſung junger Leute zum Militair" in Buttſtädt beſuchte und ihn am Tiſche ſitzend fand, die Recruten um ihn her, ihn ſelbſt aber dabei an der Iphigenie ſchreibend.

Noch eine Klage, die über „die unaufhaltſame Waghalſigkeit" des Herzogs, vollendet das Bild des damals fünfundzwanzigjährigen Fürſten. Göthe ſchrieb darüber unterm 27. Aug. 1782 an ſeine Freundin: „Es iſt eine curioſe Empfindung ſeines nächſten Freundes und Schickſalsverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzuſehen und ſich darüber zu beruhigen ohne gleichgültig zu werden. Vielleicht wird er alt und grau indeß viele ſorgliche abgehen."

Unbefriedigter war der Herzogin Luiſe Situation trotz allem geiſtigen Genuß, den ihr der Hof bot. Dieſe Dame war das gerade Gegentheil ihrer Schwiegermutter, der Herzogin Amalie: war dieſe im höchſten Grade leichtblütig und leichtlebig, ſo war Luiſe im höchſten Grade ſchwerblütig und ſchwerlebig, daher einſam in der Welt, ohne Freund, ſogar Frau von Stein und Herder waren ihr, wie der Herzog an Knebel einmal ſchreibt, „zu leicht." Göthe äußert ſich über die tief unglückliche Fürſtin an Frau von Stein unterm 12. April 1782: „Die arme Herzogin dauert mich von Grund aus. Auch dieſem Uebel ſehe

ich keine Hülfe. Könnte sie einen Gegenstand finden, der ihr Herz zu sich lenkte, so wäre, wenn das Glück wollte, vielleicht eine Aussicht vor sie. Die Gräfin (Werthern) ist gewiß liebenswürdig und gemacht, einen Mann anzuziehen und zu erhalten. Die Herzogin ists auch, nur, daß es bei ihr, wenn ich so sagen darf, immer in der Knospe bleibt. Die Zugeschloßne schließt alle zu und der Offne öffnet, vorzüglich wenn Superiorität in Beiden ist. Man kann nicht angenehmer sein, als die Herzogin ist, wenn es ihr auch nur Augenblicke mit Menschen wohl wird; auch sogar wenn sie aus Räsonnement gefällig ist, was neuerdings mehrmals geschieht, ist ihre Gegenwart wohlthätig. — Wer kann der Liebe vorschreiben, dem einfachsten und dem grilligsten Dinge, das bald mit elendem Spielzeug zu führen ist, bald mit allen Schätzen nicht angelockt werden kann? Dem Gestirn, dessen Weg man bald wie die Bahn der Sonne auf den Punkt auszurechnen im Stande ist und das oft schlimmer als Comet und Irrlicht den Beobachter trügt?"

Bei der Gräfin Werthern war der unruhige Herzog noch am leichtesten festzuhalten. Unterm 23. März 1782 schreibt er an Knebel: „Auf Ostern denke ich, gehe ich wieder fort, besuche die Gräfin, welche doch die beste aller Gräfinnen ist, die ich kenne." Um dieselbe Zeit schreibt Göthe: „Der Herzog ist vergnügt, doch macht ihn die Liebe nicht glücklich, sein armer Schatz ist gar zu übel dran, an den leidigsten Narren geschmiedet, krank und für dies Leben ver-

loren. — Sie sieht aus und ist wie eine schöne Seele, die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnend erhebt. — Sie liebt den Herzog schöner, als er sie."

Epoche machte in diesem kleinen Hofgetriebe die Geburt des Erbprinzen, welche am 2. Februar 1783 statt hatte und über welche Göthe sich in einem Brief vom 3. März 1783 an Knebel also ausließ: „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder einzelne ist, wie er war, doch das Ganze hat eine andere Richtung und wenn ich sagen soll, er wirkt in seiner Wiege wie der Ballast im Schiffe durch die Schwere und Ruhe. Die Herzogin ist gar wohl und glücklich, denn freilich konnte der Genuß, der ihr bisher fehlte, ihr durch nichts anderes gegeben werden. Die Musen aller Art haben sich, wie Du wirst gesehen haben, auf alle Weise bemüht, das Fest zu verherrlichen. Wieland und Herder haben zwei Singstücke, der eine für den Hof, der andere für die Kirche hervorgebracht ꝛc."

Ich habe oben schon die Stelle aus einem Briefe Merck's angeführt, worin er sich gegen das Geschrei der Höflinge ausspricht, daß eine zu große Vertraulichkeit zwischen dem Herrn und seinem Diener Göthe bestehe. „Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel" meinte Merck. Carl August ließ sich aller-

dings nicht von seinen alten Edelleuten betrügen, im Gegentheil er wählte sich seine Leute und diese auch aus der Bürgerreihe aus, um ihnen auf die Finger zu sehen. Das Benehmen des Kammerpräsidenten Kalb, den seine Projectemacherei um das durch seine Frau erworbene schöne Vermögen brachte und der nun aus dem Kammersäckel Hülfsquellen suchte, bewog Carl August, ihn 1782 zu entlassen und den Roturier Göthe an seine Stelle zu setzen.

Unterm 15. Juni 1781 hatte Merck an den Herzog aus Darmstadt Folgendes gemeldet: „Ich habe indessen die Ehre gehabt, den Herrn Kammerpräsident von Kalb und Herrn Kammerherrn von Seckendorf*) auf einige Tage in Cassel zu sehen. U.....**) gab uns ein Diner aufm Weißenstein, wo er nicht allein Alles bezahlte, sondern uns auch am Ende für sein Geld die Wasser springen ließ. So schlecht der Mensch ist, denn er hat noch für eine halbe Million Prozesse, wo er die Leute offenbar drum betrogen hat, so ist es ein Mensch von außerordentlichem Kopf. Seine Ideen sind alle rein und klar und es sprudelt bei ihm Alles wie aus dem vollsten Fasse. Ohngeachtet er nahe an den Siebzigen ist, so braucht er alle Tage noch zwei H—. Es that mir leid, daß ich den Herrn Kammerpräsidenten von Kalb etwas lachirt hatte, daß ich diesen Menschen (U.) für merkwürdig

*) Kalb's Schwager.

**) Rückermann, Geheimer Kammerrath in Cassel. Siehe hessische Hofgeschichte Band 27, Seite 207 f.

hielt. Er faßte den Gedanken und erklärte mir nachher Alles haarklein, so daß Seckendorf als ein kluger Reise-Compagnon früher bei Tisch einschlief, als gewöhnlich."

Darauf schrieb der Herzog am 17. Juni 1781 an Merck: „Daß Meister Kalb sich ziemlich mögt prostituirt haben, zweifle ich gar nicht. Seckendorf wird noch oft zur rechten Zeit einschlafen müssen; nur wirds nicht immer passend sein, denn Kalb menagirt nicht die Tageszeiten. Ich weiß, daß dieser absurde Mensch andere Dienste sucht und ein Malcontenter nach Natur ist; wie er diese Unzufriedenheit aber an den Tag legt und welches seine Projecte sind und wie er sie auszuführen gedenkt, wünsche ich doch, theils als Factum der Menschheit, und wegen politicis zu wissen. Sie thun mir wahrlich einen Dienst, wenn Sie mich davon benachrichtigen, und aufstellen lassen, was diese beiden Freunde am Niederrhein treiben, thun und reden. Man kann diesen Burschen nicht genug aufpassen und bezahlt man sie nur manchmal in der Münze, in der sie uns lohnen, so ist's nicht mehr, als recht und billig."

So streng der Herzog mit solchen abgefeimten adeligen Schuldigen verfuhr — so edel half er bürgerlichen Bedrängten, die, wenn auch schuldig, doch nicht durch Bosheit schuldig waren. Gerade jenem Merck, der sich durch gewagte Speculationen in die bitterste Geldnoth verstrickt hatte, schoß er im Jahre 1788 eine ansehnliche Summe vor, um ihn zu retten.

Merck schrieb unterm 28. März 1789 an ihn: „Ich habe neuerlich durch gute Canäle von dem so ausgebreiteten Wirkungskreise Ew. Hochfürstl. Durchl. einige nähere Nachricht erhalten. Gott erhalte Sie darin. Es ist mit Ihnen, wie mit allen guten Menschen beschaffen. Ihr Schicksal ist immer, unglaubliche Dinge zu thun, weil sich's die andern nicht erklären können, daß man so handeln könne."

Am guten, ja am besten Willen mangelte es bei Carl August nicht, wohl aber gar oft an den Mitteln. Dieser Mangel ward die Veranlassung, daß einer der „vorzüglichsten" Menschen frühzeitig daheim gehen mußte, Schiller. Der Musenhof zu Weimar hatte für Schiller nicht so viel als er für seine Kammerjunker hatte. Göthe bestärkte seinen fürstlichen Freund lange Zeit in dieser Kargheit für den auftauchenden Rivalen. Um Fräulein von Lengefeld heirathen zu können, nahm Schiller bekanntlich die Professur in Jena. Es handelte sich um 200 Thaler aus der Chatoulle Carl August's, desselben Carl August's, der die kostspieligen Jagden „für die schmarotzenden Edelleute aus der Nachbarschaft" gab. In einem Conseilbericht von Göthe's eigner Hand damals geschrieben, heißt es*): „Ein Herr Friedrich Schiller (sic!), welcher sich durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu etabliren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu

*) Adolf Stahr, Weimar und Jena. I. 426.

beachten ſein, als man ſie gratis haben könnte." In einem Briefe an Frau von Wolzogen vom 28. Dec. 1788 ſchreibt Schiller über dieſe Angelegenheit: „Göthe'n habe ich unterdeſſen einmal beſucht, er iſt bei dieſer Sache überaus thätig geweſen und zeigt viel Theilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glücke beitragen werde. Ob es mich glücklich macht, wird ſich erſt in ein paar Jahren ausweiſen." In demſelben Briefe geſteht Schiller: „daß er ſehr wenig erbaut ſei von der Geſchwindigkeit, mit der man die Sache betreibe und daß er ſich habe übertölpeln laſſen." Noch am 10. November 1789 ſchrieb Schiller: „Ich durchſuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schickſal unſerer Liebe bereitet haben könnte." Es fand ſich keiner, als Jena. Die Gratis-Profeſſur ward erlangt, die Heirath geſchloſſen. „Ich ſchrieb Dir, berichtet Schiller aus Jena am 6. Jan. 1790 an Körner, wenige Wochen vor ſeiner Heirath mit Charlotte von Lengefeld, das letztemal, daß ich den Herzog um eine Penſion ſchreiben wolle. Dies iſt auch ſogleich geſchehen und in wenigen Tagen entſchieden worden: 200 Thaler, wie ich vermuthete. Was ich nicht vermuthete, war, daß der Herzog ſelbſt fühlen würde, daß dies wenig ſei. Den Tag, nachdem ich ihm geſchrieben, ging ich nach Weimar, aber ganz in der Stille und ohne jemand anders zu ſehen, als Lengefeld's. Er erfuhr's aber, ließ mich holen und ſagte mir, daß er gern etwas für mich thun möchte, um mir ſeine Ach-

tung zu zeigen; aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesicht sagte er, daß 200 Thaler alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dies alles sei, was ich von ihm haben wollte. Er befragte mich dann um meine Heirath und beträgt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen. Wir aßen den Tag darauf bei der Stein zu Mittag: da kam er selbst hin und sagte der Stein, daß er doch das Beste zu unserer Heirath hergebe, das Geld. Er spricht sehr oft davon und man sieht, daß er Antheil daran nimmt. Der Stein sagte er auch, er freute sich sehr, wenn er etwas für mich thun könnte, aber er sähe voraus, daß ich es ihm nicht danken werde. Ich würde gewiß bei der nächsten Gelegenheit gehen. Darin könnte er's getroffen haben; aber die Gelegenheit muß wenigstens so vortheilhaft sein, daß er selbst mich entschuldigt."

Bekanntlich verfiel Schiller gleich im ersten Jahre seiner Verheirathung, weil er sich mit Collegienlesen und Bücherschreiben überarbeitet hatte, um das Leben zu gewinnen, in eine schwere Krankheit: er bekam Blutspucken und schwebte am Rande des Grabes. Expressiv genug schrieb ihm Körner unterm 11. Febr. 1791: „Ich glaubte Dich schon über den Berg und erstaunte über den letzten Brief von Deiner Frau. Mach' uns ja nicht wieder so einen Streich. Schade für Deine ganze Professur und das ganze corpus academicum dazu. Was kannst Du dafür, daß Du nicht mit solchen Stentor-Talenten begabt

bist, als nöthig ist, um Dein Auditorium auszufüllen? Es mag mancherlei Dinge geben, mit denen Du mehr vermagst, als mit der Lunge. Also würde ich das Schreien Andern überlassen. Deine Feder ist laut genug. Und in Göttingen giebt es auch Professoren, die kein einziges öffentliches Collegium lesen. Daß Du in Jena wohnst, ist schon Vortheil für die Universität, der mit 200 Thalern wohlfeil bezahlt ist." Schiller schrieb über die Krankheit am 23. Febr. 1791: „Schon in Erfurt erlebte ich einen Anfall, der aber durch einen dortigen, nicht ungeschickten Arzt mit zu weniger Aufmerksamkeit behandelt und weniger curirt als zugedeckt wurde. Gegen acht Tage nach diesem ersten Anfall befand ich mich wohl; in Weimar, wo ich gegen drei Tage war, fühlte ich gar nichts. Aber schon am anderen Tage nach meiner Heimkunft, wo ich wieder zu lesen angefangen hatte, kam das Fieber und nahm mit großer Heftigkeit zu ꝛc. Am dritten Tage spie ich Blut ꝛc. Die üble Einmischung des Unterleibes machte das Fieber complicirt. Ich mußte purgiren und vomiren. In den ersten sechs Tagen konnte ich keinen Bissen Nahrung zu mir nehmen, welches mich bei so starken Ausleerungen der ersten und zweiten Wege und der Heftigkeit des Fiebers so sehr schwächte, daß die kleine Bewegung, wenn man mich von dem Bette nach dem Sopha trug, mir Ohnmachten zuzog und daß mir der Arzt vom siebenten bis elften Tage nach Mitternacht mußte Wein geben lassen. Nach dem siebenten Tage wurden meine Umstände sehr bedenklich, daß mir der Muth ganz

entſtel; aber am neunten und ſiebzehnten Tage erfolgten Kriſen ꝛc. Erſt acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte ich einige Stunden außer dem Bette zuzubringen und es ſtand lange an, ehe ich am Stocke herumkriechen konnte. Die Pflege war vortrefflich und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerkſamkeit und die thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Auditoren und hieſigen Freunde mir bewieſen wurde. Sie ſtritten ſich darüber, wer bei mir wachen dürfe und einige thaten dieſes dreimal in der Woche ꝛc. Zu meiner Stärkung ſchickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madeira."

Die Krankheit Schiller's verzog ſich durch den ganzen Sommer 1791 und er bat auf des Coadjutor's Dalberg Rath den Herzog um eine förmliche Beſoldung. Darauf äußerte ihm Körner unterm 12. Sept. 1791: „Daß Du noch nicht Vorleſungen halten kannſt, iſt klar, auch wird wohl dies niemand von Dir verlangen. Aber daß Du noch eine ſo ſtarke Zulage, als Du verlangſt, vom Herzog von Weimar auswirken werdeſt, zweifle ich ſehr. Seine Caſſe iſt nicht in ſehr glänzenden Umſtänden." Der Herzog that aber dennoch etwas. Körner ſchreibt unterm 13. Octbr. 1791: „Was mir Dein Lottchen vom Herzoge ſchreibt, war mehr, als ich nach dem, was man von ſeiner öconomiſchen Lage ſagt, jetzt vermuthet hätte. Er ſcheint ſich doch wirklich mit Nachdruck für Dich zu intereſſiren und die

Behutſamkeit, den Forderungen Deiner Collegen auszuweichen, kann man ihm nicht verdenken. Um ſo ruhiger kannſt Du nunmehr dieſen Winter ſein und blos auf Deine Erholung denken.“ Darauf ſchreibt Schiller und es iſt rührend, was er ſchreibt: „Mir iſt's denn hier ganz leidlich. Ich ſehe oft Menſchen bei mir und werde es ſo einrichten, daß ich einige Abende regelmäßig Geſellſchaft bei mir haben kann. Zwei Tage in der Woche ſind ſchon durch zwei Privatclubs unter guten Freunden beſetzt, nun will ich noch zwei dazu beſtimmen. Viele Ausgaben machen dieſe Butterbrotgeſellſchaften nicht; wenn ich das halbe Jahr vier Louisd'or mehr daran wende, ſo kann ich alle Wochen zweimal drei auch vier Menſchen bitten und zu meinem Wohlſein iſt dies nöthig. Nun fehlt mir blos Equipage, um jeden Tag ſpazieren zu fahren, dadurch würde mir ſehr viel geholfen ſein; aber dieſem Wunſche muß ich freilich entſagen.“

Endlich half aus der deutſchen Miſere*), wie bei Beethoven engliſches Geld, bei Schiller däniſches

*) Die Schulden-Miſere Schiller's fing ſchon in Mannheim an. Aus Dresden ſchrieb Körner am 14. October 1788: „Schneider Müller fragt auch manchmal ob Du nicht bald wiederkämeſt“ ꝛc. Unterm 20. März 1804, ein Jahr vor ſeinem Tode, ſchrieb Schiller an Wolzogen: „Dieſes Jahr mache ich mein Haus vollends ſchuldenfrei und hoffe noch übrig zu behalten.“ Als er ſtarb, war alles Geld aufgezehrt: ſein Sarg koſtete etwas über drei Thaler, eine Kerze beleuchtete die Leiche in ſeinem Hauſe, zwei Fackeln leuchteten beim Leichenzuge.

Geld, das Anerbieten von 1000 Thalern jährlich auf drei Jahre von Seiten des Prinzen von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann. Erst später hat Carl August Schiller's Besoldung wiederholt um ein paar Hundert Thaler gebessert. Noch am 29. Mai 1804 schrieb Schiller an Körner: „Meine Besoldung ist klein (400 Thaler) und ich setze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe." Damals, ganz kurz vor seinem Tode, verwilligte Carl August 800 Thaler.

Zuletzt verschaffte der Herzog Schiller'n auch auf eine freilich wohlfeile, aber doch feine Weise von Wien den Adel. Interessant ist die Aufklärung, die Schiller hierüber an seinen Freund Körner unterm 29. November 1802 giebt: „Der Herzog hatte mir schon seit länger her etwas zugedacht, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm jedermann diese Kränkung gönnte; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen Jemand erklärt, er wollte mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Dazu kommt noch, daß sich Kotzebue, den der Hof auch nicht

leiden konnte, zudringlicherweise an den Hof drang, welches man ihm, da er und seine Frau Ansprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man schwer genug daran ging. Dies mag den Herzog noch mehr bestärkt haben, mich adeln zu lassen. Daß mein Schwager *) den ersten Posten am Hofe bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses Alles bringt dieser Adelsbrief nun ins Gleiche, weil meine Frau, als eine Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirath hatte, restituirt wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich ist freilich nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indessen, wie Weimar, ist es immer ein Vortheil, daß man von nichts ausgeschlossen ist; denn das fühlte sich hier doch zuweilen unangenehm, wenn man in einer größeren Stadt gar nichts davon gewahr wird."

Der Geheime Rath von Voigt hatte in dem Gesuche beim Kaiser um Schiller's Nobilitirung besonders: „seine Verdienste um die deutsche Sprache" hervorgehoben. Schiller schrieb ihm: „es sei frei-

*) von Wolzogen, Oberhofmeister und Geheimer Rath.

lich kein Kleines gewesen aus seinem Lebenslaufe etwas herauszubringen, was sich zu einem Verdienste um Kaiser und Reich qualifizire und Voigt habe es daher trefflich gemacht, sich zuletzt an dem Ast der deutschen Sprache festzuhalten."

Noch fünfundzwanzig Jahre nach Schiller's Tode entschuldigte der alte Göthe in einem Briefe an Zelter vom 29. April 1830 nach seiner Weise seine und des Herzogs Unterlassungssünde mit den Worten, die ein Publicandum in der Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung ihm abdrängte: „Auf das Publicandum habe ich nichts zu erwiedern. Leider erneuert sich dabei der alte Schmerz, daß man „diesen vorzüglichsten Mann" bis in sein fünfundvierzigstes Jahr sich selbst, dem Herzog von Weimar und seinem Verleger überließ, wodurch ihm eine zwar mäßige, aber doch immer beschränkte Existenz gesichert war, und ihm zuletzt erst einen breitern Zustand anzubieten dachte, der ihm früher nicht einmal gemäß gewesen wäre, nun aber gar nicht in Erfüllung gehen konnte." Der alte Göthe taxirt hier den Tod Schiller's so zu sagen als eine Unterlassungssünde Preußens, dessen König Friedrich Wilhelm III. Schiller'n erst in der letzten Lebenszeit 3000 Thaler und freie Hofequipage für Berlin angeboten habe, und vergißt ganz, daß Schiller, durch einen fast zwanzigjährigen Aufenthalt in Weimar an Weimar auch die nächsten Ansprüche gewonnen hatte. Schiller war ein so edler, feinfühlender, wahrhaft

vornehmer Mann, daß er selbst für das Wenige, was Carl August für ihn that, ihm Dankbarkeit bewahrte. Er schrieb an Körner unterm 28. Mai 1804 ganz dem entgegen, was der alte Göthe von der Annehmbarkeit des Berliner Vorschlags äußert: „Daß ich bei der Berliner Reise nicht bloß mein Vergnügen beabsichtigte, kannst Du Dir leicht denken; es war um mehr zu thun und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine wesentliche Verbesserung in meiner Existenz vorzunehmen. Zwar wenn ich nicht auf meine Familie reflectiren müßte, würde es mir in Weimar immer am besten gefallen. Aber meine Besoldung ist klein und ich setze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Capital kann geschlagen werden und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Ich habe nichts da gesucht, man hat die ersten Schritte gegen mich gethan und ich bin aufgefordert, selbst meine Bedingungen zu machen."

„Es ist aber kostbar in Berlin zu leben, ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Auch sind andere Artikel sehr theuer und unter 600 Friedrichsd'or könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben; ja diese würden nicht einmal hinreichen. In einer großen Stadt kann man sich weniger behelfen, als in einer kleinen."

„Es steht also bei den Göttern, ob die For-

derung, die ich zu machen genöthigt bin, wenn ich mich nicht verschlimmern will, nicht zu hoch wird gefunden werden."

„Berlin gefällt mir und meiner Frau beſſer, als wir erwarteten. Es iſt dort eine große perſönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Muſik und Theater bieten mancherlei Genüſſe an, obgleich beide bei weitem das nicht leiſten, was ſie koſten. Auch kann ich in Berlin eher Ausſichten für meine Kinder finden und mich vielleicht, wenn ich erſt dort bin, noch auf manche Art verbeſſern."

„Auf der andern Seite zerreiße ich höchſt ungern alte Verhältniſſe und in neue mich zu begeben ſchreckt meine Bequemlichkeit. Hier in Weimar bin ich freilich abſolut frei, und im eigentlichſten Sinne zu Hauſe. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, ſo würde mir's doch wehe thun zugehen. Wenn er mir alſo einen nur etwas bedeutenden Erſatz anbietet, ſo habe ich doch Luſt zu bleiben."

Schiller war gar nicht ſo einfach, die große Bevorzugung Göthe's von Seiten des Herzogs nicht zu ſehen, aber er verglich nicht und beſchied ſich mit ſeiner mehr als mittelmäßigen Lage. Daß er recht wohl ſah, wie Göthe für ſich zu ſorgen wiſſe, beweiſen die Worte, die er während deſſen Aufenthalt in Italien unterm 19. December 1787 an Körner ſchrieb: „Göthen's Zurückkunft iſt ungewiß und

seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigt's und Schmidt's für ihn wie die Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von 1800 Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen." Nur einmal preßte Schiller'n die Vergleichung seiner verzweifelten Lage mit der beneidenswerthen Göthe's die starken, aber wahren Worten ab: „Dieser Mensch, dieser Göthe ist mir einmal im Wege und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

Göthe'n in seiner Eigenschaft als erster Minister von Weimar hätte es obgelegen, die Stellung Schiller's in Weimar auf eine würdige Weise sicher zu machen: sein Einfluß auf den Herzog unterstützte ihn darin mehr, wie jeden andern Minister. Aber Göthe hatte mehr Interesse für Sachen als für Menschen; für Sachen, namentlich wenn sie in Göthe's Lieblingsmaterien, Kunst- und Naturstudium einschlugen, ward viel Geld ausgegeben, für Kupferstiche, Gemälde und andere Sammlungen verhältnißmäßig zu viel; jungen Leuten, die nachher Göthe'n nützlich wurden, ward Reisegeld nach Italien ausgemittelt, Schiller, dessen glühendster Wunsch es war, Italien zu sehen *), kam nicht jenseits der Berge.

*) Glücklicher, als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom.

Carl August war sein Lebelang in seinen Finanzen chronisch und zeitweilig sogar derangirt. Es ist oben berichtet worden, wie, nachdem Göthe an die Stelle des Kammerpräsidenten von Kalb, des Jüngeren, getreten war, dessen Amtirung durch die Unmöglichkeit sich fistirte, deren er inne werden mußte, daß der Herzog sich einen festen Etat seiner Einnahmen und Ausgaben gefallen lasse und seine Forderungen nicht darüber erstrecke. Carl August konnte das Fordern nicht lassen, er war generös, aber er war sehr leichtsinnig im Geldpunkt. Als im Jahre 1825 das Schauspielhaus in Weimar abbrannte, entwarf er, während es noch brannte, in dem gegenüberliegenden Fürstenhause den Plan zum Wiederaufbau, das Geld mußte beschafft werden, es gehe, wie es wolle. In der letzten Zeit machte Carl August seine Geschäfte mit Rothschild; war er einmal in Geldverlegenheit, so ließ er den Wagen anspannen und fuhr nach Frankfurt. Göthe hatte wohl Recht, an Knebel von den „Blattläusen" und „Ameisen" zu schreiben und Merck im Vertrauen zu eröffnen: „Es ist ein wunderbar Ding um's Regiment der Welt, so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbweg zu säubern und in Ordnung zu halten."

Carl August war ein wunderbares Gemisch entgegengesetzter Eigenschaften, von leichtem Sinn und munterer burschikoser Laune auf der einen und hinwiederum von gediegenem Ernst und einer höchst wohlthuenden Tiefe des Gemüths auf der anderen Seite. Die höchst tüchtige, wenn auch etwas derbe und knor-

rige, aber durch und durch redliche, offne und gerade Sinnesart des Herzogs geht besonders aus seinen eignen Briefen hervor, unter denen neuerlich einige, wie an Frau von Wolzogen und Knebel u. s. w. veröffentlicht worden sind.

Wie artig der „burschikose" Herr, wie ihn Nostitz, der ihn auf dem Wiener Congreß sah, nennt, an Damen schrieb, davon giebt ein Billet ohne Datum Zeugniß, das der Nachlaß der Frau von Wolzogen enthält. Er schreibt ihr:

„Gnädige Frau!

Meine Gattin trägt mir auf Sie unterthänigst zu ersuchen, die Bücher, welche Sie höchst gütigerweise auf beiliegendes Blatt verzeichnet haben, ankaufen und selbige in Berlin in roth Maroquin ohne überflüssige Vergoldung binden zu lassen. Unger kann wohl die ganze Commission übernehmen und melden, wenn alles fertig ist, damit man es alsdann absenden könne. Da die Buchhändler doch die Statisten der auf den Bretern des Weltalls prangenden Schriftsteller sind, so werden Ew. Gnaden wohl gütigst belieben, Unger'n qua Dero Subaltern die nöthigen Befehle in Ansehung seiner Figurirung zu ertheilen. Ich werde als Cassirer das Gemeinste hinterdrein besorgen. Unterthänigst

C. A."

Knebel war, als Prinz Constantin, dessen Hofmeister er zeither gewesen war, mit dem Mathetiker und Physiker Albrecht 1781 auf Reisen nach Italien, Paris und England ging, pensionirt worden. Im Unmuth darüber und weil er seine Pension nicht

in Weimar verzehren wollte, wandelte ihn die Luſt an, in die preußiſchen Dienſte, in denen er ſchon vorher geſtanden hatte oder in anspach-baireuthiſche zu treten, wo ſein Vater noch Geheimer Rath war. Von dieſem Entſchluß brachte ihn der Herzog durch einen überaus herrlichen Brief vom 4. October 1781 zurück, der einen tiefen Einblick in die edle, freie und großartige Weiſe giebt, mit der Carl Auguſt die verſchiedenen Gaben der Menſchen zu ſchätzen wußte.

„Sind denn die", ſchreibt er ſeinem „lieben" Knebel, „die ſich Deiner Freundſchaft, Deines Umgangs freuen, ſo ſclaviſch, ſo ſinnlicher Bedürfniſſe voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmiſten und Actenverſchmieren ihnen nützen kannſt? Iſt denn das Receptaculum ihrer Seelen ſo gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findeſt, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Exiſtenz verbeſſernd und veredelnd geſammelt hat, ausfüllen kannſt? Sind wir denn ſo hungrig, daß Du für unſer Brot, ſo furchtſam und unſtät, daß Du für unſre Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tiſches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du von dem Schmutz und dem Geſtank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geiſtes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältſt? Sind unſre Klüfte ſo quellenlos, daß wir nicht eines ſchönen Brunnens

brauchen, uns ſelbſt unſrer Ausflüſſe freuend, wenn ſie ſchön in demſelben aufgefaßt ſind? Sind wir blos zu Amboßen der Zeit und des Schickſals gut genug und können wir nichts neben uns leiden, als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Maſſe ſind? Iſt's denn ein ſo geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zuſammengelegter Begriffe zu ſein? Iſt das Kind dieſer Wohlthäterin nicht beinahe eben ſo ſehr ſein Daſein ſchuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menſchen ſind wie immer gepflügtes Land; iſts erniedrigend, der vorſichtige Gärtner zu ſein, der ſeine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu laſſen, ſie auszuleſen und zu ſäen? Muß er nicht etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um ſeine Exiſtenz recht auszufüllen? Biſt Du nun ſo im Böſen, ſo über Dich ſelbſt erblindet, daß Du Dir einbilden könnteſt, Du habeſt uns nie dergleichen Nutzen geſchafft, und achteſt Du uns gering genug, daß Du glauben könnteſt, wir würden Dich ſo lieben, wie wir thun, wäreſt Du uns hierin unnütz und überflüſſig oder entbehrlich geweſen? Willſt Du nun dieſe ſchöne Laufbahn, dies würdige Geſchäft aufgeben, alle eingewachſenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Exiſtenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menſchen, die Dich nichts mehr angehn oder mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß haſt, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr Gute, mehr Böſe kennen lernen, ſehen, wie die Abſcheulichkeiten ſo überall zu

Hause, das Gute überall so befleckt ist? — Und warum? um etwa einigen Canzellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen, Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst Du Dich flüchten? nimmst Du nicht überall Deine paar Semmeln mit, die Du mehr und leichter hast als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren und Dich darum beneiden werden? Wirst Du deren Neid besser aushalten? Dich, weil Du dort ein paar Monate fremd bist, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier sein möchtest? Siehst Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrst, ersetze? Ist dieses Erreichbare so gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Existenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden und so herum zu irren? Willst Du also das Beständige für das Unbeständige hingeben? ꝛc."

„Laß uns also die Sache nicht so feierlich nehmen und das Uebel nicht für so unheilbar halten. Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! ꝛc."

„Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?"

Die wohlthätige Revolution, die in dieser Zeit mit dem Herzog vorging, deutet Göthe in einem Briefe aus Gotha, wo er mit ihm zu Besuch war, unterm 16. Juni 1783 an: „Der Herzog ist auf sehr guten Wegen, wir haben über viele Dinge gar gut gesprochen, es klärt sich Vieles in ihm auf und

er wird gewiß in sich glücklicher und gegen andre wohlthätiger werden."

Ueber seine Regierungsthätigkeit schrieb der Herzog selbst unterm 10. Decbr. 1783 an Knebel: „Seit ein paar Tagen habe ich mir die Zeit mit Lesung von Consistorialacten vertrieben, welche Vorschläge zu Verbesserungen und Visitationen des weimarischen Gymnasiums von 1762 an betreffen. Du hast keinen Begriff von der Methode, wie jedes Membrum des Collegii dabei Nutzen zu stiften denkt. Von allen menschlichen Begriffen den allermenschlichsten, die Erziehung des Menschen, im Acten-Style und modo voti vorgetragen zu sehen, ist unglaublich. Wenn keiner einen Begriff von einer menschlichen Behandlung hätte, so müßte er ihn durchs Contrarium bekommen, sobald er diese Acten läse. Den armen Heinze haben sie bei einer Visitation von 1700 und etlichen 70 erbärmlich geschunden, weil er nicht fleißig genug in die Kirche ging und verschiedene Male Schüler ohne Mäntel (welche sie der Verordnung nach beständig tragen müssen) sich in derselben hätten betreten lassen."

Und unterm 15. Jan. 1784 schreibt der Herzog: „Unser Winter geht ziemlich vergnügt hin; die Comödie*) giebt uns drei Abende der Woche Unterhaltung und das für ziemlich wohlfeilen Preis; Maskeraden und andere Lustbarkeiten mischen sich dazwischen, und eine neue Leidenschaft, welche die der Liebe bei

*) Bellomo's Truppe war engagirt.

uns völlig erſetzt, nämlich für's L'hombre-Spiel, das ich neuerlich erlernt habe, hilft vollends die Länge der Abende verkürzen. Was mich betrifft, ſo nehme ich an dieſen Zerſtreuungen keinen Antheil; da mir der Tag durch ſehr häufige Geſchäfte, welchen ich mich immer mehr nähere, gänzlich ausgefüllt iſt, ſo komme ich wenig aus, genieße aber deſſen ungeachtet einer ziemlich guten Geſundheit an meinem Kamin. Die Eisbahn war, ehe der Schnee fiel, uns großer Troſt und Freude, ſie war von der größten Schönheit. Die Jagd hat faſt ganz am Nagel gehangen."

Unterm 3. Jan. 1785 ſchrieb Wieland an Merck: „Mit welcher Ungeduld wir alle auf die Wiederkunft unſers Herzogs warten, kann ſich der Hr. Bruder leicht vorſtellen. Ich bin begierig zu ſehen, wie ihm die lange Abweſenheit (an den benachbarten Höfen, namentlich dem von Braunſchweig) zugeſchlagen hat, und ob das, was er bei dieſem Wagwen für ſeine eigene Perſon gewonnen hat, wenigſtens für etwas an dem Schaden gelten kann, der ſeinem Lande durch ſo lange Abweſenheit und durch ſo viel fortgehendes und nicht wiederkommendes baares Geld zuwächſt. Der lange Aufenthalt an gewiſſen Höfen und die Schweinsjagden dürften eben nicht von guter Vorbedeutung ſein. Ohne die Herzogin-Mutter würde Weimar in weniger Zeit wieder ſo ein unbedeutendes, langweiliges und ſeelentödtendes Neſt ſein, als irgend eins in deutſchen und welſchen Landen."

Schon damals wandte sich der Herzog mit Vorliebe, gleich Göthe, von den Lebendigen, die ihm wenig Genüge gaben, zum Studium der Natur hin. Er schrieb am 8. Decbr. 1784 an Knebel:

„Das menschliche Leben ist ein ewiges Aushalten; eine Erhaltung und Fortpflanzung des Daseienden scheint beinahe Zweck der Menschheit zu sein; der Genuß ist selten mehr, als nur ausruhen, um neue Wolken zu durchkriechen; wenigen Weisen ist das Glück beschieden, daß sie die Kämpfe von sich abschütteln und nur in dem Genuß der Stärkungen leben können. Es ist ganz eigen, wenn man die meisten Menschen in dem Gesichtspunkt ihres Entzwecks und der daraus folgenden Wirksamkeit betrachtet, wie einzig die Operation der Erhaltung und Fortpflanzung Zweck zu sein scheint. — Unter Tausenden und aber Tausenden ist kaum Einer oder Zwei, die irgend etwas Mehreres begehren, oder die von ihrer Natur weiter getrieben werden, als sich um den Wendepfahl der Erhaltung und Fortpflanzung zu drehen; ihr Treiben, ihr Lernen, ihr Vergnügen, ihre Ruhe zeigt selten weiter als auf diesen Wendepunkt. Das Schicksal scheint neuerlich Ekel gegen diese Einförmigkeit bekommen zu haben, es läßt deshalb Wissenschaften populärer werden, zu welchen sich sonst nur die höchsten Geister wagten; es läßt, meine ich, besonders die Naturkenntniß gemeiner werden, und inspirirt viele Leute, diesem Studium zu folgen, welche wahrscheinlich sonst auch nur zur Erhaltung und Fortpflanzung sich erhalten und fortgepflanzt hätten."

„Die Naturwiſſenſchaft iſt ſo menſchlich, ſo wahr, daß ich Jedem Glück wünſche, der ſich ihr auch nur etwas ergiebt; ſie fängt an leicht zu werden, ſo daß auch gern trägere Menſchen ſich eher dazu einladen laſſen; ſie iſt ſo leicht wahr zu behandeln, daß ſie den Geſchmack zum Unwahren überwiegen kann; ſie beweiſt und lehrt ſo bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollſte, das Zauberhafteſte ſo ordentlich, einfach, öffentlich, unmagiſch zugeht; ſie muß doch endlich die armen unwiſſenden Menſchen von dem Durſte nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da ſie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen ſo nahe, ſo deutlich, ſo unaußerordentlich, ſo beſtimmt nahe iſt. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller anderen Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem beſtimmten ruhigen Wege leite, den uns der Naturforſcher ſo natürlich vorſchreibt.“

Am 26. Decbr. 1785 ſchreibt der Herzog: „Die öffentliche Geſellſchaft in unſern Mauern iſt dieſen Winter ſo inſipid wie möglich. Da meiſt Alles verheirathet, und der weibliche verheirathete Theil nicht von der Art iſt, daß ſie leicht häusliche Unruhe verurſachen könnten, was übrig bleibt aber die gute Zeit übergangen hat und es für die wenigen Mädchen ſehr an Männern fehlt, ſo mangelt ein Hauptintereſſe ganz. Dazu kann man nicht hoffen, hier irgend Jemanden das Geld aus dem Beutel durch Rhetorik zu locken, oder durch perſönliches Intereſſe viel zu gewinnen; deßwegen bekümmert ſich Niemand um den Andern

und man sieht sich ordentlich nur zur Frohne."

Das Jahr 1785 war das Jahr des Fürstenbunds, den Friedrich der Große als die letzte Arbeit seines mühe- und arbeitsvollen Lebens zu Stande brachte. Wie sich aus einer kleinen Schrift zeigt, die ganz neuerlich Wegele über Carl August herausgegeben hat, war dieser ungemein thätig in dieser Angelegenheit, reiste wiederholt zum Kurfürsten von Mainz und zu dessen Bruder, dem Bischof von Würzburg und klagte nach dem Tode des großen Königs, daß die Union wenigstens von Norddeutschland nicht zu Stande kommen wolle. Carl August war ein Bewunderer, aber kein blinder Bewunderer des großen Königs. Merkwürdig ist sein Urtheil über ihn unmittelbar nach seinem Tode in einem Briefe an Knebel vom 17. Septbr. 1786: „Sollte der Nachfolger Friedrich's des Großen auch keine neuen Fußtapfen in die Laufbahn treten, so halte er nur die alten immer offen, damit er einen gewissen Tritt auf der sehr beschneiten und leicht verwehten Bahn des Lebens habe. Schwerlich wird er, wie sein Vorfahr, so leicht über die locker bedeckten Tiefen wegglitschen; einen solchen Schlittschuhläufer giebt's aber auch nur alle 500 Jahre und kaum dann."

Entschieden war Carl August der Leidenschaft seiner Zeit entgegen nach allgemeinen Begriffen zu reformiren. Der Repräsentant dieser Leidenschaft war Kaiser Joseph II. und Carl August war noch

viel weniger ein blinder Bewunderer deſſelben. Geiſtes ganzen innerſten Richtung gemäß, die dem Individuellen in der Natur zugekehrt war, konnte Carl Auguſt kein Freund der generaliſirenden Regierungsmethode Kaiſer Joſeph's II. ſein und er ſprach ſich darüber in einem Briefe an Merck, d. d. Belvedere am 17. Jun. 1781, kurz nach dem Regierungsantritt des reformluſtigen Kaiſers eben ſo ſtark als treffend aus: er wiederlegte Merck, der in Lobeserhebungen ſich ergoſſen hatte:

„Die Handlungen des Kaiſers können aus allerlei Augenpunkten angeſehen werden. Sie haben ſehr viel Aehnliches von Meiſterzügen, bezeugen eine große Kenntniß — nicht der Menſchen — aber doch der inneren Staatsumſtände, und ſind das Gegentheil von Furchtſamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe ausſieht und quod probe notandum — ablaufen wird, das laß ich dahingeſtellt ſein. Ein bischen brutal und vornehm ſcheint mir's mit den Menſchen und menſchlichen Begriffen umgegangen zu ſein. Es lautet mir immer etwas wie ein Frei-Corps dicton: „der Teufel hol die Pfaffen," oder wie ein philoſophiſcher Begriff, daß Niemand Unnützes im Staate leben ſolle (beides klingt an table d'hôte nicht übel). Mit denen ſogenannten unnützen Mäulern iſt's aber ein beſonder Ding; man glaubt zwar von Herrſchafts wegen, daß alles unnütz ſei, was nicht hacke und grabe und nicht effective die herrſchaftlichen Einkünfte vermehre, und ich habe auch für dieſe allgemeine Finanz-

Ueberſicht vielen Reſpect, aber mir dünket doch, daß — verführe der liebe Gott ſo finanziatiſch ſcharf mit uns — die großen Herren, welche eigentlich durch die Umſtände blos genießen, faullenzen und Nichts einbringen ſollen und gewöhnlich blos aus langer Weile thätig ſind, übel dabei wegkämen. Sie würden wahrſcheinlich wie die Pfaffen behandelt und wie dieſe jetzt von den Großen, ſo jene von Gott als Sachen angeſehen werden, welche eines Beſitzthums und Exiſtenz-unfähig wären. Es möchte wohl alsdenn etwas willkührlich mit ihnen verfahren, ſie von allen weltlichen Bedingungen und Geſchäften ausgeſchloſſen und blos zum Beten angehalten werden. — Was die Berechnung der theuern Faſtenſpeiſen anbetrifft, die gefällt mir nicht. Wenn ich Unterthan wäre, ſo zitterte ich, wenn meine Herrſchaft ſo vor mich ſorgte, denn ich würde fürchten, daß ich das Geld, was ich an der Reinheit meines Glaubens erſparte, wiederum zu der Reinheit der Flintenriemen und Montirungen der Armee, welche vor meinen Glauben und Vaterland ſtreiten ſoll, beitragen müßte."

Im Jahre 1789, dem Jahre der großen franzöſiſchen Revolution, ging auch beim Hofe zu Weimar eine kleine Revolution vor, über die Herder am 28. Aug. an Knebel berichtet: „Der Hof iſt ſeit acht Tagen wieder hier und die Tafel an demſelben abgeſchafft. Die Herren Miteſſer bekommen Koſtgeld, die Damen ſpeiſen mit dem fürſtlichen Ehepaar auf des Herzogs Zimmer und jedesmal wird

ein Fremder dazu gebeten. Sie können denken, was die Hofdamen dazu ſagen und es iſt unbegreiflich, daß ſie nicht ſchon aus Furcht vor zukünftiger langen Weile zum Voraus verſchmachten."

Sehr charakteriſtiſch iſt, was der Herzog über die franzöſiſche Revolution äußert. Am 13. Jan. 1793 (eine Woche vor Hinrichtung des Königs) ſchreibt er: „Wer die Franzoſen in der Nähe ſieht, muß einen wahren Ekel für ſie faſſen; ſie ſind alle ſehr unterrichtet, aber jede Spur eines moraliſchen Gefühls iſt bei ihnen ausgelöſcht. Ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen ſolchen Ekel vor dem Geiſt derſelben hinterlaſſen ſollen, daß ein jeder ſich beſtreben werde, ſeinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein ſtätig glücklich macht. Was hilft der ſogenannte und ſo hoch belobte Atticismus (oder wie man es ſonſt nennen will) den Franken dieſer Nation, bei der ſonſt alles Honette, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloſchen iſt?"

„Der Menſch war nie, die Zone, unter der er lebte mag ſein, wie ſie wolle, er war nie, ſage ich, zur Treibhauspflanze beſtimmt. Sobald er dieſe Cultur erhält, geht er zu Grunde; auch beurtheilt man die Franzoſen falſch, wenn man glaubt, ihre Reife habe ſie auf den jetzigen Punkt gebracht. Eines unterdrückte das Andere im Reiche und nun unterdrücken die Unterdrückten ſelbſt ihre alten Beherrſcher, weil dieſe nachläſſig und ſtupid waren. Nicht das mindeſte Moraliſche liegt dabei zum Grunde, ſondern man hat

jetzt eine Art Moralität oder eine philoſophiſche Zunft zum Werkzeug gebraucht. Es iſt nichts Neues mehr unter der Sonne, ſagt ſchon Salomo und dieſes iſt lange her wahr und bleibt es noch."

Des Herzogs Abneigung gegen die Franzoſen kam zum großen Theil auch daher, daß er ſich ihnen gegenüber als Deutſcher fühlte. Caroline von Wolzogen ſchrieb darüber einmal unterm 15. April 1789 an ihren Schwager Schiller. „Ich dankte auch dem Himmel in meinem Herzen beim Leſen des Mirabeau, daß alles, was mir lieb iſt, nichts mit der Politik zu thun hat. An wie armſeligen Fäden hängen dieſe Weltbegebenheiten! Es muß ein unſichtbares Gewebe das Menſchengeſchlecht umſtricken und ſo zuſammenhalten, wie es hält, was dieſe Menſchen dabei zu thun wähnen, kann nicht viel ſein. So klein und eng ſind ſie, keine Spur eines beſſern Weſens, das ſich ſelbſt an die allgemeine Glückſeligkeit hingäbe, jeder denkt nur auf einen bequemen Platz für ſich, um darauf zuſehen zu können, ſie haben nicht einmal die Energie um herrſchen zu wollen ꝛc. Des Mirabeau Nationalſtolz iſt kindiſch und ärgerlich, man könnte aus dépit deutſch ſein wollen, wie der Tempelherr im Nathan ein Chriſt ſein wollte, wenn man anders mit ihm zu thun hätte, glaub' ich. Ich will dem Herzog von Weimar wohl darum, daß er M. übel begegnet hat."

A. Die Revolutionszeit. Umschlag in den Herzensverhältnissen. Demoiselle Vulpius und Demoiselle Jagemann. Carl August's bibliotheca erotica. Tragikomischer Vorfall in der königlichen Loge zu Berlin. Einweihung des neuen Schlosses. Die russische Heirath. Die Catastrophe von Jena. Napoleon in Erfurt. Tod der Herzogin Amalie, der Fräulein Göchhausen und Wieland's. Der Großherzog auf dem Wiener Congreß.

Die französische Revolution berührte die stille in sich abgeschlossene Welt in Weimar wenig. Der Herzog war 1786 als General in preußischen Dienst getreten: König Friedrich Wilhelm II. hatte ihm das vormals Rohr'sche Kuirassier-Regiment geschenkt, das in Aschersleben stand. Körner schrieb darüber an Schiller unterm 15. Oct. 1787: „Daß Du den Herzog *) nicht gesprochen hast, ist doch ärgerlich. Seinen Entschluß in preußische Dienste zu treten, finde ich so unnatürlich nicht. Er will eine Rolle spielen, und um durch Regierung zu glänzen, ist ihm sein Land zu klein. Beim Militair hat er Anspruch auf die höchsten Stellen. Hier kann er einen zweiten Bernhard machen, womit er sich wohl herumtragen mag. Die preußische Armee, der Fürstenbund, Gelegenheit persönlichen Werth zu äußern — das sind alles Dinge, die ihn begeistern können."

Mit dem martialischen Geist, der über den Herzog gekommen war, kam auch noch einmal ein Recidiv in die martialische Rohheit, das gar sehr in den verfeinerten Kreisen Weimars auffiel, und selbst bei Hofe

*) Der in den holländischen Krieg damals gegangen war.

starke Mißbilligung fand. Schiller schreibt darüber unterm 23. Febr. 1788: „Weimar hat dieser Tage einen Auftritt erlebt, der die Menschlichkeit interessirt. Ein Husarenmajor, Namens Lichtenberg, ließ einen Husaren, eines höchst unbedeutenden Fehltritts wegen, durch fünfundsiebzig Prügel mit der Klinge so zu Schanden richten, daß man an seinem Leben zweifelte. Vorfälle dieser Art sind in dieser Stadt freilich sehr neu; es entstand eine allgemeine Indignation vom Pöbel bis zu dem Hofe hinauf. Das gemeine Volk rächte sich durch Pasquille, die es an seine Thür schlug; ein adeliges Haus, wo er auf denselben Abend zum Souper gebeten war, ließ ihm absagen und die Herzogin Louise weigerte sich in seiner Gesellschaft ihrem Manne entgegenzufahren. Man weiß noch nicht gewiß, ob der Herzog davon unterrichtet ist; auf allen Fall, fürchte ich, wird er sich nicht bei dieser Sache auf eine seiner würdige Art benehmen, weil unglücklicherweise dieser Lichtenberg, der ein guter Soldat sein soll, ihm jetzt unentbehrlicher ist, als seine Minister. Ich schreibe Dir diesen Auftritt, weil er ein gutes Gegenstück zu den vorhergehenden Epochen Weimars abgeben kann, wo man im Conseil wertherisirte."

Carl August nahm bis 1794 an den Campagnen gegen Frankreich Theil, namentlich an jenem denkwürdigen Champagne-Feldzug in Begleitung Göthe's, der ihn in Wahrheit und Dichtung so anmuthig beschrieben hat.

Die praktische Richtung, die beide Freunde eingeschlagen hatten, bekundete sich auch in ihren Herzensverhält-

niſſen. Die intereſſante Frau von Stein und die intereſſante Gräfin Werthern in Neuheiligen waren nicht mehr die Herzensmagnete, ſondern die Demoiſellen Vulpius und Jagemann kamen jetzt und zwar als Maitresses en titre an die Reihe.

Demoiſelle Chriſtiane Vulpius, die Schweſter des Verfaſſers von „Rinaldo Rinaldini" ward 1788 nach Göthe's italieniſcher Reiſe ihm zuerſt dadurch bekannt, daß ſie ihm im Park auf Veranſtaltung des Bruders eine Supplik zu Gunſten deſſelben überreichte. Sie kam darauf mit ihrer Schweſter und Tante als „Haushälterin" zu Göthe. Sie war ſchon damals, wo ſie noch jung war, nicht hübſch, eine kleine, volle, unanſehnliche Blondine, die mit dem ſtattlichen, ſchlanken, ſchönen Göthe nicht wenig contraſtirte. Am erſten Weihnachtsfeiertage 1789, dem Geburtstage von Frau von Stein, kam ein junger Göthe, der nachher in Italien noch zwei Jahre vor dem Vater verſtorbene Auguſt von Göthe, der ſein einziger Sohn blieb, aus dieſer Verbindung zur Welt und der alte Göthe ließ ſich die Vulpia heimlich zur linken Hand antrauen. Er bat den Herzog zu Gevatter, dieſer nahm es zwar an, ſchickte aber einen Stellvertreter zur Taufe. Göthe's Mutter war mit der Schwiegertochter zufrieden, „weil ſie, wie Böttiger ſchreibt, es ſein mußte." Als er ihr die Nachricht von ihrer letzten Entbindung ſchrieb, antwortete ſie: „es ſei ihr lieb, doch wünſche ſie, daß ſie ſich dieſes Enkels auch rühmen könne." Als Göthe 1797 die Reiſe nach der Schweiz zu Meyer antrat, nahm

er die Vulpia nebſt ſeinem Sohne mit nach Frankfurt. Da bekam die Mutter ſie Beide erſt zu ſehen und betrug ſich ſehr artig gegen ſie, fand ſie auch ſehr artig und rühmte ſie. Göthe fühlte indeß das Mißverhältniß ſeiner Verbindung recht gut und kaufte deswegen in Roßla das Gut, weil auch ſein Sohn große Luſt zur Oekonomie hatte. Eine curioſe Figur ſpielte Demoiſelle Vulpia in Lauchſtädt, in den erſten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts: während Göthe und Schiller nach dem Theater in ernſten Geſprächen herumwandelten, tanzte die ſehr tanzluſtige Haushälterin des Geheimen Raths nach Herzensluſt mit den Studenten, zumal an den Sonnabendabenden, wo die Bälle in weißen leichten Kamiſölern ſtattfanden; höchſt drollig inſonderheit war, als einmal Demoiſelle Vulpia die Geſpräche der beiden Dichterheroen mit den in ächt ſächſiſchem Dialekt hervorgebrachten Klageworten unterbrach: „Ach, Herr Geheemer Rath, ich habe mein Umſchlagtuch verloren!“ Anſtandsvoll und bemeſſen erwiederte Göthe: „Nun dann wird man ein neues beſchaffen müſſen.“

Göthe hatte nach ſeiner Zurückkunft von Italien die delicioſen Freuden nicht vergeſſen können, die er in ſeinen „Römiſchen Elegien“ beſchreibt. Ueber dieſe Freuden ſchrieb zehn Jahre ſpäter Schiller an Körner Jena 20. Nov. 1797. „Dieſen Mittag überraſchte mich Göthe, der mit Meyer aus der Schweiz wieder zurück iſt. Von G. ſagte mir Meyer, er habe für ganz gewiß von ſeinen römiſchen Bekannten erfahren, G. habe ein Engagement

mit einem hübſchen römiſchen Mädchen von gemeiner Herkunft und nicht der beſten Conduite und ſoll ſie wirklich geheirathet haben. Er erzählte mir ſo viel Partikularitäten davon, daß ich kaum daran zweifeln kann. Den Eltern und einer Schweſter von ihr, mit der er auch anfangs gelebt, bezahle er eine Penſion. Das Mädchen ſoll aus der Connaiſſance der jungen Künſtler ſein, und, ich glaube, auch zum Modelle gedient haben. G. dauert mich ſehr; denn das Mädchen ſoll auch erſchrecklich ſtehlen und gar liederlich ſein. Er wäre fürchterlich dupirt." Darauf antwortete Körner unterm 1. Dec. 1797. „Ich bin durch G's Ankunft überraſcht worden. Sein letzter Brief war vom 2. September aus Genua, wo er von einer baldigen Rückreiſe ſchrieb. Seit der Zeit hatte ich nichts von ihm erfahren. Von dem, was Dir Meyer von ihm erzählt hat, hatte ich auch einiges durch die dritte Hand erfahren. Indeſſen ſcheint die Sache eine gute Wendung genommen zu haben. An die Heirath glaube ich nicht; aber ſo viel habe ich erfahren, daß er das Mädchen von Rom bis nach der Schweiz mitgenommen hat u. ſ. w." Es iſt hier wahrſcheinlich von jener Mailänderin in Rom die Rede, welche aufzugeben Göthe die Entdeckung bewog, daß ſie bereits verlobt ſei.

Frau von Stein hatte bei Göthe's Zurückkunft kaum Ausdrücke finden können, um zu bezeichnen, wie „unerquicklich und bis zur Unbeholfenheit ſteif" Göthe ſich gezeigt habe. Als das Verhältniß mit Demoiſelle Vulpius ruchbar ward, wurde ſie

krank und trat im Mai 1789 eine Reise, zur Kur, wie es scheint, nach einem rheinischen Bade an. Sie ließ Göthe einen Brief zurück, der es aussprach, was sie ihm vorzuwerfen hatte und „wie unverträglich mit der Fortdauer ihres Freundschaftsverhältnisses jedes andere sei.“ Frau von Stein hat, wie erwähnt, vor ihrem Tode sich ihre eignen an Göthe gerichteten Briefe zurückgeben lassen, und sie, wie Frau von Kalb die von Schiller, den Flammen übergeben, es ist also nicht möglich, die Sache nach ihren eignen Worten zu beurtheilen. Allerdings ist die Bemerkung Adolf Stahr's richtig: „daß eine Ungerechtigkeit darin liegt, von einem geheimsten Verhältnisse nur die eine Hälfte bloszulegen und die andere vollständig zu verhüllen,“ es handelt sich aber hier nur um eine Beurtheilung Göthe's nach seinen eigenen Briefen.

Der merkwürdige Entschuldigungsbrief, den Göthe aus Belvedere 1. Juni 1789 an Frau von Stein über seine neuen Verhältnisse schrieb und über den diese ein großes O!!! geschrieben hatte, lautete:

„Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen *) kenne, hab ich durch meine Rückkehr aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort, Herder ging hin und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas anderes im Sinne als Dich und Fritzen.“

„Was ich in Italien verlassen habe, mag ich

*) Der Sohn der Frau von Stein, später Kriegsrath in Breslau.

nicht wiederholen, Du haſt mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen."

„Leider warſt Du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung und ich geſtehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingſt, wie mich andere nahmen, für mich äußerſt empfindlich war. Ich ſah Herdern, die Herzogin verreiſen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war und mußte mir in demſelben Augenblicke hartnäckig wiederholen laſſen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nähme doch keinen Antheil an den Menſchen u. ſ. w. Und das alles eh von einem Verhältniß die Rede ſein konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint."

„Und welch ein Verhältniß iſt es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anſpruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpfe gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? ꝛc."

Sehr richtig ſchrieb Körner unterm 9. Febr. 1789 an Schiller: „Eine ſolche heroiſche Exiſtenz iſt die natürliche Folge, wenn ein großer Menſch eine Zeit lang faſt alle Art von Genüſſen außer ſich erſchöpft hat und ihm nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß ſeines eigenen Werths und ſeiner Thätigkeit."

Zu Ende des Jahres 1793 ſtarb der Oberſtallmeiſter von Stein, ſchwachſinnig und gemüthskrank, zu einer Heirath Göthe's mit der nun frei gewordenen Wittwe kam es nicht.

Die Vulpia-Verbindung rächte ſich ſchrecklich an Göthe. Schiller ſchrieb 21. Oct. 1800 in dieſer Beziehung an Körner: „Im Ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, ſo reich er noch immer an Erfindung und Ausführung iſt. Sein Gemüth iſt nicht ruhig genug, weil ihm ſeine elenden häuslichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt zu ändern, viel Verdruß erregen. „Und Körner antwortete darauf: „Man verletzt die Sitten nicht ungeſtraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden; und wie ganz anders wäre da ſeine Exiſtenz! Das andere Geſchlecht hat eine höhere Beſtimmung als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für entbehrtes häusliches Glück giebt es keinen Erſatz. Göthe ſelbſt kann das Geſchöpf nicht achten, das ſich ihm unbedingt hingab. Er kann von andern keine Achtung für ſie und die Ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn ſie gering geſchätzt wird. Solche Verhältniſſe machen den kraftvollſten Mann endlich mürbe" u. ſ. w.

Frau von Stein, die große Freundin Göthe's, war im höchſten Grade über deſſen Liaiſon mit „der kleinen Freundin," wie er ſeine Chriſtiane Vulpius zu betiteln pflegte, ungehalten: ſie nannte ſie nur „die Perſon," „ſeine Demoiſelle," „ſeine Maitreſſe." Im Jahre 1801 kam über Göthe eine ſchwere Krankheit, Göthe's zwölfjähriger Sohn Auguſt nahm ſeine Zuflucht zu Frau von Stein. Sie ſchrieb darüber an ihren Sohn: „Ich wußte nicht, daß unſer ehemaliger Freund Göthe mir noch ſo theuer wäre, daß eine ſchwere

Krankheit, an der er ſeit neun Tagen liegt, mich ſo innig angreifen würde ꝛc. Der arme Junge dauert mich, er war entſetzlich betrübt, aber er iſt ſchon gewohnt, ſein Leiden zu vertrinken; nemlich hat er in einem Club von der Claſſe ſeiner Mutter ſiebzehn Gläſer Champagnerwein getrunken und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Weine abzuhalten." Und unterm 5. April 1804 ſchrieb Frau von Stein von Göthe nach dem Beſuche der Frau von Staël in Weimar: „Ich glaube Frau von Staël hat ihm das Bedürfniß beigebracht wieder etwas gebildetere Frauen bei ſich zu ſehen, als bisher ſeine Umgebung war."

Die reizende Sängerin und Schauſpielerin Caroline Jagemann feſſelte den Herzog. Sie war die Tochter des oben genannten Raths und Bibliothekars der Herzogin Amalie und Schweſter des Malers Ferdinand Jagemann, in Mannheim bei Iffland gebildet, ſeit 1797 zurückgekehrt nach Weimar. Für ſie ſchrieb Göthe die Eugenie in der „natürlichen Tochter." „Ihre hinreißende Schönheit, berichtet Adolf Stahr in ſeinem Tagebuch aus Weimar, die Friſche und Schnellkraft ihres Geiſtes entzückten den Herzog, aber ſeine Bewerbungen wurden anfangs nicht begünſtigt. Caroline Jagemann war jung, war Künſtlerin und als ſolche von einem Ehrgeize, dem es im Angeſichte einer großen künſtleriſchen Laufbahn nichts Allzuverblendendes erſchien als Maitreſſe eines Herzogs ſich an eine kleine Stadt und Bühne zu feſſeln. Der Widerſtand erhöhte die Leidenſchaft bis zur Verzweiflung. Da, ſo wird glaubhaft erzählt, vermochten

Göthe's Ueberredung und ein eigenhändiger Brief der Herzogin Luise sie dazu eine Stellung einzunehmen, gegen welche sich auch andre Gefühle in ihr gesträubt haben mochten. Die Herzogin hatte sich durch Gesundheitsrücksichten genöthigt gesehen nach der Geburt ihres letzten Kindes (des starken Bernhard) auf ein weiteres „eheliches Zusammenleben mit ihrem Gemahl zu verzichten." „Dem. Jagemann, schreibt Fräulein von Göchhausen am 20. Sept. 1804 an Böttiger, macht, wie man sagt, eine nothwendige Reise auf einige Monate." Und den 14. Nov. darauf schreibt sie bei dem Bericht über die Festlichkeiten beim Empfang der Erbprinzessin Großfürstin Maria, der achtzehnjährigen Schwester des russischen Kaisers Alexander: „Mlle. Jagemann hat als Tanzkunst einige Worte in Schiller's Vorspiel gesprochen; ihre Stimme ist noch sehr schwach; auch wird sie wohl nicht wieder schreien. Doch kann ich mit Wahrheit sagen, daß sie mich herzlich dauert." Sie blieb beim Theater, ward aber zur Frau von Heygendorff (von einem Rittergute im Altstädt'schen, das ihr der Herzog schenkte) befördert und hatte wiederholte nothwendige Reisen zu machen.

Frau von Heygendorff war eine schöne, reizende Blondine, nicht über Mittelgröße, ihr Gesicht, namentlich das Profil, war noch in ihrem hohen Alter, als sie schon graue Locken hatte, von überraschender Schönheit. Und ihre Stimme, — „ein köstlich Ding bei Frauen" — soll, und noch mehr beim Sprechen, als beim Singen, ganz unvergleichlich schön gewesen sein. Frisch an Körper und Geist war sie dem Her-

zog wie zugeschaffen, seinem innersten Bedürfniß und Neigung entsprechend, selbst ihre Ausdrucksweise war der des Herzogs homogen. Sie war eine Dame von unleugbar großem Geist und ausgezeichneten Gaben, auch gebrauchte der Herzog fortwährend ihren Rath und besprach alle Regierungsangelegenheiten mit ihr. Sie wohnte in einem kleinen Landhause, das ihr Carl August gegenüber dem römischen Hause des Parks hatte erbauen lassen. Regelmäßig alle Abende sechs Uhr erschien er mit seiner Gesellschaft bei ihr zum Thee. Ihr Einfluß war groß und dauerte bis zum Tode des Herzogs. Aus dem Nachlasse der Frau von Wolzogen ist unter andern aufgeklärt, daß sie es war, welche bewirkte, daß Schiller's Jungfrau von Orleans früher in Leipzig und Berlin als in Weimar gegeben wurde: Carl August konnte nicht glauben, daß Schiller's Poesie die durch Voltaire's Pucelle der Lächerlichkeit Preis gegebene Heldin Frankreichs wieder adeln könne, Frau von Heygendorff wollte die Rolle nicht übernehmen, der Herzog schrieb einmal: „Dazu ist mir Caroline zu lieb.“ Frau von Heygendorff war es sogar, die den so großen Stand bei seinem fürstlichen Freunde habenden Göthe durch ihren übermächtigen Einfluß, den sie auf den Herzog ausübte, besiegte: sie war es, die Göthe zuletzt den bittern Kelch einschenkte, daß er die Theaterintendanz quittiren mußte: der „Hund des Aubry,“ dessen Aufführung Frau von Heygendorff durchsetzte, indem sie den Herzog als einen großen Thierliebhaber bei dieser schwachen

Seite zu faſſen verſtand, gab dazu den willkommenen Anlaß; Göthe hatte ſich mit Leibeskräften gegen dieſe Aufführung geſträubt, die nach ſeiner Meinung eine Entwürdigung der Schaubühne war.

Frau von Heygendorff's größte Feindin am Hofe war die Gemahlin des Erbprinzen, die ruſſiſche Großfürſtin Marie. Carl-Auguſt liebte ſeinen Erſtgebornen bei weitem nicht ſo, wie ſeinen jüngſten Sohn, den ſtarken Bernhard, am liebſten hätte er dieſem die Nachfolge verſichert und Carl Friedrich als einen nach ſeiner Anſicht zu weibiſchen und von der Mutter verzärtelten Herrn für blödſinnig erklärt. Es kam wohl vor, daß Frau von Heygendorff, im Gefühl ihrer Stärke und Ueberlegenheit, dieſe der Czaarentochter fühlen ließ. Die Erbprinzeſſin hatte einſt bei einem Spaziergang durch den Park ihre große Freude an einer ſchönen Baumparthie ausgeſprochen; als ſie bei einem ſpäteren Spaziergange wieder in dieſe Gegend des Parks kam, mußte ſie die ſchönen Bäume abgehauen finden, Frau von Heygendorff hatte den Herzog, der nichts von der Vorliebe wußte, die ſeine Schwiegertochter ausgeſprochen hatte, zu dieſem kleinlichen Triumphe beſtimmt.

Weil Carl Auguſt fürchtete, daß nach ſeinem Tode ſeiner geliebten Freundin ein übles Schickſal zu Theil werden, ſie wohl gar von dem Nachfolger verhaftet werden könne, hatte er ſeinem Adjutanten von Germar den Befehl ertheilt, auf alle Fälle und beſonders in dem Fall, daß er außerhalb Weimar ſterben ſollte, den Courier mit der Nachricht ſeines Todes eine

halbe Stunde eher an Frau von Heygendorff als an die fürſtliche Familie zu befördern. Der letztere Fall trat wirklich ein, indem Carl Auguſt auf der Rückreiſe von Berlin in dem Geſtüte Graditz bei Torgau ſtarb und dem erhaltenen Befehle ward von Seiten des Adjutanten auch buchſtäblich Folge geleiſtet. Als die fürſtliche Familie von dem Trauerfalle in Kenntniß geſetzt geſetzt wurde, hatte Frau von Heygendorff bereits ihren Wagen anſpannen laſſen und das Land verlaſſen, ſie begab ſich nach Mannheim, wo ſie ihre künſtleriſche Ausbildung dereinſt bei Iffland empfangen hatte.

Aus ihrer Verbindung mit dem Herzog ſtammten zwei Söhne und eine Tochter: von den Söhnen hat ſich einer als Rittmeiſter in königlich ſächſiſchen Dienſten im ſchleswig-holſteiniſchen Kriege ausgezeichnet, er iſt mit einer Fräulein von Könneritz, Tochter des ehemaligen Geſandten in Paris, jetzigen Oberkammerherrn und Oberhofmeiſters in Dresden und einer Gräfin Werthern vermählt; der zweite Sohn dient in der preußiſchen Armee und ſteht in Potsdam. Die Tochter der Frau von Heygendorff, von denen, die ſie gekannt haben, als ein Engel an einfacher Anmuth und herzengewinnender Liebenswürdigkeit gerühmt, war Hofdame bei ihrem Halbbruder, dem ſtarken Herzog Bernhard von Weimar im Haag und ſtarb hier in der Blüthe ihrer Jahre.

Frau von Heygendorff erlebte noch das Sturmjahr 1848, ſtarb aber kurz nachher in Dresden, wo ſie ſich zuletzt aufgehalten hatte, ſie war eine Siebzigerin geworden. Dem Vernehmen nach hat

ſie handſchriftliche Memoiren hinterlaſſen, die aber die Söhne zu publiziren nicht für paſſend gehalten haben.

Neben Frau von Heygendorff widmete der Herzog noch anderen einheimiſchen und auswärtigen Damen ſeine Huldigungen, unter andern in Leipzig, das der Meſſe halber gern beſucht ward, der Kammerräthin Crayen, einer reizenden, durch ihre Galanterien bekannten Dame, franzöſiſcher Abkunft, Gattin eines Banquiers und preußiſchen Conſuls, der ein großes Haus in Leipzig machte. Sie war eine geborne Leveau von der franzöſiſchen Colonie in Berlin, abſtammend von einem franzöſiſchen Refugié Germas, den als einen rieſenlangen Mann Friedrich Wilhelm I. einmal, als er ſeiner über den Gensdarmenmarkt in Berlin gehend anſichtig ward, mit Aufhebung des Stockes für ſeine lange Garde einzufangen bezeichnet hatte, den Rieſen rührte vor Schrecken der Schlag. Banquier Crayen ſtarb im Jahr 1803 in ſehr derangirten Vermögensumſtänden und ſeine ſchöne Wittwe verzog mit ihren Kindern 1805 nach Berlin, wo ſie erſt 1832 ſtarb; der Herzog, ihr treuer Freund, brachte ihre Söhne unter, von denen einer in weimariſchen Dienſten in Rußland, der andere in preußiſchen Dienſten als Huſarenrittmeiſter bei Verſailles fiel; es lebt nur noch eine in den achtziger Jahren geborne Tochter Victoire in Berlin, die zur Prinz Louis Ferdinand Geſellſchaft gehörte und als eine noch im Alter lebhaft animirte Dame viel von der großen Welt zu erzählen weiß. Carl Auguſt's Sohn und Nachfolger corre-

ſponsirte mit ihr und beſuchte ſie jederzeit, wenn er nach Berlin kam. In ihrem Beſitz iſt noch ein Portrait des Herzogs, das derſelbe in den neunziger Jahren ihrer Mutter geſchenkt hatte, es kam nebſt einem ſehr expreſſiven Briefe: ich ſah dieſes Portrait, wo Carl Auguſt in der Werthertracht neben ſeinem treuen Hund ſitzt, in ihrer Wohnung, wo auch Prinz Louis Ferdinand's Portrait hängt, ein Vermächtniß ihrer Couſine Pauline Wieſel. Die Correſpondenz Carl Auguſt's mit der Mutter hatte Fräulein Victoire verſprochen, nach deren Tode zu vernichten.

Als ein Curioſum verdient noch angemerkt zu werden, daß Carl Auguſt auf dem Felde der Liebe nicht nur gründliche und umfaſſende praktiſche Studien machte, er beſchäftigte ſich auch angelegentlich mit der Literatur der ars amandi und legte ſich eine bibliotheca erotica zu, die auch die ſeltenſten Bücher dieſer Gattung enthielt. Er ſchenkte ſie ſpäter ſeiner guten Freundin, der Oberhofmeiſterin der Erbprinzeſſin, Gräfin Ottilie Henckel, die ſich ſehr für das geheime Fach intereſſirte. Nach deren Tode 1840 ward der Liebesbücherſchatz der Bibliothek in Weimar einverleibt, wo derſelbe in einem beſonderen Zimmer aufgeſtellt wurde: der bekannte Wolf in Jena hat ſie bei ſeiner Geſchichte des Romans benutzt, in der die Branche der Liebesromane das beſte Theil iſt: die ſeltene Vollſtändigkeit der Carl Auguſt'ſchen Sammlung ſetzte ihn in den Stand, hier etwas Erſchöpfendes zu geben.

Neben Venus war auch immer noch wie in alter Zeit, wo Klopſtock gemacht hatte, Bacchus dem Her-

zog hold und allezeit gewärtig. Er liebte die Tafelfreuden und konnte bedeutende Quantitäten von Speiſe und Trank zu ſich nehmen. Nach der Tafel pflegte er die Verdauung dadurch zu befördern, daß er ſich auf einen Wurſtwagen, der kaum in Federn hing, mit ein paar Leidensgefährten ſetzte und fort ging es dann über Stock und Stein, was die Pferde laufen wollten. In Feld und Wald, auf den Schlöſſern des thüringiſchen Landadels, die er zuweilen beſuchte, überall war er zu Kurzweil und Schnurren aufgelegt. Er trieb ſein munteres ausgelaſſenes Weſen ſelbſt an fremden Höfen, ſelbſt am preußiſchen Hofe, wo die Diners und Soupers des ernſten und ſchweigſamen Königs Friedrich Wilhelm III. durch den ſich nicht die geringſte Gêne auflegendem Gaſt, trotzdem, daß er gern geſehen war, doch bisweilen etwas zu geräuſchvoll und lärmend wurden. Ein Zeitgenoß, der ſchleſiſche Graf Wengersky, Maltheſercomthur und erſter Kammerherr, berichtet in ſeinen handſchriftlichen Memoiren von einem inſignen Unglück, das am preußiſchen Hofe Carl Auguſt einmal durch Bacchus widerfuhr. Es war im Carneval 1801, wo die ſchöne, jugendliche Großfürſtin Helene von Rußland, Erbprinzeſſin von Mecklenburg Schwerin, die Schweſter von Carl Auguſt's nachheriger Schwiegertochter, zu Beſuch war. Der Geburtstag der Königin Luiſe war am 10. März gefeiert worden, am folgenden Tage ward der ihrer Oberhofmeiſterin Frau von Voß gefeiert. Man dinirte an kleinen Tafeln, die Heiterkeit war groß, die alte Frau

Oberhofmeiſterin, die reichlich beſchenkt worden war, war in ihrer Roſenlaune, ſie ging an ſämmtlichen Tafeln herum die alte Arie ſingend: „En Angleterre nous irons ornés de verres et de flacons etc.“, ſämmtliche Tafeln fielen im Chorus ein. Dieſer Scherz gefiel dem König, man trank ein wenig zu viel, wurde ſehr laut, der Herzog, Prinz Wilhelm von Preußen, Friedrich Wilhelm's III. jüngſter Bruder und der Herzog von Cambridge, der auch zu Beſuch war, excellirten in der Heiterkeit. Außer König und Königin begab ſich die ganze Geſellſchaft ins Theater, es wurde Iphigenie von Gluck gegeben. Die Herzoge von Weimar und Cambridge ſtellten ſich mit vielem Lärm erſt im zweiten Act ein. Erſterer ſetzte ſich hinter die Großfürſtin, legte ſich am Rücken ihres Fauteuils an und ſchlief ſofort ein. Plötzlich fährt er auf und überſchwemmt mit dem, was er nicht hatte digeriren können, die Enveloppe der Großfürſtin und die Beinkleider des Prinzen von England. Ein nicht geringer allgemeiner Schreck und Aufſtand erfolgte, die Großfürſtin warf ſofort ihre Enveloppe weg und ſetzte ſich mit der liebenswürdigſten Wohlanſtändigkeit auf einen andern Stuhl. Herr von Wolzogen, damals Kammerherr des Herzogs, Schiller's Schwager, brachte ſeinen Herrn nach Hauſe. Der engliſche Prinz verließ das Theater um ſeine Toilette zu wechſeln. Enveloppe und Stuhl der Großfürſtin wurden aus der Loge gebracht und ſo die Ruhe wiederhergeſtellt ꝛc. Am andern Tage erſchien der Herzog wieder bei Hofe zum Souper — geſetzter

wie jemals. Er hatte vorher durch eine scherzhafte Epistel, die er an die Großfürstin einschickte, seine Ehrenrestitution zu erwirken versucht.

Merkwürdig ist, wie bei all diesem spezifisch deutschburschikosen Gebahren doch auch noch die spezifisch deutsche Pedanterie an dem Herzog in gewissen Lagen haften blieb. Droysen im Leben des Feldmarschalls York erzählt davon ein starkes Factum, das in die Zeit unmittelbar vor der Jenaer Schlacht trifft. „Man hatte müßige Tage und mancher Jäger ging in die Forsten ein wenig zu jagen. Des Herzogs Jagdleute hatten ein paar Jäger ertappt, meldeten den Jagdfrevel nach Weimar; man war bei Hofe äußerst entrüstet, zeigte den Frevel bei Serenissimus an. Sofort schickte der Herzog ein höchst ungnädiges Handbillet an York, den Chef des Jägerregiments, forderte Bestrafung der Uebelthäter, befahl die Verlegung der Jäger von Buttelstädt, am Nordabhang des großen Ettersbergs nach Brambach. York strafte die Schuldigen so hart als möglich, es verletzte ihn aber tief, daß ein Fürst in so großen Momenten sich mit so kleinen Interessen beschäftigen konnte und ihn nöthigte ein paar sonst tüchtige Bursche, die schon jeden Tag auch für dieses Fürsten Herrlichkeit ihr Leben zu wagen bereit sein sollten, um einiger Hasen willen abstrafen zu müssen."

Im Jahre 1803, als die Vermählung des Erbprinzen mit der russischen Großfürstin im Werke war, ward das neue Schloß zu Weimar fertig und bezogen. Wir haben darüber einen Brief vom 4. September 1803 von Lotte Schiller an ihren Schwager Wol-

zogen, der damals mit dem Erbprinzen in Petersburg war. „Die Herzogin *), schreibt sie, ist sehr glücklich und Stark **), der sie gestern besuchte, sagte mir, sie sei ganz anders geworden an diesem Tag ***), und es wäre, als sei alles Uebel weg. Ich habe sie diese Zeit oft gesehen und schon manche Tasse Thee in den neuen Zimmern getrunken. So lange ihr Bruder Prinz Christian von Darmstadt †) hier war, gab sie oft Theegesellschaften. Ich wollte wohl Du hättest den Einzug mit feiern helfen, da Du so thätig beim Ganzen warst. Es war ein evénement, das uns alle interessirte. Es ist wirklich sehr schön in den Zimmern und alles Alte ist jetzt verschwunden, da die Meubles die Harmonie hineingebracht haben. Das Audienzzimmer ist noch nicht fertig. Die Sonntage verbringen sie im Orange-Zimmer und Pappel-Zimmer. Im Orange-Zimmer stellen wir uns gar nicht geputzt vor, weil die Farben zu schön sind. Da ist Niemand schön, als der Mohr, der sieht wirklich süperb aus und sticht so schön ab. Bei allem Prächtigen aber ist es einem doch behaglich darin, weil der

*) Luise von Darmstadt.

**) Der bekannte Cryptokatholik, Oberhofprediger in Darmstadt.

***) Der Geburtstag des Herzogs 3. Septemper 1803, war der Tag des Einzugs.

†) Ein Spezial Carl August's, ein wegen seiner scharfen Zunge gefürchteter Herr. Siehe hessische Hofgeschichte S. 419.

Raum zu überſehen iſt, und die kleine Anzahl der jetzigen Societät iſt gerade hinreichend die Zimmer zu füllen."

„In ihren Wohnzimmern hat die Herzogin embarras des richesses, denn alles iſt ihr zu gut, und ſie hat gewiß manche Sorge mehr, um ihre ſchönen Meubles rein zu erhalten, wir andern würden es mit mehr Leichtſinn genießen, glaub ich. Die Prinzeſſin *) iſt ſehr glücklich in ihrer Wohnung, auch die Hofdamen."

„Als den erſten Tag im Schloſſe gegeſſen wurde, wobei die Herzogin ſehr munter war, führte der Herzog ſie nach dem Eſſen im ganzen Schloß herum, und ſo auch in die Küche, da kam eine alte garſtige Scheuerfrau heraus und war ſo entzückt, daß ſie den Herzog küßte. Kurz, es war ein wahres Feſt an dieſem Tage. Der alte Schmidt **) ergoß ſeine Entzückungen in das Wochenblatt in einem Gedicht, die Bürger brachten Ständchens, in allen Gaſſen wurde getanzt. Die Arbeiter bekamen jede Claſſe einen Ball; am ſchönſten aber war der Himmel, denn ſo ſchön wie der Mond über dem langen Gebäude an dieſem Abend, über den Bäumen im Stern hervorkam, habe ich lange nichts geſehen."

Die Heirath des Erbprinzen Carl Friedrich

*) Die ſpätere Erbprinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin, die vor dem Vater ſtarb.

**) Der Kammerpräſident.

mit der Großfürstin brachte eine große Revolution: unter andern wurden die Geheimen Räthe Excellenzen. „Sie können, schreibt Fräulein von Göchhausen unterm 20. Sept. 1804, kaum einen Begriff haben von dem Glanz, der uns neuerlich umgiebt. Der Herzog ist mit drei russischen ganz von Juwelen strahlenden Orden geziert. Meine gute Fürstin strahlt nicht weniger; ihr Orden ist eben so prächtig, vorzüglich schön ist der Stern aus Brillanten geformt; auch wurden kostbare Gegengeschenke an Dosen und Ringen in strahlenden Steinen verehrt; überhaupt reden wir jetzt von Gold, Silber und Edelsteinen wie sonst von Quarz, Gneis und Glimmer. Die wilden Völker, die noch mehr dergleichen bringen sollen, werden in diesen Tagen erwartet. Man sagt, die neuen Excellenzen, H. G. R. v. Göthe und Voigt, beschäftigen ihre Muse mit Erfindung neuer Feste zum Empfange des jungen Paares." Und am 14. November 1804 schreibt sie: „Der Einzug am 9. war prächtig durch die unglaubliche Volksmenge, die in geordneten Scharen zu Pferde und zu Fuß festlich entgegenwollten. Acht der schönsten Pferde zogen der Großfürstin Wagen, Musik erfüllte die Luft und alle Herzen schlugen. Beim Aussteigen wurde sie mehr getragen, als daß sie gehen konnte und oben an der Treppe des Schlosses empfing sie Segen und Liebe in unsern beiden Fürstinnen. Nach einiger Ruhe führte man sie an der Hand ihres Gemahls auf den Balkon des Schlosses. Sie grüßte mit der ihr nur einzig eignen natürlichen Grazie ꝛc. Bei dem unglaublichen Zuströmen des

Volks, ſowohl aus dem Lande als von Fremden, erſchien Alles ruhig und würdig; ich möchte es die frohe Theilnahme eines gebildeten Volks nennen. Jubel und Muſik war Abends in allen Straßen und öffentlichen Häuſern und noch jetzt hat der Stadthauswirth täglich über 100 Couverts. Alle Gaſthöfe ſind voll. Am Montag kam die Großfürſtin zum erſtenmal ins Theater. Sie können ſich den klatſchenden Jubel kaum denken. Ein Vorſpiel von Schiller wurde gegeben. Die Muſenkünſte begrüßen die Gekommene ꝛc. Das Ganze war wirklich ſchön und herzlich. Hierauf folgte Mithridat ꝛc. Die Götter haben uns einen Engel herniedergeſandt. Ein Engel an Geiſt, Güte und Liebenswürdigkeit iſt dieſe Prinzeſſin; auch habe ich noch nie in Weimar einen ſolchen Einklang aus allen Herzen über alle Zungen ergehen hören, als ſeit ſie der Gegenſtand aller Geſpräche geworden iſt. Sie thut wirklich Wunder; auch unſer Vater Wieland iſt begeiſtert und macht wieder Verſe. Er hat den jungen Stadtmädchen eine allerliebſte Anrede an die Prinzeſſin gemacht."

„An unſerer neuen Prinzeſſin," ſchreibt Schiller in gleichem Enthuſiasmus unterm 20. Novbr. 1804 an Körner, „haben wir in der That eine unſchätzbare Acquiſition gemacht. Sie iſt äußerſt liebenswürdig und weiß dabei mit dem verbindlichſten Weſen eine Dignität zu paaren, welche alle Vertraulichkeit entfernt. Die Repräſentation als Fürſtin verſteht ſie meiſterlich, und es war wirklich zu bewundern, wie ſie gleich in der erſten Stunde nach ihrer Ankunft,

wo ihr die fürstlichen Diener bei Hofe vorgestellt wurden, sich gegen Jeden zu benehmen wußte. Sie hat sehr schöne Talente im Zeichnen und in der Musik, hat Lectüre und zeigt einen sehr gesetzten, auf ernste Dinge gerichteten Geist, bei aller Fröhlichkeit der Jugend. Ihr Gesicht ist anziehend, ohne schön zu sein, aber ihr Wuchs ist bezaubernd. Das Deutsche spricht sie mit Schwierigkeit, versteht es aber, wenn man mit ihr spricht und liest es ohne Mühe. Auch ist es ihr Ernst, es zu lernen. Sie scheint einen sehr festen Charakter zu haben und da sie das Gute und Rechte will, so können wir hoffen, daß sie es durchsetzen wird. Schlechte Menschen, leere Schwätzer und Schwadronirer möchten schwerlich bei ihr aufkommen. Ich bin nun sehr erwartend, wie sie sich hier ihre Existenz einrichten und wohin sie ihre Thätigkeit richten wird. Gebe der Himmel, daß sie etwas für die Künste thun möge, die sich hier, besonders die Musik, gar schlecht befinden. Auch hat sie es nicht verhehlt, daß sie unsere Kapelle schlecht gefunden."

„Wolzogen hat mir von der regierenden Kaiserin einen sehr kostbaren Ring mitgebracht; ich hatte von dieser Seite her gar nichts erwartet; sie hat aber viel Geschmack an dem Carlos gefunden und er hat ihr in meinem Namen ein Exemplar überreicht."

Die Species der Liebenswürdigkeit der Prinzessin beleuchtet der Adjutant des Fürsten Barclay de Tolly, General von Rennenkampf in einem Briefe aus Breslau vom 1. August 1814 an den Minister Stein: „Die Großfürstin ist aber wirk-

lich so außerordentlich liebenswürdig in ihrer kindlichen Einfalt, daß ich jedesmal, wenn ich sie nach Jahren wiedersehe, immer mehr von ihr entzückt und erbaulich gerührt werde. Jetzt hatten wir lange von dem vortrefflichen Character des Kaisers (Alexander) gesprochen, plötzlich fragte sie mich ganz bewegt: „Haben Sie unsern Kaiser auch recht lieb?"

Unterm 13. Dec. 1804 schreibt Fräulein von Göchhausen: „Meine gute Herzogin lebt nur in ihrer holden Enkelin, die sie mit kindlicher Zärtlichkeit liebt und auf einem zwanglosen, zutraulichen Fuße mit ihr lebt. Alle Wochen, zuweilen einigemal in der Woche schreibt sie ihr Vormittag: „Chère grandmama, si Vous le permettez, mon mari et moi viendrons ce soir souper avec vous." Dann kommen sie, wie gute Eheleute, allein oder eine oder zwei Personen ihrer Coda mit ihnen. Sie weiß alsdann durch hundert Artigkeiten ihr den Abend froh und heiter zu machen. So will es die gute Großmama und das hat sie ihr bald abgemerkt. Wieland ist oft bei diesen kleinen Festen, dann spricht die Großfürstin deutsch wie ein Engel." Im folgenden Jahre heißt es unterm 4. Nov.: „Sie würden diesen kleinen Fleck der Erde kaum wieder erkennen, so rührig, lebendig und reich an Ereignissen mancherlei Art ist es seit einiger Zeit. Der Zufluß von Fremden ist so groß, daß ich glaube, dies ist die Veranlassung, daß zwei der angesehensten hiesigen Damen sich entschlossen — einen Gasthof anzulegen. Die Gräfin v. H. (?Henckel) und die Frau v. E. (?Egloffstein),

die Mutter, haben das große Hauptmann'sche Haus an der neuen Straße gekauft. Das soll ein brillanter Gasthof werden und Hôtel de Russie genannt werden."

Am 6. Nov. 1805 kam der Kaiser Alexander nach Weimar zum Besuch zu seiner Schwester. Die Gleichhausen berichtet darüber am 7. an Böttiger: „Von vier Uhr in der Nacht, wo unser Herzog nevaus von Berlin kam, war Alles in Bewegung. Um zehn Uhr versammelte man sich; alle Damen des Hofs und der Stadt in Glanz und Galla, so gut es gehen wollte. Der Herzog ritt dem Kaiser entgegen, traf ihn aber schon eine Viertelstunde vor der Stadt. Der Kaiser ließ sich ein Pferd geben und ritt zur großen Freude der in Unzahl versammelten Gaffer mit dem Herzog in die Stadt. Nach den ersten Begrüßungen eilte er zu seiner Schwester, die ihren Ausgang noch nicht gehalten hat. Nur der Herzog und sein Dienst begleiteten ihn. Da die Großfürstin ihm bis in das äußerste Vorzimmer entgegenflog, waren diese Zeugen des ersten Wiedersehens und kein Auge blieb trocken. Nach einiger Zeit kam der Kaiser wieder zurück und der Hof und die bedeutendsten Fremden wurden ihm vorgestellt. Den Mittag aß ein Theil des Hofs und einige Fremde an zwei Tafeln. Der Kaiser führte meine Herzogin zur Tafel und sprach sehr viel, beinahe ununterbrochen, mit ihr und seiner Schwester. Nach der Tafel begleitete man die Großfürstin in ihre Zimmer und nach einer kurzen Unterhaltung begab man sich nach Hause, oder ins Thea-

ter, wo Wallenſtein's Lager und Scherz und Ernſt gegeben wurden. Abends machte der Kaiſer einen Beſuch bei meiner Herzogin. Im Theater war er nicht.“ Nach der Abreiſe ſchrieb die Fräulein am 19. Nov. 1805: „Nächſt dem Andenken im Herzen an den liebenswürdigen Kaiſer hinterließ er auch blitzende Andenken in edeln Steinen. Sogar alle Hofdamen, worunter meine Wenigkeit ſich auch befindet, erhielten reiche Geſchenke an blitzenden Halsbändern, Kämmen, Gürtelſchnallen. Der Kaiſer — le Comte du Nord — ſchickte Viſitenkarten an die Damen vom erſten Range und auch an Wieland*). Zu meiner Herzogin kam er zweimal perſönlich und ließ ſich's nicht nehmen, auszuſteigen. Künftigen Donnerſtag kommt das erſte preußiſche Regiment hier an; bald wird es wie in Wallenſtein's Lager hier ausſehen. Unſer Ländchen fühlt die ſchützende Nachbarſchaft ſchwer. Die aufzubringenden Getraidelieferungen und die ins Land kommenden 6—8000 Mann laſſen uns ängſtliche Blicke in die Zukunft thun.“

Bei der preußiſchen Einquartierung, mit der Weimar belegt und bei der auch Göthe's Haus nicht verſchont ward, ereignete ſich eine heitere Scene in einem Weinhaus, wo ein alter, dickbäuchiger Major zu andern Offizieren bei der Beſprechung ihrer allerſeitigen Wohnungen die Aeußerung hingab: „Ich ſtehe bei einem gewiſſen Gothe oder Göthe oder

*) Alle Geheime Räthe und alle Hofdamen erhielten ſolche Karten.

weiß der Teufel, wie der Kerl heißt." Die Offiziere machten ihm nun mit Emphase vorstellig, das sei der berühmte Göthe, wo er stehe. Der alte dickbäuchige Herr erwiederte darauf: „Kann sein, ja, ja, nu, nu, das kann wohl sein, ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er scheint mir Mucken im Kopfe zu haben."

Das Gewitter des preußisch-französischen Kriegs entlud sich in dem furchtbaren Schlage der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt. Am 4. Oct. kamen der König und die Königin von Preußen auf dem Wege nach Erfurt durch Weimar. Der regierende Herzog war den Tag vorher dahin gegangen: er befand sich bei dem preußischen Heere, das sein Oheim, der Herzog von Braunschweig, commandirte. Dieser entsandte ihn auf einen Streifzug an den Main, um die Festung Königshofen zu nehmen auf der Mainstraße, auf der man die Franzosen heranziehend glaubte. „Der schöne Coup" eines „Isolan," wie Braunschweig ihn genannt hatte, gelang völlig, die Festung war unbesetzt, es war ein Streich in die Luft gewesen. Sehr bald kam Befehl zum Rückzug, der Herzog von Weimar rückte von Arnstadt auf Erfurt: hier erfuhr er die Schreckenskunde von Auerstädt und Jena. Er ging dann noch mit Blücher bis Havelberg, hier legte er sein Commando nieder, um in sein Land zurückzukehren.

Die Herzogin-Mutter Amalie, die Schwester des bei Auerstädt auf den Tod verwundeten Herzogs von Braunschweig war am 14., dem Schlachttage, Vormittags nach Cassel, die Großfürstin nach

Gnade geflohen. In Weimar blieb nur die regierende Herzogin Luiſe zurück. Die gefürchteten Chaſſeurs trafen ſchon am Schlachttage ein, Abends ſechs Uhr. In der Nacht brach Feuer in der Nähe vom Schloß aus. Die Stadt ward von den Franzoſen drei Tage lang geplündert, manche Familie verlor beinahe Alles. Der alte ſiebzigjährige Rath Kraus, Director der Zeichnungsakademie, ein Frankfurter, ſtarb, perſönlich mißhandelt, vierzehn Tage nachher. Zwölf bis funfzehn Häuſer erhielten Sauvegarden, darunter namentlich Wieland und Göthe. In das letzteren Hauſe wohnte Marſchall Augereau und der berühmte Denon, Director der kaiſerlichen Muſeen, eine alte Bekanntſchaft Göthe's von Venedig her, zwei Tage. Augereau tituliste Frau Vulpia als ebenbürtige Gemahlin des Geheimen Raths, und Dorow berichtet, daß Göthe einen Hoſenknopf des Marſchalls ſeiner Münzſammlung einverleibt habe. In Bezug auf Denon ſchrieb Göthe am 23. Oct. an Knebel: „Es muß erſt ein Gewitter vorüberziehen, wenn ein Regenbogen erſcheinen ſoll. Denon war äußerſt munter und artig.“

Am 24. Octbr. ſchrieb Frau von Stein an ihren Sohn in Schleſien: „Lieber Fritz! Den 14. bis 15. ſind wir von Wohlſtand, Ruhe und Glück geſchieden. Das mächtige Schickſal, das die Länder verheert, hat auch dies verſchlungen. Ich bin ausgeplündert, wie die meiſten Einwohner von Weimar. All mein Silber, Alles von Werth, alle meine Kleider ſind geraubt, mehrere Tage habe ich nichts zu

essen gehabt. Meine Thüren und Fenster, alle meine Schränke sind zerschlagen. Das Schloß wurde endlich durch Ankunft des Prinzen Murat (in der Nacht des 14.) vor der Plünderung gerettet; doch dauerte in der Stadt die Plünderung noch zwei Tage fort, als sogar der Kaiser schon angekommen war (am 15. Nachmittags; am 17. eilte er weiter). Ich ging endlich am Arme eines französischen Offiziers, den ich festhielt und mit meinem Hausmädchen, das mir treu geblieben war, aus meiner Wohnung.*) Die Schiller hat wenig verloren, Göthe gar nichts, er hat den Augereau bei sich gehabt ꝛc." „Aus den fürstlichen Ställen, berichtet Fräulein Göchhausen am 3. Nov. 1806, sind alle Pferde und die meisten Wagen mit fort und die ganze Familie — die Herzogin Amalie war schon am 20. Oct. wieder eingetroffen — fährt wechselsweise mit zwei Pferdchen, die wir zufällig noch mit auf der Reise hatten. Wieland und Göthen ist's gut gegangen. Außer einem Theil meiner Wäsche habe ich wenig verloren, weil das Haus meiner Herzogin bald eine Sauvegarde erhielt." Fernow, Bibliothekar der Herzogin Amalie, berichtet unterm 6. Nov. an Böttiger: „Das Palais hat gar nicht gelitten. Die Sauvegarden, oder wie man sie wohl nennen könnte, die Saufgarden und die Einquartierung haben den Keller der Herzogin-Mutter brav mitgenommen, auch Einsie-

*) Wahrscheinlich nach dem Schlosse, wo viele Flüchtlinge sich um die standhafte Herzogin Luise versammelten

bel hat von ſeiner ſchönen Sammlung alter Weine nicht die Probe wieder gefunden, ſonſt hat er nichts verloren. In Tieffurt iſt es deſto ärger hergegangen; in dem dortigen Wohnhauſe der Herzogin iſt Alles geplündert und zerſchlagen. Der alte Gore und ſeine Tochter hatten ſich ins Schloß geflüchtet; in ihrem Hauſe iſt alles zerſtört. Unſerm famöſen Romanfabrikanten (Vulpius) iſt es ſcharf ans Leben, ja ſogar ans — gegangen; Letzteres iſt, wie ſich verſteht, nicht auf ihn, ſondern auf ſeine Frau zu beziehen. Aber wenn es ſchrecklich iſt dergleichen zu melden, ſo iſt es eine Wonne, ihn die Scene erzählen zu hören; ich habe dieſen Genuß ſchon einigemal gehabt. In jenen Momenten iſt die Gebärmutter ſeines Geiſtes, aus der ſchon ſo viele Räuber und Ungeheuer hervorgegangen ſind, gewiß auf's Neue zu einem Dutzend ähnlicher Schöpfungen geſchwängert worden, die in den nächſten Meſſen wahrſcheinlich wie junge Ferkel herumgrunzen werden. Alle Einwohner der bedrängten Stadt Weimar müſſen jetzt die Wachen beziehen und patrouilliren. Einer der Egloffſtein's iſt Bürgergeneral pro tempore. Falk macht ſeit etwa vierzehn Tagen den Tlumatſch (Dolmetſch) bei dem hier angeſtellten franzöſiſchen Commandanten."

„Es trägt, fügt Fernow in einem ſpäteren Briefe hinzu, der friedfertige Satyriker jetzt einen großen Säbel an der Seite, eine dreifarbige Cocarde und ein gewaltiges Dreieck auf dem Kopfe, wie ein leibhafter Himmelsſturm."

Der Eindruck, den die Cataſtrophe von Jena

machte, muß schrecklich gewesen sein, da sogar Göthe, ein Mann, der so leicht nicht aus der Fassung zu bringen war, dadurch überwältiget wurde. Er glaubte, die Welt gehe aus ihren Fugen und verzagte an Allem. Er vollzog damals in der Sacristei der Schloßkirche, am ersten Sonntag nach der Schlacht bei Jena, am 19. Oct., in seinem achtundfunfzigsten Lebensjahre, die kirchliche Trauung mit seiner vor siebzehn Jahren sich angeeigneten, vierzigjährigen Haushälterin, der Demoiselle Christiane Vulpius, die geraume Zeit nicht sein Haus betreten hatte, von Augereau aber schon als Madame de Göthe anerkannt worden war und nun auf einmal höchst unerwartet noch legitime Hausgenossin ward. Als solche hat sie noch zehn Jahre bis 1816 gelebt, aber recht wohl gefühlt, daß sie nicht an ihrem Platze sei: sie äußerte wiederholt in ihrem sehr gutmüthigen Vertrauen, aber in ihrem sehr üblen, ordinairen sächsischen Dialekte: „Seit ich den Geheemen Rath geheirathet habe, habe ich keene Stunde Ruhe gehabt.“ *)

*) Nach ihrem Tode wollte sich der alte Herr noch einmal vermählen mit Ulrike, einer der drei schönen Töchter der in den böhmischen Bädern kennen gelernten Frau Amalie von Levetzow, gebornen von Bröfigke aus der Mark Brandenburg, die nachher 1843 Gemahlin des 1834 entlassenen östreichischen Finanzministers, des schon sechsundsechzigjährigen Grafen Klebelsberg wurde — es kam aber nicht dazu, es kam nur zu dem Gedicht: „Die Trilogie der Leidenschaft,“ man sagt, der Großherzog habe es nicht haben wollen. Ulrike, die älteste und schönste der

Göthe gestand damals 1806 noch den Mittheilungen seines Freundes Riemer, daß es ihm in der allgemeinen Auflösung aller Verhältnisse Bedürfniß geworden sei, „einen Anhalt in der Familie" zu gewinnen.

Als Napoleon in Weimar erschien, schienen allerdings Göthe's Befürchtungen in Erfüllung zu gehen. Der Herzog befand sich noch bei dem geschlagenen preußischen Heere, er vermied es mit Napoleon persönlich zusammenzutreffen: er war dem Corsen von Herzen Feind und blieb es unverändert auch in dessen höchster Glückszeit noch im Geheimen. Es sollte sich aber jetzt bewahrheiten, was Göthe lange vorausgesehen hatte, daß „aus der Kriegsluft, die dem Herzog wie eine Art Krätze unter der Haut sitze" dem Lande schwere Leiden und Drangsale erwachsen würden: die dreitägige Plünderung Weimar's war die Strafe für die herzogliche Krätze.

Die Herzogin Luise empfing den Sieger, der Mittwochs am 15. October im Schlosse zu Weimar schlafen sollte, nachdem er in der Nacht vor dem Schlachttage bei Jena auf den Höhen des Landgrafen-

---

drei Schwestern, lebt noch bei ihrer Mutter auf deren Gute Treibitz bei Lowositz in Böhmen unvermählt. Die zweite Tochter Amalie war mit dem Bruder des preußischen Kriegsministers von Rauch, Platzmajor in Potsdam vermählt und ist gestorben; die jüngste Tochter Bertha lebt noch als die Frau eines ungarischen Offiziers Barons Madok.

bergs bivouacquirt hatte, an der Treppe des Schloſſes. Napoleon redete ſie mit den Worten an: „Qui êtes vous, Madame?“ — „Je vous plains, j'écraserai votre mari. Qu'on me fasse dîner dans mes appartements.“ Erſt über Nacht legten ſich die brauſenden Zorneswellen im Herzen des allgewaltigen Imperators. Die guten Geiſter des weimariſchen Schloſſes ſchienen ihn beſchwichtigt zu haben, wahrſcheinlicher wirkte dazu die Ueberlegung der Verwandtſchaft des Herzogs mit dem Imperator des Nordens. Er erklärte der Herzogin am andern Morgen: „A cause de vous Madame, je pardonne votre mari, ce fou, qui croit me faire la guerre. C'est un mauvais sujet!“ Von der Herzogin ſelbſt aber rühmte er anerkennend gegen ſeine Umgebung: „Voilà une femme à laquelle nos deux cent canons n'ont pas pu faire peur.“

Napoleon verweilte zwei Nächte in Weimar, am 17. October, Freitags, brach er nach Berlin auf. Ein Vierteljahr ſpäter am 29. Decemb. 1806 ſchrieb Einſiedel wieder an Böttiger: „Jetzt erfreun wir uns des Friedens und laſſen die Vergangenheiten im Hintergrunde ruhen. Auch die gewohnten Wintervergöglichkeiten haben wieder begonnen. Seit dem Weihnachtsfeſte iſt das Theater wieder eröffnet worden.“

Erſt 1808 beim Erfurter Congreſſe nahm Napoleon Notiz von Göthe, obgleich er denſelben aus ſeinen Schriften recht wohl kannte, den Werther hatte er, natürlich in der franzöſiſchen Ueberſetzung, ſieben mal geleſen und führte ihn mit ſich in der Feld-

bibliothek, die er nach Egypten mitnahm. Am 2. Oct. 1808 früh elf Uhr hatte Göthe die merkwürdige Audienz bei Napoleon, wo dieſer eine volle Stunde ſich mit ihm unterhielt (während Könige und Fürſten oft Mühe hatten, nur auf Minuten vorzukommen), wo Napoleon jedesmal, wenn er ſich über etwas ausgeſprochen hatte, fragte: „qu'en dit Monsieur Goet?" und wo der Mann des Jahrhunderts nach Monsieur Goet's Abtritt in die Worte gegen Berthier ausbrach: „C'est un homme." Göthe ſeinerſeits war aufs lebhafteſte bewegt, der Inhalt der Audienz war aber lange Zeit, ſelbſt von ſeinem fürſtlichen Freunde nicht herauszufragen. Gewiß iſt nur ſo viel, daß, wie erſt ganz neuerlich durch die Memoiren des Kanzlers Müller bekannt geworden iſt, Napoleon mit Göthe über ſeinen Werther ſprach, wobei er an einzelnen Stellen die Vermiſchung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenſchaftlichen Liebe tadelte, daß er dann aufs Trauerſpiel überging, welches er die Lehrſchule der Könige und Völker nannte, Göthe aufforderte den Tod Cäſars zu ſchreiben, großartiger als es Voltaire gethan, und daß er ihn deshalb nach Paris einlud, wo es größere Weltanſchauung gebe. Das Intereſſanteſte war ſchon früher bekannt, daß in dieſer Audienz Göthe von dem Imperator aufs großartigſte über das Schickſal belehrt wurde: er ſagte ihm unter dem entſchiedenſten Tadel der Schickſalstragödien: „Sie haben einer dunkleren Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schickſal? Die Politik iſt das Schickſal." Darauf

erklärte Göthe als „homme" Napoleon's noch 1813 in Dresden auf der Flucht nach Böhmen gegen Arndt und Körner: „Schüttelt nur eure Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen!" Als sie bei Leipzig zerbrochen wurden, flüchtete er sich in das Chinesische, seinen Sohn hatte er mit Anwendung der ganzen väterlichen Macht zurückgehalten, ein Freiheitsheld zu werden. Der kleine Weimarer Magistrat schickte dem großen Dichter nach der Leipziger Schlacht zwölf Mann Cosacken zur Einquartirung. Damals schrieb Göthe an Knebel: „Ich habe die Deutschen noch nie verbunden gesehen, als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist."

An den Festlichkeiten der Tage des Congresses zu Erfurt 1808 nahm auch Weimar seinen Antheil und es berichtet darüber der Kanzler Friedrich von Müller in seinen neuerlich erschienenen Memoiren:

„Napoleon hatte gewünscht, dem Kaiser Alexander das Schlachtfeld von Jena zu zeigen; dazu sollte eine große Jagd am Ettersberge und auf den Bergen gegen Jena hin dienen. Am 6. Oct. war der Weg von Erfurt nach dem Ettersberg von früh an mit unzähligen Wagen, Reitern und Fußgängern bedeckt. Es war der schönste, klarste Herbsttag, kein Wölkchen am ganzen Himmel. In der Nacht vorher waren mehrere hundert Hirsche und Rehe aus dem Ettersburger Walde gegen einen großen freien Rasenplatz zusammengetrieben und umzäunt worden. In der

Mitte dieſes freien Platzes hatte man einen ungeheuren Jagdpavillon errichtet, 450 Schritte lang und 50 Schritte breit, mit drei Abtheilungen, wovon die mittlere für die beiden Kaiſer und die Könige beſtimmt war. Der Pavillon ruhte auf mit Blumen und Zweigen umſchmückten Säulen. Dicht dabei ſah man große freiſtehende Balkons, von denen bequem das Ganze überſchaut werden konnte. Ringsumher liefen Buden und Zelte mit Erfriſchungen. An der Waldgrenze hin gruppirten ſich um große Feuer zur Bereitung von warmen Speiſen und Getränken eine Unzahl von Landleuten, die das Zuſammentreiben des Wildes die ganze Nacht hindurch ermüdet hatte. Dazwiſchen ertönten muntere Jagdhörner und Geſänge."

„Die Monarchen, an der Landesgrenze von dem Herzog und der ganzen Jägerei zu Pferde empfangen, langten mit ihrem Gefolge unter dem Schalle der Jagdfanfaren um ein Uhr Mittags an. Nun wurde in einzelnen Abtheilungen das Wild aus dem umzäunten Walde heraus und ſo getrieben, daß es am großen Pavillon in Schußweite vorüber mußte. Napoleon ergötzte ſich ungemein an dieſem Schauſpiel und ſchien überhaupt ſehr vergnügt."

„Um vier Uhr endigte die Jagd. Es war fünf Uhr als die Monarchen unter dem Geläute aller Glocken in Weimar einzogen. Eine Stunde darauf ging es zur kaiſerlichen Tafel. Unfern davon war in einer großen Galerie die Marſchallstafel von mehr als 150 Perſonen bereitet. Wir waren kaum zur Hälfte des Diners gekommen, als gemeldet wurde, daß die Mo-

narchen im Begriff ſeien, ſich von ihrer Tafel zu erheben. Nun ſtrömte Alles dahin. Napoleon liebte bekanntlich ſehr raſch zu ſpeiſen, doch hatte er ſich dabei ſehr lebhaft mit ſeiner Nachbarin, der Herzogin von Weimar unterhalten. Nach kurzer Pauſe fuhr man in das Theater, wohin der Wagen der beiden Kaiſer von weimariſchen Huſaren eskortirt wurde. Vor dem Schloſſe ſtand ein ſechzig Fuß hoher Obelisk, geſchmackvoll erleuchtet, auf deſſen Spitze eine helle Flamme loderte. Das ganze Schloß und ſeine Umgebungen, ſo wie alle Straßen bis zum Schauſpielhauſe waren illuminirt. Die franzöſiſchen Schauſpieler, die Napoleon aus Artigkeit gegen die Herzogin nach Weimar geſendet hatte, führten „la mort de César" von Voltaire auf. Unbeſchreiblich war der Eindruck bei der Stelle am Schluſſe des erſten Acts, wo Cäſar (Talma) zu Antonius ſagt:

„Sur l'univers soumis regnons sans violence."

„Gleich nach dem Schluſſe des Theaters begann der feſtliche Hofball im großen Saale des Schloſſes. Dieſer war reich geſchmückt, am reichſten durch die große Zahl Juwelen-ſtrahlender Fürſtinnen und anderer ausgezeichneter Damen. Alles aber überſtrahlte die edle hohe Geſtalt des Kaiſers Alexander, der, wie der gute Genius des Feſtes, durch ſein liebenswürdiges Benehmen alle Zuſchauer bezauberte. Napoleon trug die einfache Uniform ſeiner Garde-Jäger. Er bemühte ſich jeder Dame, die in ſeine Nähe kam, ſeine Aufmerkſamkeit zu bezeigen; doch gelang es ihm nicht ſonderlich, ja manche ſeiner Fragen und Aeußerungen

konnten ſchroff und wenig freundlich erſcheinen. Eine einzige Dame machte Ausnahme hiervon; als er hörte daß ſie von Erfurt ſei, ſagte er ihr: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es in Erfurt ſo ſchöne Frauen gäbe. Aber ſind Sie denn auch eine geborne Erfurterin? — „Nein Sire, ich bin zu Stettin geboren!“ — „Alſo Preußin?“ — „Ja, Sire, und Preußin von Herz und Seele“ — „Gut, man muß ſeinem Vaterlande anhängen“ — womit er ſich mit einem verbindlichen Gruße entfernte. Die Dame war Frau von der Recke, Gemahlin des Erfurter Präſidenten v. d. R., der dieſe Stelle ſchon unter preußiſcher Herrſchaft bekleidet hatte. Auf dieſem Balle war es, wo Napoleon ſich Wieland im Wagen holen und vorſtellen ließ. *) Erſt um ein Uhr zog er ſich zurück.“

Am andern Morgen 7. Oct. fand die zweite große Jagd zu Ehren der Monarchen ſtatt und zwar zwiſchen Apolda und Jena auf dem Plateau des Landgrafen-Berges, wo man in das ganze Saalthal bei Jena hineinblickt und wo Napoleon in der Nacht vor der Schlacht von Jena bivouacquirt hatte. Hier war ein Tempel mit Säulen errichtet, mit einer Inſchrift im Fronton; vor dem Tempel zwei Altäre. Am Fuße des Berges waren Zelte aufgeſchlagen, in deren größtem die Kaiſer und Könige, in den übrigen die andern Fürſten frühſtückten. Auch an dieſem Morgen

*) Die Unterhaltung dauerte zwei Stunden über Voltaire und Cäſar. Als der Greis nicht länger zu ſtehen vermochte und um ſeine Erledigung bat, entließ ihn Napoleon mit den Worten: „Allez donc, bon soir.“

war das Fest von dem herrlichsten Wetter begünstigt und von einer unzähligen Menge Zuschauer umwogt."

„Gegen Mittag, nach beendigter Jagd, ritten beide Kaiser nach Weimar zurück und fuhren von da alsobald wieder nach Erfurt."

„Hatte die Aufführung des César immerhin etwas seltsam Ominöses gehabt, so mußte es auf diejenigen, die persönlich diesen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erschütternden Eindruck machen, als sie erfuhren, wie wenig gefehlt hatte, daß diese Aufführung wirklich zum größten Trauerspiel der neueren Weltgeschichte geworden wäre. Es hatte sich nämlich eine kleine Anzahl verwegener preußischer Offiziere, das Unglück und den trostlosen Zustand ihres Vaterlands tief empfindend und vom glühenden Haß gegen dessen Unterdrücker erfüllt, verschworen, den Kaiser Napoleon bei seinem Heraustreten aus dem Theater zu erschießen. Sie hatten die Localität aufs Genaueste erkundigt, Voranstalten zu ihrer eiligen Flucht nach vollbrachter That getroffen und sich zum größten Theil in Weimar unbemerkt versammelt, als noch im letzten Moment einer der Mitverschworenen ausblieb. Sei es, daß dieser Umstand die Uebrigen abschreckte, oder daß sie Reue empfanden, genug das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Gräuel das Gelingen so grausiger That unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen." *)

*) Nach dem Berichte Adolf Stahr's in seinem Tagebuche von Weimar und Jena hatten sich die Offiziere im

Bereits ein Jahr vor dem Erfurter Congreſſe, am 10. April 1807, war, ſiebenundſechzig Jahre alt, die verwittwete Herzogin Amalie geſtorben und noch in demſelben Jahre folgte ihr ihre treue Freundin Fräulein von Göchhauſen, mit deren Geſellſchaft ſie noch den Abend ihres Lebens ſich verſchönt hatte. Thusnelda ſtarb noch in ihrem wohnlichen, mit ſchönen Meubeln behaglichſt ausgeſtatteten Manſardſtübchen im Palais, das ſie ſo ungern verließ, das man aber dem alten weiſen Fräulein gekündiget hatte. Sieben Jahre ſpäter ſtarb der Liebling Amaliens, Wieland, über deſſen Tod der preußiſche Geſandte, Graf Geßler in Dresden, unterm 12. März 1813 an Frau von Wolzogen ſehr richtig ſchrieb: „Wieland's Tod hat mich gefreut. Sein ganzes Daſein war fröhlich, wenn er es auch nicht immer war. Es iſt ihm nie übel gegangen. Alles, was er geſchrieben hat, iſt heiter. Es wird einem wohl, wenn man ihn lieſt; wie wohl muß er ſich gefühlt haben, als er dichtete. Ich weiß keinen, deſſen Herbſt ſo glücklich geweſen wäre. Vor dem eigentlichen ſtrengen Winter hat ihn ſein guter Genius bewahrt."

Napoleon hatte bereits im Poſener Frieden mit

Gehölze des Wehicht mit Feuerwaffen poſtirt gehalten und nur der Umſtand, daß ein preußiſcher Prinz — man glaubt Prinz Wilhelm, Bruder des Königs — neben Napoleon geſeſſen oder an ſeiner Seite neben dem Wagen hergeritten, habe die Verſchwornen abgehalten, ihre Mordgewehre auf den Kaiſer abzufeuern.

dem Kurfürsten von Sachsen, dem Herzoge dem Rheinbund mit den übrigen Fürsten des ernestinischen Hauses beizutreten verstattet. Sie stellten seitdem ein Contingent von 2,800 Mann, wovon 800 auf Weimar gelegt waren, Gotha stellte 1100, Coburg 400, Meiningen 300, Hildburghausen 200. Sieben Jahre darauf schaffte „das Schicksal," die Politik, den Rheinbund ab. Den Wiener Congreß besuchte Carl August damals, siebenundfunfzig Jahre alt, persönlich. General Nostitz schildert ihn in seinem Tagebuche über die Notabilitäten, die damals sich zusammenfanden, mit den Worten:

„Der alte Herzog von Weimar lebt so burschikos fort, wie er es immer getrieben. Die Welt gefällt ihm und er ist ihr immer durch Lebenslust verbunden, wenn auch die Jahre seine Beweglichkeit schwächen." Carl August trat nun als erster Großherzog von Weimar 1815 zum deutschen Bund. 1825 feierte er sein funfzigjähriges Regierungsjubiläum und seine goldne Hochzeit.

6. Die letzten Tage Carl August's und sein Tod nach dem Bericht Humboldt's. Schlußurtheil Göthe's über ihn. Tod Göthe's und der Herzogin Luise. Die Familie des Großherzogs.

Am 26. Mai 1827 hatte sich die älteste Tochter des Erbprinzen, Marie mit dem Prinzen Carl von Preußen, Sohn des regierenden Königs Friedrich Wilhelm III. vermählt. Im Frühjahr darauf reiste Carl August nach Berlin zum Besuch seiner Enkelin. Auf der Rückreise starb er auf dem Gestüt zu Gradiz bei

Morgen, 14. Juni 1828, 71 Jahre alt. Er ward beigesetzt in der Fürstengruft auf dem Friedhofe der Jacobskirche zu Weimar, wo er am 17. November 1827 Schiller's sterbliche Ueberreste hatte beisetzen lassen und wo später auch Göthe begraben ward *).

Die letzten Tage vor seinem Tode hatte Carl August in fast beständiger Gesellschaft Alexander's von Humboldt verlebt und dieser hat einige der letzten Züge aufgefaßt, in denen sich die Natur dieses in vieler Beziehung merkwürdigen Fürsten abspiegelt, der sich bei großer körperlicher Schwäche bis zum Tode in einer wunderbaren Lebendigkeit des Geistes erhielt. Der Brief, den Humboldt nach Weimar, an den Biographen Carl August's, den Kanzler von Müller schrieb, steht im dritten Band der Gespräche Göthe's mit Eckermann. Es heißt unter andern:

„In Potsdam saß ich mehrere Stunden allein mit dem Großherzog auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. Er war heiter, aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über

*) Göthe ward aber nicht wie die Leichen der Fürstlichkeiten durch die Rotunde in die Gruft herniedergesenkt, das schien den Hofleuten zu viel der Ehre, der Sarg des schweren großen Mannes ward mühseligst eine kleine Treppe hinunter ins Grabgewölbe gebracht: er mußte, um den Transport den Trägern möglich zu machen, in die Höhe gestürzt werden.

Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig, und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit mild und freundlich um Verzeihung bittend: „Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!“

„Auf einmal ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freieren Geistesregungen. „Dazu sind es unwahre Bursche, rief er aus, die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! — Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.“

„Bald legte sich sein Zorn und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. „Das ist eine menschenfreundliche Lehre, sagte er; aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultra's!“

Bei Gelegenheit dieses Humboldt'schen Briefs gab Göthe sein Schlußurtheil über Carl August: „Der Großherzog war ein geborner großer Mensch. Er hatte für Alles Sinn und für Alles

Intereſſe. Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam; aber ſchon damals zeigten ſeine Keime und Knoſpen, was einſt der Baum ſein würde. Er ſchloß ſich bald auf das Innigſte an mich an und nahm an Allem, was ich trieb, gründlichen Antheil. Daß ich faſt zehn Jahre älter war, als er, kam unſerm Verhältniß zu Gute. Er ſaß ganze Abende bei mir in tiefen Geſprächen über Gegenſtände der Kunſt und Natur und was ſonſt allerlei Gutes vorkam. Wir ſaßen oft tief in die Nacht hinein und es war nicht ſelten, daß wir neben einander auf meinem Sopha einſchliefen. Funfzig Jahre lang haben wir es miteinander fortgetrieben ꝛc. Es giebt viele Fürſten, die fähig ſind, über Alles ſehr geſchickt mitzureden; aber ſie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Und es iſt kein Wunder, wenn man die entſetzlichen Zerſtreuungen und Zerſtückelungen bedenkt, die das Hofleben mit ſich führt und denen ein junger Fürſt ausgeſetzt iſt. Von Allem ſoll er Notiz nehmen. Er ſoll ein Bißchen Das kennen und ein Bißchen Das und dann ein Bißchen Das und wieder ein Bißchen Das. Dabei kann ſich aber nichts ſetzen und nichts Wurzel ſchlagen, und es gehört der Fonds einer gewaltigen Natur dazu, um bei ſolchen Anforderungen nicht in Rauch aufzugehen."

„Der Großherzog war ein Menſch aus dem Ganzen und es kam bei ihm Alles aus einer einzigen großen Quelle. Und wie das Ganze gut war, ſo war das Einzelne gut, er mochte thun und treiben

was er wollte. Uebrigens kamen ihm zur Führung des Regiments besonders drei Dinge zu Statten. Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und Jeden an seinen Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann hatte er noch Etwas, was eben so viel war, wo nicht noch mehr: Er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt ein wenig an sich selber. Edlen Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe. Wer aber geliebt ist, hat leicht regieren."

„Und drittens: Er war größer, als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte bessere, in sich selber. Fremde Zuflüsterungen glitten in ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürstliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienst zurücksetzte und empfohlne Lumpe in Schutz nahm. Er sah überall selber, urtheilte selber, und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis. Dabei war er schweigsamer Natur und seinen Worten folgte die Handlung."

„Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung. Er fuhr nie anders als auf seiner alten unansehnlichen Droschke, die kaum

in den Federn hing, auf die Jagd, seine Lieblingshunde nebenher, er selbst im abgetragenen grauen Mantel und Militärmütze. Er liebte das Reisen, doch war es nicht sowohl, um sich zu amüsiren und zu zerstreuen, als um überall die Augen und Ohren offen zu haben und auf allerlei Gutes und Nützliches zu achten, das er in seinem Lande einführen könnte. Ackerbau, Viehzucht und Industrie sind ihm auf diese Weise unendlich viel schuldig geworden. Er suchte nicht die Gunst des Volks und that den Leuten keineswegs schön, aber das Volk liebte ihn, weil es fühlte, daß er ein Herz für sie habe."

Jenem oben vorgekommenen Jugendportrait gegenüber hängt, gleich beim Eintritt in die Bibliothek zu Weimar, so daß es unmittelbar in den Blick des Besuchers fällt, ein lebensgroßes Portrait von Carl August aus seinen letzten Lebensjahren, wo er ganz bedeutend stark geworden war, in ganzer Figur. Es ist von Jagemann gemalt, dem Bruder seiner Geliebten, als Bild von geringem Kunstwerthe, aber unschätzbar als einziges lebensgroßes Portrait des „gebornen großen Menschen," des „Menschen aus dem Ganzen." „Es macht, sagt Adolf Stahr, den Eindruck großer auf sich ruhender Behaglichkeit. Der Herzog ist in einer offenen Landschaft seines Parks dargestellt, wie Jemand, der im Gehen plötzlich still hält und sich zur Seite wendet. Die linke Hand ruht auf einem Felsen, die rechte steckt in der Brustöffnung des kurzen grünen mit Schnüren besetzten Rocks. Er trägt ein graues Beinkleid. Sporenstiefeln mit gelben

Stulpen, eine weiße Weste mit gelben Knöpfen und weißes Halstuch. Man sieht diesem Lieblingsanzuge des alten Fürsten an, daß Engländer das Vorbild dazu geliefert haben. Es ist eine untersetzte Gestalt von jenem embonpoint, dem gesunde Männer gewöhnlich anheimfallen, wenn das Mannesalter zum Greisenalter übergeht. Er mag gegen sechzig Jahre alt sein. Das Gesicht ist breit, die Nase in der Mitte etwas eingefallen und stark nach der Spitze, dabei dem Lippen nahe, weil die Oberlippe kurz ist. Die Stirn ist hoch, von blonden, bereits ins Graue übergehenden Haaren beschattet. Die blauen Augen sind hell und scharf, wie eines Falken und sehen fest unter den zusammengezogenen Brauen hervor. Der Gesammtausdruck des Kopfes ist kraftvolle Energie, durchdringendes Forschen und große Güte. Trotz der stumpfen Farben ist der Kopf doch das Beste an dem Bilde und sehr getroffen. Die übrigen Theile sind offenbar zu starknochig und die ganze Gestalt zu ramassirt. Der alte Fürst hatte keine Geduld zum Sitzen und ließ seinen Leibkutscher in seinen Kleidern dem Werke als Modell dienen."

Göthe überlebte seinen herzoglichen Freund noch fünf Jahre. Er war aber zuletzt ein rechter alter, eiskalter und auch eiszapfensteifer Göthe geworden. Als solcher erwies er sich nicht bloß auswärts, sondern auch in seinem eignen Hause. Kurz nach den Befreiungskriegen traf er mit russischen Officieren, Liefländern, in Wiesbaden an der table d'hôte zusammen: diese brachten ihm den Toast aus: „Sie sollen

leben, Herr Profeſſor!" Göthe, der ganz einfach gekleidet war, entfernte ſich und erſchien nach kurzer Pauſe wieder mit dem Stern des ruſſiſchen St. Annen-Ordens auf der Bruſt. Die Officiere gaben ihm nun die Excellenz und baten ihn um Entſchuldigung: die Geſundheit habe nicht ihm, ſondern ſeinen unſterblichen Werken gegolten. Die weimariſche Excellenz verharrte in ſtolzem Schweigen. Im Jahre 1826 ſprach der bairiſche Ritter von Lang bei Göthe ein und berichtet darüber alſo: „Ein langer, alter, eiskalter, ſteifer Reichstagsſyndicus trat mir entgegen in einem Schlafrock, winkte mir, wie der ſteinerne Gaſt, mich niederzuſetzen, blieb tonlos nach allen Seiten, die ich anſchlagen wollte, ſtimmte bei Allem, was ich ihm von dem Streben des Kronprinzen von Baiern ſagte und brach dann in die Worte aus: „Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem Ansbacher Bezirk eine Brandverſicherungsanſtalt haben?" Lang ging darauf ein, darauf meinte Göthe: „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz abbrennen laſſen." Als Lang ſich explicirt, ſagte „der alte Fauſt," nachdem er Alles mit angehört: „Ich danke Ihnen! Wie ſtark iſt denn die Menſchenzahl in ſo einem Rezatkreis bei Ihnen?" — Auf Lang's Erwiederung: „Etwas über 500,000 Seelen (mehr als das Doppelte des ganzen Großherzogthums Weimar) meinte der alte Fauſt weiter:" „So, ſo, hm, hm, das iſt ſchon etwas!" Lang aber ſchloß die ſeelenloſe Entrevue mit den heitern Worten: „Jetzt, da ich die Ehre habe, bei

Ihnen zu sein, ist dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfohlen." Darauf gab ihm Göthe die Hand zum Abschied, dankte für die Ehre des Besuchs und geleitete Lang bis zur Thüre. „Es war mir, meinte der witzige Ritter, als wenn ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte!"

Drei Jahre vor seinem Tode überschickte Frau von Wolzogen, Schiller's hochgeliebte Schwägerin, an Göthe ihr Leben von Schiller. Wahrscheinlich war es dieses Leben, über welches Göthe folgenden merkwürdigen Brief an Frau von Wolzogen gelangen ließ:

Weimar, 29. September 1829.

„Das mir geneigteſt anvertraute Manuſcript liegt ſchon einige Tage neben mir, ich habe hineingeſehen und mache dabei eine Erfahrung, von der man ſich in jüngern Jahren nichts träumen läßt; ich finde ganz unmöglich, es durchzuleſen und werd' es Ihnen leider ohne Weiteres zurückſchicken müſſen. Durch dieſe Empfindungen werd' ich nun aufmerkſamer auf das, was mir ſchon einige Zeit begegnet, daß ich nämlich in's längſt Vergangene nicht zurückſchauen mag. Mit dem abgedruckten Briefwechſel geht es mir eben ſo, er macht mir eher eine traurige Empfindung, die, wenn ich ſie mir verdeutlichen will, ſich ohngefähr dahin auflöſt, daß in hohen Jahren, wo man mit der Zeit ſo haushältig umgehen muß, man über ſich und Andere wegen vergeúdeter Tage höchſt ärgerlich wird. Jenes Manuſcript laß ich daher noch

kurze Zeit bei mir liegen, theile Meyer'n obige Bemerkung mit und läßt sich das Gefühl durch Reflexion nicht beschwichtigen, so erhalten Sie die Hefte ungesäumt zurück, mit höchst dringender Bitte um Verzeihung eines unerwarteten Seelenereignisses, dessen ich nicht Herr werden kann."

„Behalten Sie, verehrte Freundin, mir ein unschätzbares Wohlwollen und setzen Sie Ihre aufmunternde Theilnahme an demjenigen fort, was ich allenfalls noch anbieten und überliefern könnte."

„Mich angelegentlichst empfehlend, treu angehörig

J. W. v. Göthe."

Einen höchst drolligen Gegensatz gegen die steife Devotion, die der alte Göthe in allen amtlichen Sachen gegen seinen fürstlichen Freund sich zur Richtschnur gemacht hatte und unabänderlich festhielt, gemäß den aus Italien ihm einst geschriebenen Worten: „Hier bin ich, mache aus Deinem Knechte, was Du willst" und allerdings von einer, großen Herren gegenüber, ganz richtigen Vorsicht geleitet, machte des Herzogs eben so unabänderlich bis an das Ende seiner Tage beibehaltene burschikose Weise. Als der alte Göthe einst allerunterthänigst devotest um einen Urlaub nach Jena auf nur wenige Tage gebeten hatte, schrieb Carl August an den Rand der Eingabe: „Kneife aus!"

Die bis an ihr Lebensende formenstrenge Gemahlin des Großherzogs, Luise von Darmstadt, überlebte ihren Gemahl nur noch um zwanzig Monate. Sie starb 1830, am 14. Februar, dreiundsiebzig Jahre

alt. Drei Jahre vorher war ihre funfzigjährige Freundin, Frau von Stein, die dereinſtige Freundin Göthe's, dreiundachtzig Jahre alt, geſchieden, bei der ſie faſt täglich mit wenig Begleiterinnen den Abend zuzubringen, im Sommer unter den Orangenbäumen ihrer Wohnung den Thee zu nehmen gewohnt geweſen war. 1828 war ihr Oberhofmeiſter Einſiedel, achtundſiebzigjährig, abberufen worden.

Außer ſeinem Nachfolger, Carl Friedrich, hinterließ Carl Auguſt nur noch einen Prinzen, den durch ſeinen Namen und ſeine herculiſche Geſtalt an den Helden des dreißigjährigen Kriegs erinnernden Prinzen Bernhard, geboren 1792. Er war der Liebling des Vaters und der Zögling des liebenswürdigen Rühle von Lilienſtern, ſpätern preußiſchen Generals und Chefs des großen Generalſtabs. Er befand ſich, erſt im funfzehnten Jahre ſtehend, 1806 beim preußiſchen Heere, bei dem Fürſten von Hohenlohe: er frühſtückte mit ihm vor der Schlacht bei Jena in Capellendorf und ſein ſilbernes Dejeuner ward nachher eine Beute der Franzoſen. Prinz Bernhard ging ſpäter in niederländiſche Dienſte und lebte als niederländiſcher Generallieutenant theils in Gent und im Haag, theils auf Reiſen. Er wurde ohnlängſt, um ſeinen derangirten Vermögensverhältniſſen aufzuhelfen, Militair-Gouverneur, Obercommandant des oſtindiſchen Heers in Batavia, von wo er bereits in den Haag zurückgekehrt iſt. Seine Gemahlin iſt ſeit 1816 Ida von Meiningen, Schweſter der verſtorbenen Königin Adelheid von England, Gemahlin Wil-

liam's IV. Professor Gans aus Berlin sah diese Fürstlichkeiten in Neapel und beschreibt in einem Briefe an Varnhagen vom 22. September 1836 das Zusammentreffen mit ihnen: „Die Fahrt nach Pompeji und der Aufenthalt daselbst ist mir in doppelter Hinsicht interessant gewesen, weil ich beides in Gesellschaft einer sehr liebenswürdigen prinzlichen Familie machte, der des Herzogs Bernhard von Weimar. Der Herzog hatte mich Sonnabend auf dem Münzcabinete, das ihm aus besonderer Gunst geöffnet wurde, kennen gelernt, und mich auf den Montag nach Pompeji eingeladen. Dort gab er in den großen Thermen ein vortreffliches Frühstück; es wurden Ausgrabungen für ihn veranstaltet ꝛc., zuletzt machte ich noch mit dem Herzog eine Promenade um die Mauern von Pompeji ꝛc. Abends wurde ich in der Vittoria zum Diner eingeladen, bei welchem der Herzog und seine Frau in der liebenswürdigsten Einfachheit erschienen. Der Herzog Bernhard ist ein Mann von herkulischer Gestalt, eine wahre Reiterstatue und ein Abbild jenes Vorbildes aus dem dreißigjährigen Kriege, an das er sichtlich erinnert. Er hat Geist, Kenntniß und, sein ganzes Leben darauf hingewiesen, etwas aus sich selber zu machen, erzählt er gern von seiner Carrière, von seinen holländischen Verhältnissen, von seinen Schicksalen überhaupt. Er scheint Bürgerlichkeit allen prinzlichen Gesellschaften vorzuziehen. Die Frau ist eben so einfach, auf Kunstanschauung versessen."

Eine Tochter Carl August's, mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt,

war ſchon vor dem Vater 1816 geſtorben, die Prinzeſſin Caroline, die Freundin einer andern Caroline, der enthuſiaſtiſchen Freundin Schiller's Caroline von Wolzogen, die mit Emphaſe ſpricht: „von dieſem edlen Weſen, geboren, um alles Schöne und Große ſich als die ihm beſtimmte Sphäre anzueignen, der Schülerin Herder's, in deren klarem, blauen Auge ſich alle Geſtalten des Lebens rein abſpiegelten, dieſer holden Erſcheinung, die ſo früh der Welt entſchwand, aber in jedem Herzen, das ſie zu faſſen vermochte, ein unaustilgbares, rührendes Andenken zurückgelaſſen hat, und immer friſch erhalten wird."

7. Hof-, Civil- und Militairetat und diplomatisches Corps in Weimar unter der Vormünderin Amalie, der Herzogin-Mutter, im Jahre 1767 und später unter Carl August.

I. Hofetat:

1. Als Oberhofmarschall und Chef aller Hofämter stand 1767 an der Spitze: Friedrich Hartmann von Witzleben, aus einem alten thüringischen Geschlechte, dessen Stammschloß im Thüringer Waldgebirge in Schwarzburg-Rudolstadt liegt.

2. Die zweite Hofcharge bekleidete die Oberhofmeisterin der Herzogin-Mutter: Frau von Schlotheim, geborne von Rüxleben.

Folgten:

3. Der Hofmarschall. Diese Stelle bekleidete Herr von Schardt, der Vater der Frau von Stein, der großen und lange Zeit einzigen Freundin Göthe's.

4. Der Oberkämmerer: Herr von Göchhausen, einer von der Familie der einflußreichen Hofdame der Herzogin-Mutter.

5. Der Oberstallmeister. Diese Stelle versah der Oberhofmeister von Witzleben. Später

erhielt ſie Baron von Stein, der Gemahl der Freundin Göthe's: er ſtarb 1793.

Noch gehörten zu den oberen Hofchargen:

6. 7. Die beiden Landjägermeiſter von Staff und von Trohff in Weimar und

8. der Landjägermeiſter von Wurmb in Eiſenach.

Unter jenen weimariſchen Landjägermeiſtern fungirte noch ein Oberforſtmeiſter von Staff und unter dem eiſenachiſchen Landjägermeiſter ein Oberforſtmeiſter von Arnswald.

Im Jahre 1783 kam als Geheimer Rath und Oberjägermeiſter aus badniſchen Dienſten ein Herr von Ziegeſar.

1806 fungirten:

ein Landjägermeiſter,
drei Oberforſtmeiſter und
ein Forſtmeiſter.

Der ganze Hofſtaat beſtand in dieſem Jahre der Auflöſung des deutſchen Reichs aus folgendem Perſonale:

1. Dienſt beim Herzog.

An der Spitze:

Der Hofmarſchall: Baron Wolfgang Gottlob Chriſtoph von Egloffſtein, aus einem fränkiſchen Geſchlechte, Gemahl der obenerwähnten liebenswürdigen Dame, welcher Göthe das Lied ſtiftete: „Da droben auf jenem Berge" und Vater der beiden ſchönen Hofdamen;

dreizehn Kammerherren,

funfzehn Kammer-, Hof- und Jagdjunker, fünf Pagen mit zehn Lehrern.

Der Stallmeister: Major von Seebach beim Husarencorps mit noch zwei Stallmeistern und gegen 50 Stallbedienten.

4 Kammerdiener.

Ein Leibjäger.

3 Jagd-, 4 Kammer-, 21 Hoflaquais.

2 Heyducken.

2 Laufer.

2 Mohren: François l'Eveillé und Domain la Fortune.

In der Küche: 22 Personen, dabei auch ein französischer Mundkoch.

In der Kapelle: 36 Personen.

2. Dienst bei der regierenden Herzogin Luise:

Oberhofmeisterin: Maria Henriette, verwittwete von Wedel, geborne Freiin von Wöllwarth.

3 Hofdamen:

Adelaide } von Walbner.
Isabelle }

Fräulein von Riedesel.

3. Dienst beim Erbprinzen und bei der Erbprinzessin Großfürstin:

Oberhofmeister: Geheimer Rath Baron Wilhelm Ernst Friedrich von Wolzogen, Schiller's Schwager, aus einer 1628 während des dreißigjährigen Kriegs aus Oestreich nach Bai-

reuth und Thüringen eingewanderten Protestantenfamilie, gest. 1809 zu Wiesbaden.

Oberhofmeisterin: Gräfin Ottilie Henckel von Donnersmark, die oben mit ihren Personalien aufgeführte Großmutter Ottilie's von Pogwisch, der Schwiegertochter Göthe's.

Ein Kammerherr.

3 Hofdamen.

4. Dienst bei der Herzogin-Mutter Amalie:

Oberhofmeister: Der mit seinen Personalien oben vorgekommene Friedrich Hildebrand von Einsiedel.

2 Hofdamen:

Luise von Göchhausen und
Baronesse Stein.

II. Civilstat:

1. Das oberste Collegium bildete das Geheime Consilium oder das Conseil schlechtweg. Es war die Oberbehörde für beide Fürstenthümer Weimar und Eisenach. In ihm saßen unter der Vormünderin-Regentin Amalie 1767:

1. Der Präsident der Regierung zu Weimar: Kanzler von Greiner.

2. Der Geheime Rath Jacob Friedrich Freiherr von Fritsch, einer von der Leipziger Buchhändler-Familie des berühmten kursächsischen Ministers Thomas Fritsch, der den Hubertsburger Frieden mit Herzberg mit abschloß.

3. Der Geheime Assistenzrath Carl Schmidt, gestorben 1784, sechzig Jahre alt.

4. Der Legationsrath und Geheime Referendar Johann Christoph Schmidt, der später nach Göthe 1788 Kammerpräsident wurde.

Göthe trat im Jahre 1775 gleich bei seinem Eintreffen in Weimar als Fünfter ins Conseil, zuerst als Legationsrath mit 1200 Thaler Gehalt, welcher später auf 1800 Thaler erhöht wurde. Im Jahre 1779 ward er Geheimer Rath, 1782 Kammerpräsident, in demselben Jahre geadelt und 1804 Excellenz.

Im Jahre 1806 bildeten folgende Fünf das Conseil:

1. An der Spitze Göthe.

2. Der Kammerpräsident Schmidt.

3. Der Geheime Rath Christian Gottlieb von Voigt. Schiller nennt diesen einflußreichen Mann in einem Briefe vom 12. August 1787 an Körner: „einen ganz trefflichen Mann, einen der angenehmsten Geschäftsmänner, von großen und kleinen Geistern geschätzt, mit den Besten liirt und ein Orakel für den Herzog."

4. Der Oberhofmeister des Erbprinzen und der Erbprinzessin-Großfürstin: Baron Wolzogen.

5. Der Geheime Assistenzrath Thon.

Neben dem Conseil bestanden 1767 noch folgende Behörden:

1) Für Weimar:

2. Die Regierung unter dem genannten Kanzler von Greiner. Ihm folgte von Koppen-

fels und noch später fungirte: Friedrich von Müller, der Biograph Carl August's, dessen Memoiren neuerlich bruchstückweise erschienen sind.

3. Die Kammer unter dem alten Präsidenten von Kalb, aus der alten thüringischen Familie Kalb auf Kalbsrieth. Ihm folgte kurz nach Carl August's Regierungsantritt sein Sohn, der jüngere Kalb und als dieser 1782 entlassen wurde, Göthe. Nach Göthe's Rückkunft aus Italien 1788 erhielt der Geheime Rath Johann Christoph Schmidt den Kammerpräsidentenposten.

4. Das Oberconsistorium unter dem Präsidenten von Hendrich. Ihm folgte von Lyncker, der sich neben seinen geistlichen Amtsgeschäften auch mit weltlichen befaßte: er excellirte auf dem Liebhabertheater der Herzogin-Mutter Amalie in französischen Stücken.
Vicepräsident ward 1789: der berühmte Herder.

5. Das Hofgericht zu Jena unter dem alten Baron von Wolzogen, Geheimen Rath und Consistorialpräsidenten zu Altenburg.

2) Für Eisenach:

6. Die Regierung unter dem Kanzler Göckel, der zugleich Obersteuerdirector war. Ihm folgte: der Geheime Rath Johann Ludwig von Bechtolsheim, dessen Haus, wie oben erwähnt, durch seine Gemahlin Gräfin Keller eines der glänzendsten in der weimarischen Welt war.

7. Die Kammer unter Baron Reinhaben,

einem von der ſchleſiſchen Familie des Premierminiſters unter Herzog Ernſt Auguſt.

Die eiſenachiſche Kammer ward ſpäter mit der weimariſchen vereinigt.

8. Das Oberconſiſtorium unter von Rath. Ihm folgte der Kanzler von Bechtolsheim.

III. Armeeetat:

Weimar hielt ein Landregiment und eine Garde du corps. An der Spitze ſtand 1767 als „commandirender General" ein von Burgsdorf. 1806 iſt die oberſte Charge: ein Obriſt von Rothmaler. Aufgeführt werden: ein Scharfſchützencorps, ein Huſarencorps und ein Infanteriecorps zu Jena.

IV. Diplomatiſches Corps im Jahre 1767 und 1805, dem Jahre vor Auflöſung des deutſchen Reichs.

1. In Wien fungirte 1767 Geheimer Rath von Rehboom und als Agent und Legationsſecretair der Hofrath von Rehboom. Beide waren zugleich von Gotha accreditirt. 1805 war nur ein Agent: Geh. Leg. Rath J. Andreas Merck accreditirt.

2. In Regensburg ſtanden 1767: Graf Heinrich von Bünau, ein Sohn des Geſchichtſchreibers der Deutſchen, als Geſandter, ebenfalls auch für Gotha und ein Leg. Secr. Erneſti. 1805 fungirte der ehemalige Gouverneur Carl Auguſt's, der preußiſche Geſandte Graf Euſtach Görtz.

3. In Wetzlar fungirten 1805 zwei Agenten beim Reichskammergericht.
4. In Dresden: 1767 Opponius, 1805 Hofrath Richter, beide als Agenten.
5. In Leipzig 1767: Andreä, Agent.
6. In Frankfurt am Main 1767: Hofrath Steitz als Reſident, 1805 derſelbe und Rieſe als Reſidenten.
7. In Augsburg 1767: Commiſſ. Rath Gutmann, Agent.
8. In Strasburg 1767: Hofrath Gangolf, Reſident.
9. In Nürnberg 1805: Leg. Rath Thon, Agent bei der Kreisverſammlung.
10. In Hamburg 1805: 2 Agenten.
11. Im Haag 1767 von der Kop, Procurator beim Hofe zu Holland, Agent, 1805: derſelbe.
12. In Amſterdam 1805: Hofagent von Jäger.
13. In London 1767: Hofrath Pfeiffer.
14. In Petersburg 1805: Geheimer Rath Baron Wolzogen als außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter.
15. In Rom 1805: Abt Rocatani, Agent.
16. In Florenz 1805: Cambiagi, Agent.

Der Hof

Carl Friedrich's.

1828—1853.

Carl Friedrich
1828—1853.

Carl Friedrich war, wie schon oben beiläufig erwähnt worden ist, der Liebling seiner Mutter, Luise von Darmstadt, die ihn nach des Vaters Ansicht allzusehr verzärtelte und weibisch machte; deshalb zog Carl August seinen jüngsten Sohn, den starken Bernhard, welcher ganz nach seinem Sinne war, ihm vor und hätte diesem Jüngsten gar zu gern die Nachfolge verschafft.

Carl Friedrich, geboren 1783, hatte seine erste Jugend verlebt in der glücklichsten Zeit Weimars, wo Göthe und Schiller auf ihrem Lebensgipfel standen und wo die mächtigen Wogenschläge, die von dem revolutionirten Frankreich herüberschlugen, auch in Deutschland alle Gemüther aufregten. Es findet sich nicht, daß die außerordentlichen äußeren Begebenheiten auf Carl Friedrich's innere Entwickelung großen Einfluß ausgeübt hätten: sein Horizont war von Jugend auf klein, Mährchen waren seine Lieblingslectüre: er hat sie bis an sein Lebensende vorzugs-

[redacted]

egte er oft hintereinander

emahlin, die ruſſiſche
Dame zwar nicht groß
größten Manieren: ſie
Prinzeſſinnen, mit der
ter, die badniſche Prin=
künſte berühmt, ſie er=
och wie eine Frau nicht
illé ſank ſie freilich wie
e Tochter hatte etwas
ſie ſchon unter Carl
ordene kleine Hof wurde,
geworden war, glän=
die an den Petersburger
nte Großfürſtin ſorgte,
verſorgt, für eine mög=
Die Geburtsfeſte der
ſt bei Vermählung des
hard's mit der Tochter
rg, wurden mit wahr=
, die Großherzogin er=
tenſchmuck, der Millionen
lingsſchweſter Alexan=
ſo lieb, daß er ſogar
die ſie eine Zeitlang ge=
in ſeinem Teſtament hatte
ferlich glänzenden Legaten
Großherzogin, der dritte
Tag für Weimar: an

demſelben fanden ſich die Cavaliere von nah und fern zur Cour ein, das kleine Weimar war dann in allen Gaſthäuſern überfüllt, die Großherzogin, leider in ihrem ſpäteren Alter mit Schwerhörigkeit heimgeſucht, machte die Honneurs auf die liebenswürdigſte und verbindlichſte Weiſe. Zu der Schwerhörigkeit der Großherzogin kam leider der für die Converſation mit ihr noch weit ſtärker erſchwerende Umſtand, daß ſie ſehr leiſe ſprach und diejenigen, an deren Stimme ſie nicht gewöhnt war, ſehr ſchwer verſtand; trotz öfterer Wiederholung der Worte von beiden Seiten war ſehr oft keine Verſtändigung herbeizuführen. Der Hof hatte mehrere ausgezeichnet ſchöne, liebenswürdige, intereſſante und piquante Damen: unter den ſchönſten glänzte Jenny von Pappenheim, die für eine Tochter König Jerôme's von Weſtphalen galt, ihm frappant ähnlich war und nachher mit Herrn von Guſtedt, Landrath in Roſenberg bei Marienwerder in Preußen ſich vermählte, und zwei Fräulein von Spiegel, Töchter der ſchönen Hofmarſchallin, von denen Pauline an Herrn von Helldorf und Melanie, die ſchönere Schweſter, nach Stuttgart an den dortigen Hofmarſchall Baron Seckendorf ſich verheirathet hat.

Die Regierung blieb in den Händen der alten Miniſter Carl Auguſt's: das Regierungs- und Juſtizdepartement, eingeſchloſſen die auswärtigen und Hausangelegenheiten, beſorgte Freiherr von Fritſch, die Finanzen und die Hofhaltungsſachen Freiherr von Gersdorf, ein lebhafter, ziemlich unabhängig

gebahrender und sehr gebildeter Herr: von letzterer Eigenschaft ist der Beweis, daß er den Philoktet übersetzt hat und von ersterer, daß er zum öfteren den Fürstlichkeiten widerspruch und auf seiner Meinung bestand. Er hatte sich mit der schönen Mutter der schönen Fräulein von Pappenheim, einer gebornen Gräfin Waldner aus dem Elsaß vermählt, trotzdem, daß diese ihm selbst die Vorstellung gemacht hatte, daß keine Dame am westphälischen Hofe dem Verdacht habe entgehen können, dem König sehr nahe gestanden zu haben; gerade ihr Widerspruch reizte Herrn von Gersdorf und er heirathete sie; als später Graf Keller nach Weimar kam und gegen Frau von Gersdorf wegen ihrer Cassseler Abentheuer sprach, forderte er ihn vor die Klinge. Sie gebar ihm eine Tochter, die 1842 sich mit dem Hofmarschall und Adjutant Graf Friedrich Beust vermählt hat. Der Hauptmacher in den Geschäften in Weimar war unter Carl Friedrich der Geheime Rath Dr. Schweitzer. Göthe hatte noch bis zu seinem Tode 1832 die Oberaufsicht über alle unmittelbare Anstalten für Wissenschaften und Kunst.

Das eigentliche Heft der Regierung führte in den fünfundzwanzig Regierierungsjahren Carl Friedrich's seine kluge Gemahlin. Da der Großherzog, trotz seiner Gemüthsblödigkeit doch aufs Regiment sehr eifersüchtig war, wußte die Großherzogin auf die feinste Weise es zu verbergen, daß sie es eigentlich sei, welche „regierende" Großherzogin sei in der That und in der Wahrheit; niemand weniger als

Carl Friedrich hat ihre ſanfte Herrſchaft gefühlt. Wenn Carl Friedrich ins Conſeil ging, pflegte Marie gewöhnlich vorher mit ihm im vertraulichen Geſpräch über die Dinge zu ſprechen, die zum Vortrag kommen würden und über die ſie durch die Miniſter, namentlich durch das bürgerliche Factotum gar wohl unterrichtet war. Es traf ſich dann, daß Carl Friedrich, wenn er zurückkam, ſeiner Gemahlin erzählte, wie und was für Worte er geſprochen habe: es waren gewöhnlich ihre eigenſten Worte, die ſie ihm in den Mund gelegt hatte.

Daß der Großherzog Carl Friedich trotz ſeiner Gemüthsblödigkeit doch aufs Regiment, auf die Ausübung der Herrſcherpflichten als Souverain, ſehr eiferſüchtig war, dies bezeugt eine ſehr heitre Anecdote. Ein Maler zeigte ihm einſt das von ihm gefertigte Portrait ſeines Bruders, des ſtarken Prinzen Bernhard, den der alte Carl Auguſt ſo liebte und dem Erſtgebornen ſo vorzog. Die königliche Hoheit ſtand nicht in dem richtigen Lichte, um das Gemälde richtig zu taxiren, wenigſtens glaubte das der Maler zu bemerken, um ſich die gehofften Lobſprüche zu verſchaffen. Er ſagte in ſeinem Eifer, ſie zu fiſchen, dem Großherzog: „Ew. Königliche Hoheit müſſen auf dieſe Seite treten!“ Die Königliche Hoheit bemerkte darauf mit ungewöhnlich ſcharfem Accente: „Ein Souverain ſoll müſſen?“

Carl Auguſt ſchon hatte erkannt, daß ſein Sohn einſt ein Selbſtherrſcher — nach ſeiner Manier freilich — ſein werde. Der Erbgroßherzog forderte einſt

von einem Kammerdiener in Gegenwart seines Vaters ein Glas frisches Wasser, aber ganz frisches. Als der Kammerdiener mit dem Glase kam, fragte der Erbgroßherzog wiederholt, ob das Wasser frisch sei, aber ganz frisch? Der Kammerdiener versicherte, daß er dasselbe eben von der Plumpe geholt habe. Der Prinz erwiderte: „Nun, wenn das der Fall ist, so gehen Sie noch einmal herunter und holen mir anderes." Carl August meinte in seiner burschikosen Weise: „Das wird ein Mordkerl einmal werden!"

Als Carl Friedrich „regierender" Herzog geworden, hielt er sich für verpflichtet, den von löblicher Vorzeit her althergebrachten Ständeunterschied aufrecht zu erhalten. Fräulein Adele Schoppenhauer ward von Sr. Königlichen Hoheit durchaus nur als Mademoiselle Adele Schoppenhauer anerkannt, ebenso Fräulein Seidler, die Malerin, die sonst doch ein großer Liebling von ihm war: erwähnte Jemand Fräulein Seidler im Gespräch mit ihm, so unterließ er nicht zu verbessern: „Sie wollen Mademoiselle Seidler sagen." Einst war bei Anwesenheit des Großherzogs in einer kleinen Stadt Ball auf Subscription. In den Listen fand der Monarch Aufführungen, wie: „Amtmann X., Doctor Y., Apotheker Z," jeder mit einer Anzahl von „Fräulein" Töchtern. Als der Monarch auf dem Balle erschien, trat er der Reihe nach zu dem Amtmann X., Doctor Y. und Apotheker Z. und erkundigte sich nach dem Befinden der „Mamsell" Töchter, huldvoll, aber mit ungewöhnlich scharfer Betonung der dem Fräulein substituirten Titulatur.

Außer solchen ungewöhnlichen Aufregungen war Carl Friedrich ein ungemein gutmüthiger und leutseliger Herr und wegen dieser hohen Gutmüthigkeit und Leutseligkeit auch sehr beliebt. Man erzählt viele Züge dieses Herrn, die seinem Herzen Ehre machen. Man machte ihm einst die Bemerkung, daß man so wenig Nachtigallen in und um Weimar höre, sie müßten wohl weggefangen worden sein. Carl Friedrich bestätigte das und meinte: „Wenn ich eine Nachtigall hören will, muß ich einen Käfig vor mein Fenster hängen lassen, aber dann dauert es mich, daß mein Kammerdiener nicht schlafen kann.“ Als die alle Welt ergreifende Furia des Jahres 1848 auch das kleine Ländchen Weimar ergriff, trat der große Fond von Wohlwollen und Güte in Carl Friedrich's Seele auf eine so die Herzen gewinnende Weise hervor, daß seine Popularität in den letzten Lebenstagen am entschiedensten war: er verglich sich wegen einer Civilliste und begnügte sich mit dieser Civilliste freiwillig schon im Jahre 1848 und ließ auch noch eine Summe freiwillig nach. Die Regierung von Weimar hatte zuletzt Bernhard von Watzdorf, der sehr ungleiche Schwiegersohn des Dresdner Premiers Könneritz, als erster Minister geführt; während dieser Schwiegervater in Dresden abgehen mußte, erhielt sich Herr von Watzdorf in seinem Posten und mußte nur den Dr. Oscar von Wydenbrugk, Mitglied der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, sich als demokratische Zuthat zur Seite stellen lassen.

Eine der curioſeſten Paſſionen hatte Carl Friedrich, eigentlich zu reden, ein Paſſionchen, und zwei ſtereotype Wortſpiele oder Räthſel. Das Paſſionchen war das für Nippes und alte Sachen, von welchen er im Tiefurter Schlößchen eine wahrhaft fabelhafte, mit vielen tauſend Thalern aus allen Auctionen nah und fern aufgetriebene Collection in höchſteigener Perſon aufgeſtellt hatte: alle Zimmer, alle Tiſche, alle Stühle, alle Wände von unten bis oben, ſogar die Brüſtungen der Fenſter und Thüren waren mit ſolchen Raritäten gefüllt, mit Porzellainſachen, mit Tellern, mit Gläſern, mit Taſſen, mit Fächern, mit ruſſiſchen Oſtereiern, mit chineſiſchen Pagodenl und anderweiten Figürchen, mit Kupferſtichen, mit Stahlſtichen, mit Bildern aus Modejournalen, Taſchenbüchern u. ſ. w. u. ſ. w. Perſonen, die dieſe aus vielen tauſenden von einzelnen Nummern beſtehende Tiefurter Sammlung, die noch exiſtirt, geſehen haben, verſichern, daß der Eindruck davon ein geradezu ſinnenverwirrender ſei. Se. Königliche Hoheit aber, die öfters ganz allein nach Tiefurt herausfuhren und hier halbe Tage lang mit dem Rangiren dieſes Chaos und Labyrinths verbrachten, wußten ſo vortrefflich Beſcheid, daß ſie es alsbald bemerkten, wenn nur ein Porzellainmops von ſeiner ihm Allerhöchſt angewieſenen Stelle verrückt worden war. Beſonders liebte dieſer ſammelluſtige Herr Taſſen: ein Appartement in Weimar war teraſſenförmig mit einer Unzahl derſelben gefüllt. Ein viel würdigeres Denkmal der Vorliebe Carl Friedrich's für alte Sachen war die Reſtauration der Wartburg.

Carl Friedrich
1828—1853.

Carl Friedrich war, wie ſchon oben beiläufig erwähnt worden iſt, der Liebling ſeiner Mutter, Luiſe von Darmſtadt, die ihn nach des Vaters Anſicht allzuſehr verzärtelte und weibiſch machte; deshalb zog Carl Auguſt ſeinen jüngſten Sohn, den ſtarken Bernhard, welcher ganz nach ſeinem Sinne war, ihm vor und hätte dieſem Jüngſten gar zu gern die Nachfolge verſchafft.

Carl Friedrich, geboren 1783, hatte ſeine erſte Jugend verlebt in der glücklichſten Zeit Weimars, wo Göthe und Schiller auf ihrem Lebensgipfel ſtanden und wo die mächtigen Wogenſchläge, die von dem revolutionirten Frankreich herüberſchlugen, auch in Deutſchland alle Gemüther aufregten. Es findet ſich nicht, daß die außerordentlichen äußeren Begebenheiten auf Carl Friedrich's innere Entwickelung großen Einfluß ausgeübt hätten: ſein Horizont war von Jugend auf klein, Mährchen waren ſeine Lieblingslectüre: er hat ſie bis an ſein Lebensende vorzugs-

weiſe geliebt. Die Gouverneure gaben ſich viele Mühe mit ihm, ihn zur Selbſtthätigkeit, zum um ſich Schauen, ſich Orientiren zu bringen; unter andern waren ſie darauf bedacht, den Ortsſinn in ihm zu entwickeln. Bei einem Spaziergang ward er auf ein Haus aufmerkſam gemacht, das er ſich merken ſollte, mit dem Bedeuten, daß man bei einem ſpätern Spaziergang darüber Nachfrage halten werde. Der Prinz war nicht im Stande, dieſes Haus wieder aufzufinden; er ward befragt, ob er ſich denn nicht die Merkmale imprimirt habe; er erwiederte treuherzig: „Freilich, es ſaß eine Krähe darauf.“ Thatſache iſt, daß Carl Friedrich den ſchönen Park von Weimar nicht liebte, er zog Ettersburg vor und beſonders Tiefurt: im weimariſchen Park ſoll er von ſeinem Gouverneur einmal eine Ohrfeige erhalten haben. Später machte der Prinz mit ſeinem Oberhofmeiſter Baron Wolzogen, Schiller's Schwager, eine Tour nach „jener linken Seite, wo deutſche Treue vergeht,“ er ſah im Jahre 1802 den Hof des damaligen erſten Conſuls und vermählte ſich einundzwanzigjährig 1804 mit der Großfürſtin. Er war bereits fünfundvierzig Jahre, als er die Regierung antrat. Er war in ſeiner Jugend ein bel homme geweſen, noch jetzt ein Herr von ſtattlicher und anſehnlicher Geſtalt, ſpäter ward er etwas ſchief: dieſes Schiefwerden nahm mit dem Alter ſo zu, daß er ausgepolſterte Kleider tragen mußte. Eigenthümlich lebhaft und beweglich war ſein Mienenſpiel, ſeine Art den Kopf zu werfen und zu converſiren, die Stimme war das ſpezifiſche ſächſiſche Idiom und ziem-

lich laut, ſeine Phraſen pflegte er oft hintereinander zu wiederholen.

Carl Friedrich's Gemahlin, die ruſſiſche Großfürſtin Marie, war eine Dame zwar nicht groß an Leibesgeſtalt, aber von den größten Manieren: ſie erſchien, wie alle ruſſiſche Prinzeſſinnen, mit der höchſten Grandezza; ihre Mutter, die badniſche Prinzeſſin, war durch ihre Toilettenkünſte berühmt, ſie erſchien in ihrem ſpäten Alter noch wie eine Frau nicht über vierzig Jahre, im Deshabillé ſank ſie freilich wie ein Klümpchen zuſammen; die Tochter hatte etwas von der Mutter. Der durch ſie ſchon unter Carl Auguſt ziemlich glänzend gewordene kleine Hof wurde, ſeit ſie regierende Großherzogin geworden war, glänzender und immer glänzender, die an den Petersburger Glanz in ihrer Jugend gewöhnte Großfürſtin ſorgte, mit Petersburger Gelde reichlich verſorgt, für eine möglichſt glänzende Repräſentation. Die Geburtsfeſte der Hoheiten, noch 1852 das Feſt bei Vermählung des zweiten Prinzen Herzog Bernhard's mit der Tochter des Königs von Würtemberg, wurden mit wahrhaft königlicher Pracht gefeiert, die Großherzogin erſchien dabei in ihrem Diamantenſchmuck, der Millionen werth war. Sie war die Lieblingsſchweſter Alexander's geweſen, er hatte ſie ſo lieb, daß er ſogar Meubles, z. B. Schreibtiſche, die ſie eine Zeitlang gehabt hatte, mit ihr tauſchte; in ſeinem Teſtament hatte er ſie vorzugsweiſe mit kaiſerlich glänzenden Legaten bedacht. Das Geburtsfeſt der Großherzogin, der dritte Februar, war der feſtlichſte Tag für Weimar: an

demſelben fanden ſich die Cavaliere von nah und fern zur Cour ein, das kleine Weimar war dann in allen Gaſthäuſern überfüllt, die Großherzogin, leider in ihrem ſpäteren Alter mit Schwerhörigkeit heimgeſucht, machte die Honneurs auf die liebenswürdigſte und verbindlichſte Weiſe. Zu der Schwerhörigkeit der Großherzogin kam leider der für die Converſation mit ihr noch weit ſtärker erſchwerende Umſtand, daß ſie ſehr leiſe ſprach und diejenigen, an deren Stimme ſie nicht gewöhnt war, ſehr ſchwer verſtand; trotz öfterer Wiederholung der Worte von beiden Seiten war ſehr oft keine Verſtändigung herbeizuführen. Der Hof hatte mehrere ausgezeichnet ſchöne, liebenswürdige, intereſſante und piquante Damen: unter den ſchönſten glänzte Jenny von Pappenheim, die für eine Tochter König Jerôme's von Weſtphalen galt, ihm frappant ähnlich war und nachher mit Herrn von Guſtedt, Landrath in Roſenberg bei Marienwerder in Preußen ſich vermählte, und zwei Fräulein von Spiegel, Töchter der ſchönen Hofmarſchallin, von denen Pauline an Herrn von Helldorf und Melanie, die ſchönere Schweſter, nach Stuttgart an den dortigen Hofmarſchall Baron Seckendorf ſich verheirathet hat.

Die Regierung blieb in den Händen der alten Miniſter Carl Auguſt's: das Regierungs- und Juſtizdepartement, eingeſchloſſen die auswärtigen und Hausangelegenheiten, beſorgte Freiherr von Fritſch, die Finanzen und die Hofhaltungsſachen Freiherr von Gersdorf, ein lebhafter, ziemlich unabhängig

gebahrender und sehr gebildeter Herr: von letzterer Eigenschaft ist der Beweis, daß er den Philoktet übersetzt hat und von ersterer, daß er zum öfteren den Fürstlichkeiten widerspruch und auf seiner Meinung bestand. Er hatte sich mit der schönen Mutter der schönen Fräulein von Pappenheim, einer gebornen Gräfin Waldner aus dem Elsaß vermählt, trotzdem, daß diese ihm selbst die Vorstellung gemacht hatte, daß keine Dame am westphälischen Hofe dem Verdacht habe entgehen können, dem König sehr nahe gestanden zu haben; gerade ihr Widerspruch reizte Herrn von Gersdorf und er heirathete sie; als später Graf Keller nach Weimar kam und gegen Frau von Gersdorf wegen ihrer Cassseler Abenteuer sprach, forderte er ihn vor die Klinge. Sie gebar ihm eine Tochter, die 1842 sich mit dem Hofmarschall und Adjutant Graf Friedrich Beust vermählt hat. Der Hauptmacher in den Geschäften in Weimar war unter Carl Friedrich der Geheime Rath Dr. Schweitzer. Göthe hatte noch bis zu seinem Tode 1832 die Oberaufsicht über alle unmittelbare Anstalten für Wissenschaften und Kunst.

Das eigentliche Heft der Regierung führte in den fünfundzwanzig Regierungsjahren Carl Friedrich's seine kluge Gemahlin. Da der Großherzog, trotz seiner Gemüthsblödigkeit doch aufs Regiment sehr eifersüchtig war, wußte die Großherzogin auf die feinste Weise es zu verbergen, daß sie es eigentlich sei, welche „regierende" Großherzogin sei in der That und in der Wahrheit; niemand weniger als

2. Obere Landes-Justizbehörden:

a. Ober-Appellationsgericht zu Jena:
Präsident: Dr. Ortloff.

b. Appellationsgericht zu Eisenach:
Präsident: Kammerherr von Mandelsloh.
Vicepräsident: Busch.

c. Ober Postinspection:
Vorsitzender: wirklicher Geh. Hofrath Helbig.

d. Immediat-Commission für das katholische Kirchen- und Schulwesen:
Vorsitzender: geistlicher Rath Diesing, kath. Pfarrer zu Weimar und Jena.

III. Militair-Commando:

Chef: Obrist von Poyda.

IV. Diplomatisches Corps:

1. Weimarische Geschäftsträger und Consuln in Deutschland:

1. In Wien: Kammerherr Freiherr von Borsch und Borschod, Geschäftsträger, zugleich für Gotha, Meiningen und Altenburg accreditirt.

2. In Berlin fungirte noch 1848 Geheimer Legationsrath und Kammerherr Carl Baron von Martens als Ministerresident; 1853 ward der frühere altenburgsche Minister, Louis Graf Beust, als Gesandter sämmtlicher thüringischer Staaten accreditirt.

3. In München: von Kraft, Consul.

2. Weimarische Consuln im Ausland:

1. In Bordeaux: Klipfch, Consul.

2. In London: Cahlmann, Conſul.

3. In Brüſſel: nicht ernannt.

4. In Amſterdam: Serrurier, Gen. Conſul.

5. In New-York: Ed. Stucken, Conſul.

3. Fremdes diplomatiſches Corps in Weimar:

1. Oeſtreich: Der Geſandte in Dresden, Graf Kueffſtein.

2. Preußen: Der Geſandte in Dresden, Graf Galen.

3. Baiern: Der Geſchäftsträger in Dresden, Baron Giſe.

4. Rußland: Der Geſandte in Dresden, Geh. Rath von Schröder und Baron Franz Friedrich Apollonius von Maltitz wirkl. Staatsrath.

5. England: Der Geſandte in Dresden, Mr. Forbes.

6. Frankreich: Der Geſandte in Dresden, Mr. de Salignac-Fénélon.

7. Niederlande: Der Geſandte in Berlin, Baron Schimmelpenninck.

8. Belgien: Der Geſandte in Berlin, Dr. Nothomb.

9. Schweiz: Der Conſul in Leipzig, Hirzel-Lampe.

Der Hof
Carl Alexander's,
seit 1853.

Carl Alexander,
seit 1853.

Der regierende Großherzog Carl Alexander, Carl Friedrich's einziger Sohn, ist geboren nach vierzehnjähriger Ehe desselben mit der russischen Großfürstin im Jahre 1818. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung durch einen französischen Schweizer und war viel, wie er selbst mit liebenswürdig bescheidner Dankbarkeit anerkannt hat, mit Göthe's Enkeln zusammen im Hause dieses literarischen Nestor's, an dem er mit größter Pietät hängt. Er diente darauf eine Zeit Lang als preußischer Cuirassieroffizier in Breslau: dieses Garnisonsjahr hat er sein unglücklichstes Jahr genannt. 1842, vierundzwanzig Jahre alt, vermählte er sich mit einer Oranierin, die auch an Leib und Seele ganz eine Oranierin ist, der Prinzessin Sophie von den Niederlanden.

Ein Jahr nach seiner Vermählung schrieb die dereinstige enthusiastische Freundin der Schwägerin Schiller's, Caroline von Wolzogen in Jena die Worte in ihrem Tagebuche über ihn nieder: „An-

genehme Eindrücke durch die Anwesenheit meines lieben Prinzen. Das frühere Vertrauen zu mir hat sich erhalten, Freude an meinem Wohlgefallen, wie zuvor. Er ist fester in sich geworden, sein Betragen fürstlicher; er flieht das Leere, will sich als Mann zeigen und vermag es. — Billiges Urtheil über Alles. „Nur nicht einrosten müssen wir", sagte er. In Ilmenau war ihm wohl, „so eigen wohl wird mir, wenn ich allein in einen dichten Wald hineingehe und die Bäume sich über mir wölben." Sich der Einsamkeit freuen, bei einem Prinzen ein seltener, innern Gehalt bewährender Geschmack."

Auch andere unabhängige Stimmen von Personen, die ihm nahe gestanden haben, bezeichnen ihn als einen Herrn der besten Intentionen; noch Andere wollen die Schwäche in ihm aufgefunden haben, daß er etwas affectirt sei. Er liebt vorzugsweise, den alten Familientraditionen gemäß, Künstler und Gelehrte, empfängt sie an seinem Hofe und unterhält mit ihnen Correspondenz. Freilich traf es sich, daß unter diesen Künstlern und Gelehrten, die der Hof bewirthete, auch fahrende Genies vorkamen, die man später nicht gern bewirthet zu haben wünschte, weil es sich zeigte, daß sie Leute von mauvais genre waren: ein Exempel war der Declamator und Vögelliedersänger, der östreichische Baron Kleßheim, der am Hofe sehr fetirt, wiederholt zu Thee und Tafel eingeladen, vom Prinzen wegen seiner Künste umarmt und von der Prinzessin sogar zum Tanz aufgezogen worden war. Eine sehr glückliche Zeit für den jungen Herrn, als er noch Erb-

großherzog war, war eine Reiſe nach Italien; er machte namentlich einen längern Aufenthalt in dem ſchönen Sorrent, er erklärte dieſen Aufenthalt für die glücklichſte Zeit ſeines Lebens.

Trotz der guten Intentionen iſt Carl Alexander an ſeinem Hofe nicht beliebt und im Volke entſchieden unbeliebt: die Einſichtsvollen wollen den Grund von jener Erſcheinung in dem Mangel des jungen Herrn finden, ſich nicht gehörig in Reſpect ſetzen zu können und von dieſen in dem gänzlichen Ungeſchick mit Leuten aus dem Volke zu verkehren. Mit den gebildeten Fremden aus der Mittelclaſſe, die bei ihm einſprechen, verkommt der Großherzog am Beſten, namentlich, wie geſagt, mit fahrenden Gelehrten und Künſtlern.

Seine Hofhaltung hat er nicht mehr ausſchließlich, wie ſein Vater, in Weimar, ſondern abwechſelnd in Weimar, Jena und Ilmenau. Die Waldeinſamkeit von Ilmenau iſt ihm am Liebſten.

Bei dem Huldigungseide, welchen das Militair dem neuen Großherzog geleiſtet hat, iſt die Beziehung auf die Verfaſſung, welche in den Eid der Staatsdiener aufgenommen wurde, weggeblieben, auch ward die vor 1848 beim Militair nicht bräuchlich geweſene chriſtliche Eidesformel wieder aufgenommen.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Berichtigungen und Zusätze.

Zu Band 26, Baden:

Seite 241, Zeile 5 von unten statt Rauenstein lies: Reuenstein.

Zu Band 27, Hessen:

Seite 246, Zeile 11 von oben statt Graf von Pappenheim lies: Herr von Pappenheim. Die Gemahlin dieses Herrn war die Mutter der in der weimarischen Hofgeschichte S. 322 vorkommenden schönen Jenny von Pappenheim.

Seite 265 am Schluß ist zuzusetzen: Der Chor sang: Viva Atalanta! Der Kurfürst verstand: Viva der alte Landgraf!

Seite 272, Zeile 9 von oben ist bei Rivalier zuzusetzen: der sehr reich starb, der Kurfürst hatte ihm Namen, Wappen und Lehne der ausgestorbenen Familie von Meisenbuch gegeben.

Seite 280, Zeile 12 von oben und Seite 287, Zeile 7 im Text ist zu berichtigen: der Kurprinz war nicht preußischer Officier.

Seite 401, 403, 431 u. 439 ist statt Schleierweber: Schleiermacher zu lesen.

Seite 407, Zeile 13 von oben lies ſtatt pour: par.

Seite 455, Zeile 7 von oben iſt zu leſen ſtatt St. Clair: Sinclair: er ſtarb zur Zeit des Wiener Congreſſes in einem der übelſt berüchtigten Häuſer Wiens.

Seite 460, Zeile 15 von oben lies: Feldmarſchall-Lieutenant.

Zu Band 28, Weimar:

Seite 9, Zeile 12 von unten lies ſtatt of: for.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

JUN - 1 1916

Form 410

B'D[illegible] 191[illegible]